Eine Jagdfahrt nach Ostafrika mit dem Tagebuch eines ...

Richard Oberländer

MYPE
Oberlaender

Eine Jagdfahrt nach Ostafrika.

Eine

Jagdfahrt nach Ostafrika.

Mit dem

Tagebuch eines Elefantenjägers.

Von

Oberländer,

Verfasser der Werke „Durch norwegische Jagdgründe", „Quer durch deutsche Jagdgründe" „Der Lehrprinz" und „Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes".

Mit 21 Originalzeichnungen von W. Kuhnert
und vielen Aufnahmen nach der Natur.

Berlin.
Verlagsbuchhandlung Paul Parey.
Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.
SW., Hedemannstraße 10.
1903.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, S.-A.

Meinem

lieben Freunde und Jagdgefährten

Herrn Rittmeister

Constantin Vierordt.

Vorrede.

m Afrika muß schon etwas ganz Be-
vermögen, wenn sich ihm die Aussicht
inden neben den bestehenden, umfang-
Thema behandeln.

eranlaßt, gleich hier an erster Stelle zu
r Gedanke gekommen wäre, eine Feder
chließlich darum gehandelt hätte, meine
vor zwei Jahren unternommenen Jagd-
entlichen. Denn was ich gesehen habe,
gesehen, ohne daß es ihnen eingefallen
n das Interesse eines größeren Leser-

ich es für geboten, den Leser mit der
orliegenden Buches näher bekannt zu

i ich ganz unvermutet eine Einladung
nochenhauer aus Ostafrika, worin
ne durch das Gebiet zwischen Rufidji

Vorrede.

Ein Buch über Jagden in Afrika muß schon etwas ganz Besonderes zu bieten vermögen, wenn sich ihm die Aussicht eröffnen soll, Beachtung zu finden neben den bestehenden, umfangreichen Werken, welche dieses Thema behandeln.

Ich sehe mich deshalb veranlaßt, gleich hier an erster Stelle zu erklären, daß mir niemals der Gedanke gekommen wäre, eine Feder anzurühren, wenn es sich ausschließlich darum gehandelt hätte, meine eigenen Erlebnisse auf einer vor zwei Jahren unternommenen Jagdfahrt nach Ostafrika zu veröffentlichen. Denn was ich gesehen habe, haben vor mir viele andere gesehen, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, durch Veröffentlichungen das Interesse eines größeren Leserkreises zu fesseln zu versuchen.

Aus diesem Grunde halte ich es für geboten, den Leser mit der Geschichte der Entstehung des vorliegenden Buches näher bekannt zu machen.

Im November 1899 erhielt ich ganz unvermutet eine Einladung des Elefantenjägers August Knochenhauer aus Ostafrika, worin er sich mir als Führer für eine durch das Gebiet zwischen Rufidji

und Rowuma zu unternehmende Jagdexpedition anbot. Ich leistete gemeinsam mit meinem Freunde Herrn Rittmeister Vierordt, damals im Dragoner-Regiment Nr. 21, der Einladung Folge und reiste im Jahre 1900 nach Deutsch-Ostafrika. Wir jagten im Bezirk Donde, wurden jedoch durch einen Unfall nicht nur verhindert, bis in die eigentlichen Elefantenreviere im Bwemkuru-Gebiet vorzudringen, sondern leider gezwungen, vorzeitig heimzukehren.

Wir waren kaum nach Europa zurück, als uns die Nachricht vom Tode Knochenhauers erreichte. Er war am 2. November 1900 in seinem Jagdlager am Gurumasiwa gestorben. In seinem Nachlaß fand sich ein umfangreiches Manuskript über seine Jagden am Bwemkuru, welches in die Hände seiner in Deutschland lebenden Angehörigen gelangte und mir zur Veröffentlichung übergeben wurde.

Nachdem ich diese hochinteressanten, mitten aus der afrikanischen Jägerpraxis kommenden Schilderungen gelesen hatte, war ich mir klar darüber, daß dieselben keinesfalls für die Literatur verloren gehen oder das flüchtige Eintagsleben eines rasch vergessenen Zeitungsartikels führen dürften. Dazu waren diese Aufzeichnungen doch zu wertvoll!

Als weiterer Grund, der mich zur Veröffentlichung bestimmte, trat der Wunsch hinzu, den berühmt gewordenen Namen ausländischer Jagdschriftsteller einen deutschen Jäger gegenüberzustellen, der geeignet erscheint, unserer recht dürftigen deutschen Literatur über afrikanische Jagden zu dem ihr gebührenden Ansehen zu verhelfen. Es darf hier wohl ausgesprochen werden, daß die bestehenden Werke über afrikanische Jagd größtenteils so laienhaft geschrieben sind, z. B. sich derartiger schauerlicher Mißhandlungen der deutschen Waidmannssprache schuldig machen, daß sie für den waidgerechten Jäger einfach ungenießbar sind und von ihm niemals der Fachliteratur zugezählt werden können.

Wie der Weinkenner edlen Rebensaft aus dem Römer und niemals aus dem Wasserglase trinken wird, so verlangt auch der waidmännisch geschulte Leser, für die Schilderungen exotischer Jagden, die strenge Wahrung der Form und zieht aus ihrer Mißachtung den richtigen Schluß, daß der Schriftsteller von Jagd wenig verstehe.

vielmehr nur durch die Gunst der Verhältnisse zum Gelegenheits-jäger oder Dilettanten geworden sei!

Der Mann, dessen literarischen Nachlaß ich in dem vorliegenden Buche herausgebe, war kein Gelegenheitsjäger, kein Dilettant, sondern einer der besten der grünen Farbe, die je mit der Büchse übers Meer gezogen sind! Wenn ich ihm mit diesem Buche einen dauernden Denkstein zu setzen hoffen darf, so bin ich überzeugt, daß derselbe nicht nur seinem Andenken, sondern auch dem deutschen Namen, dem vaterländischen Waidwerk zur Ehre gereichen werde! Neben den Namen Selous, Gordon Cumming, Sanderson, Samuel Baker, Forsyth, Blanford, du Chaillu u. a. muß künftig der Name Knochenhauer die ihm gebührende Stelle einnehmen. Mancher der zuvor genannten Jäger ist berühmt geworden in seinem Vaterlande, und hat nicht annähernd so viel Wild gestreckt und beobachtet, wie unser bescheidener deutscher Landsmann und Waidgenosse. Bescheidenheit ist im allgemeinen eine Zier und im besonderen eine hervorragende deutsche Tugend; ich bin aber mein Lebtag kein Freund von ihr gewesen, wenn es gilt, deutsches Wissen und Können, deutsches Verdienst, ins richtige Licht zu setzen gegenüber selbstbewußten Engländern. Von diesem Standpunkt aus kann ich Knochenhauer den Vorwurf nicht ersparen, daß er, mit Rücksicht auf die ungeheuere Summe seiner in der Wildnis gesammelten Erfahrungen, stets viel zu bescheiden aufgetreten ist und von andern eine viel zu große Meinung gehabt hat.

August Knochenhauer, ein Sohn der sandigen Mark, hat elf Jahre seines Lebens in Deutsch-Ostafrika zugebracht, zu Anfang der 90er Jahre die Kämpfe gegen die aufständischen Eingeborenen unter Wißmann mitgemacht, als Mitglied der Emin Pascha-Expedition Afrika durchzogen und sodann 6—7 Jahre hindurch, beinahe ohne Unterbrechung, die Elefantenjagd berufsmäßig ausgeübt.

In dieser langen Zeit hat Knochenhauer siebzig Elefanten eigenhändig zur Strecke gebracht, eine ungeheuere Zahl, welche kaum von irgend einem anderen Elefantenjäger erreicht worden sein dürfte. Kein anderer Jäger hat aber auch Gelegenheit gehabt, gleich ihm, in die Einzelheiten der Praxis dieses seltenen Waidwerkes einzudringen und das riesige Wild so genau, unter allen möglichen Verhältnissen,

zu beobachten. Deshalb sind seine Mitteilungen über die Elefantenjagd nicht nur jagdlich, sondern auch zoologisch von höchstem Wert. Aus jeder Zeile spricht der praktische Jäger, dessen eminente Erfahrung durch tagelange Fährtenfolge quer durch die unbekannte Wildnis, durch eigenes Handanlegen beim Kappen der Zähne 2c., entstanden ist.

Leider behandelt das in meine Hände gelangte Manuskript nur einen kurzen Abschnitt dieses an Abenteuern so reichen Jägerlebens. Die Schußliste Knochenhauers wies, zur Zeit meiner Anwesenheit in Ostafrika, außer Elefanten, vielen Hunderten von Antilopen aller Arten, Leoparden, Sauen, Flußpferden, Krokodilen, die stattliche Ziffer von 11 Löwen und 34 Rhinozerossen auf. Es werden wohl wenige Jäger sein, welche sich derartiger Strecken rühmen können!

Bis kurz vor seinem Tode war er noch hinter den Elefanten her und, trotzdem er vor Schwäche kaum mehr die schwere Doppelbüchse zu führen vermochte, von beispiellosem Waidmannsheil begünstigt. Herr Arndt, z. Zt. in Tabora, der bis zu Knochenhauers Tode in seiner Gesellschaft jagte, schrieb mir: „Auf seiner letzten Jagd, zehn Tage vor seinem Tode, schoß Knochenhauer fünf Elefanten an einem Tage!!! Wäre er gesund gewesen, so würden es wohl doppelt so viel geworden sein. Beim fünften, dem er den linken Lauf zerschossen hatte, legte er die Büchse weg mit den Worten: ›A., geben Sie doch dem Burschen den Fangschuß — ich kann die Büchse nicht mehr halten!‹“

Knochenhauer war ein Mann von mittlerer Größe, eine richtige Husarenfigur, stahlsehnig, von ungewöhnlicher Ausdauer, mit scharfgeschnittenen, Entschlossenheit verratenden Gesichtszügen und Augen, die in ihrem durchbohrenden Ausdruck an den Falken erinnerten. Er galt in Ostafrika als einer der kühnsten Elefantenjäger, den die Kaltblütigkeit auch in den gefährlichsten Lagen nie verließ. Furcht kannte er nicht, und Unerschrockenheit war bei dem Leben, welches er jahrelang in der unbewohnten Wildnis, meistens nur von einigen unzuverlässigen, feigen Schwarzen begleitet, geführt hat, jedenfalls die unerläßlichste Charaktereigenschaft.

Persönlich war Knochenhauer der liebenswürdigste, bescheidenste Mensch, der alle Renommisterei haßte! Und wieviel Grund hätte er gehabt, von sich zu reden! So mußte man alle Schilderungen, in welchen er selbst eine hervorragende Rolle spielte, durch Fragen, mit Gewalt, aus ihm herausholen. Unablässig war er in seinem einsamen Jagdlager bemüht, durch Studium sein Wissen zu vermehren, und mehr als einmal staunten Vierordt und ich, über die unglaubliche Belesenheit dieses einfachen Jägers. Seinen Bildungsgrad bekundet am besten sein in diesem Buche enthaltenes Werk, dessen Manuskript er auf seinen Jagdzügen flüchtig mit Bleistift niedergeschrieben hatte und das von mir, schon aus Gründen der Pietät, von einigen stilistischen Änderungen abgesehen, in seiner Ursprünglichkeit belassen worden ist.

Mehr um den Grundsätzen der schriftstellerischen Technik gerecht zu werden und dem Leser ein abgerundetes Ganzes zu bieten, als in dem Glauben, besonderes Interesse erregen zu können, habe ich die Schilderung meiner eigenen Erlebnisse, in Form einer Reisebeschreibung, mit dem Tagebuch Knochenhauers vereinigt. Während dieses, vom Standpunkt eines eingebürgerten alten „Afrikaners" aus, jagdliche Verhältnisse schildert, hielt ich es für angezeigt, die Eindrücke darzustellen, wie sie sich dem Neuling aufdrängen, der nach langer Seereise die fernen Gestade einer vollkommen fremden Welt betritt. Möglicherweise sieht und beachtet dieser manches Interessante, das dem in Afrika heimisch Gewordenen entgeht oder bedeutungslos erscheint. Vielleicht rückt auch durch eine derartige Schilderung manches Ding in eine neue, interessante Beleuchtung, wie es ja in einer Reisebeschreibung oft weniger auf die Dinge ankommt, welche gesehen werden, als darauf, wer sie sieht!

Dies trifft ganz besonders auf den Abschnitt „Unter den Palmen Ostafrika's" zu, in welchem ich meine Ansicht über die Zukunft der Kolonie und ihre Entwicklungsfähigkeit so niedergelegt habe, wie sie sich mir nach den dort gewonnenen Eindrücken, und nach sorgfältigem Studium der einschlägigen Literatur, aufdrängen mußte. Andere Leute, besonders solche, die sich in Deutsch-Ostafrika niedergelassen haben, mögen anderer Ansicht sein; ob dieselben unbefangener urteilen, will ich dahingestellt sein lassen. Sollte sich mein Urteil

als falsch erweisen, so würde sich darüber im deutschen Interesse niemand mehr freuen, als ich selbst! Darüber kann nur die Zukunft entscheiden.

Gelingt es dem Buch, ein richtiges Bild von einer Reise nach Ostafrika und dem Jagdbetrieb daselbst zu entwerfen, so ist sein Zweck erreicht.

Kehl, im Oktober 1902.

Waidmannsheil!

Oberländer.

Inhalt.

Einleitung.

Es war Mitte November 1899, als ich, in der lieben Heimat ahnungslos mit Entenjagd und Hühnernachlese beschäftigt, eines schönen Morgens nachstehenden Brief erhielt:

„Jagdlager am Gurumasiwa,
den 30. September 1899.

Hochverehrter Herr!

Ein Schreiben aus Ostafrika, noch dazu eine Jagdeinladung enthaltend, wird Ihnen — ich zweifle nicht daran — unerwartet zugehen! Jedoch — ich will geradeswegs auf mein Ziel losgehen — diese Zeilen haben tatsächlich den Zweck, Sie zu einer Jagdreise hierher einzuladen, unter gleichzeitiger Beifügung aller notwendigen Erläuterungen. Aus welchem Grunde ich zu dieser Einladung komme? Ich bitte Sie, hochverehrter Herr, dieselbe als aus dem Bestreben entsprungen anzusehen (hier folgt eine Anerkennung meiner schriftstellerischen Tätigkeit, die weiter kein Interesse hat). . . . ., indem ich Ihnen Gelegenheit gebe, die höchsten Waidmannsfreuden durchzukosten, ohne den Kostenaufwand, welche Jagdreisen à la Schillings, Schöller ꝛc. erfordern, deren Strecken mangels jagdlicher Erfahrung bezüglich hiesiger Verhältnisse, Auswahl des Jagdgebietes ꝛc., von hier aus beurteilt, als glatte Mißerfolge

angesehen werden müssen. Hieran ändert das Waidmannsheil einer Strecke von drei Löwen an einem Tage auch nicht viel!

Halten Sie es nicht für Anmaßung, wenn ich annehme, daß Ihnen mein Name, durch einige bescheidene Beiträge aus dem Gebiete afrikanischer Jagd in der ‚D. J.-Z.‘, bekannt sein dürfte. —

Ich komme nun ohne Umschweife zur Sache selbst! — Seit zehn Jahren befinde ich mich hier in Deutsch-Ostafrika, zuerst als Mitglied der Emin Pascha-Expedition; ich habe seit acht Jahren in den verschiedensten Teilen des Schutzgebietes gejagt und jage seit einigen Jahren berufsmäßig Elefanten mit behördlicher Konzession.

Da ich höre, daß Sie eine Jagdreise nach Norwegen unternahmen, so gehe ich wohl nicht fehl in der Annahme, daß Ihnen eine Jagdreise nach Ostafrika nicht zu gewagt erscheinen wird. Ich gehe deshalb direkt zur Jagd über und präzisiere schon jetzt deshalb so genau, um Ihnen weitläufige Nachfragen über viele Tausende von Land- und Wasserkilometern zu ersparen. Auch fasse ich mich im einzelnen recht kurz.

Als beste Jagdzeit rechne ich die Monate Juli bis November. Zur Erreichung einer guten Strecke genügen sechs Monate Jagdzeit. Jagen würden Sie in dieser Zeit auf: Elefant, Nashorn, Flußpferd, Giraffe, Elenantilope, Büffel, Kudu, Hartebeest, Gnu, Wasserbock, Rappenantilope, Riedbock, Buschbock, Ducker, Schopfantilope, Zwerggazelle, Zebra, Strauß, Krokodil, drei Arten Wildschweine, Löwe, Leopard.

Die unterstrichenen (Sperrdruck) Wildarten schießen Sie sicher, die übrigen höchst wahrscheinlich; Raubzeug ist, wo auch immer und wenn noch so häufig, Sache reinen Waidmannsheils!

Ausrüstung: Repetierbüchse Modell 88 mit 600 Patronen, davon 400 Ganzmantel, 200 $^{11}/_{12}$ Mantelgeschosse mit ogivaler Spitze und 2,75 g Blättchenpulver (nicht 2,8 g). Ja nicht etwa Halbmantelgeschosse oder abgeflacht! Dieselben sind auf unsere schweren Antilopen, wie Büffel und Elenantilopen, die über 1200 Pfund (aufgebrochen) schwer werden, fast wirkungslos, ja auch für geringere, wie Wasserbock, Kudu, im Gewicht von 6—800 Pfund aufgebrochen, unzureichend. Für Nashorn und Büffel, auch Giraffen, stellt man sich, durch Wegnahme der äußersten Geschoßspitze, aus Vollmantel-

geschossen ein überaus wirksames Geschoß her. Es empfiehlt sich, zu diesem Zweck eine feine, flache Feile mitzuführen. Für Elefanten steht Ihnen mein „Paradox", Kaliber 8, jederzeit gern zur Verfügung. Für Modell 88 empfiehlt es sich noch, ein komplettes, eingepaßtes Reserveschloß mitzunehmen.

Bekleidung: Zwei bis drei schilfleinene Anzüge, derbe Hosen, dito Schnürstiefel und Gamaschen. Breitrandiger, grauer, dicker, eventuell doppelter Filzhut.

Außerdem: Zwei wollene Decken, gutes Jagdmesser, Krimstecher, eine dicke Joppe für kühle Abende. Kupferfeldflasche für mehrere Liter. Mein Zelt genügt auf Märschen für zwei Personen; im Revier bauen wir uns kostenlos aus Bambus ein bequemes Häuschen in drei Tagen. Gehen wir hierher, so ist nettes Häuschen schon fertig.

Medikamente: 25 g Chinintabletten (muraticum), 20 g Calomel, 20 g Opiumtropfen, etwas Verbandwatte und Gaze, englisches Pflaster.

Um jedem Mißverständnis von vornherein zu begegnen, erkläre ich Ihnen klipp und klar, daß Sie sich durch Annahme meiner Einladung mir gegenüber nicht die geringste Verpflichtung auferlegen, daß es mir vielmehr eine Ehre sein wird, mit Ihnen zusammen gejagt zu haben!

Ebenso stelle ich nicht nur meine persönliche Erfahrung als Führer in Ihren Dienst, sondern auch meine schwarzen Jäger, Koch 2c., und hoffe, daß, nach beendeter Jagd, Ihnen die Afrikareise als angenehmste Erinnerung fürs Leben verbleiben wird!

Als für uns in Betracht kommende Reviere würde ich die Gebiete um Kisaki und Ulanga (von Dar-es-Salaam in acht Tagen zu erreichen) ansehen, woselbst alles oben bezeichnete Wild vorkommt. Sollte es mit Elefanten dort im nächsten Jahre nicht besonders sein, was ich aber vorher schon in Erfahrung zu bringen versuche, so können wir uns auch zuerst hier ein paar Elefanten holen und dann via Barikiwa nach Kisaki gehen.

Das Klima ist in den Monaten Juli bis November durchaus erträglich, die Hitze selten über 25° R.; Fieber beinahe gar nicht! Leichte Malaria-Anfälle schaden keinem Menschen, wenn er Chinin bei sich hat. (!!)

Ich würde Ihnen im Falle einer Zusage raten, sich so einzurichten, daß Sie spätestens Ende Juni in Dar-es-Salaam anlangen. Ich würde auf Benachrichtigung dorthin kommen, da ich ja während der Regenzeit — Dezember bis Mai — nicht jage, und es mir keine großen Umstände macht, anstatt nach dem Nyassa, wohin ich sonst während dieser Zeit reise, mal nach der Küste zu gehen.

Haben Sie noch weitere Fragen, so bitte sich an meinen Bruder, den Apotheker Paul Knochenhauer in Fürstenwalde a. d. Spree, zu wenden. Derselbe hat seiner Zeit ein Jahr hier mit mir gejagt, kennt die Verhältnisse einigermaßen und ist gewiß zu Auskünften gern bereit.

Zum Schluß spreche ich die Hoffnung aus, daß Ihre Zeit es Ihnen gestatten möge, diese Reise zu unternehmen, mit dem Hinzufügen, daß sich Ihnen die Gelegenheit, in den besten Revieren der Welt erfolgreich zu jagen, kaum je wieder derart bieten dürfte.

In der frohen Erwartung zusagender Antwort entbiete ich Ihnen aufrichtiges Waidmannsheil!

August Knochenhauer.

P. S. Zur Mitnahme eines Schrotgewehres, das nur unnütze Kosten verursacht, rate ich nicht, da Sie hier kaum die Lust anwandeln wird, auf allerdings stark vertretenes Flugwild zu jagen! Adler, Gänse ꝛc. schießen Sie auch besser mit Modell 88 Vollmantel."

— — „Donnerwetter! Eine Einladung nach Ostafrika zur Elefantenjagd!!" sagte ich mir, nachdem ich den merkwürdigen Brief zweimal gelesen hatte. Das ist entschieden eine andere Nummer, als wenn Freund Vierordt die Einladung in sein prächtiges Rotwildrevier bei Heidelberg sendet! Ach was, Unsinn ist das! Wo werde ich denn nach Ostafrika fahren und mich von der Sonne rösten lassen! Überdies trug ich mich damals stark mit dem Plane einer Jagdreise durch Rußland. Ich legte den afrikanischen Brief beiseite und holte ihn erst nach einigen Tagen wieder hervor, als auf einer Treibjagd von der Jagdexpedition die Rede war, welche Herr Karl Lamarche in Straßburg ins Somali-Land unternommen hatte. Ich gab den Brief einigen meiner Freunde zu lesen.

— „Mensch!" sagten die — „und da willst du nicht hingehen? Eine so prächtige Gelegenheit verpassen?"

Die Geschichte fing langsam an, mir mächtig im Kopf herumzugehen, und nach acht Tagen war ich schon so weit, daß ich sagte: „Aber allein — unter keinen Umständen!" Ich hatte noch die norwegische Reise im Gedächtnis, die ich allein durchführen mußte.

Rittmeister Vierordt.

Ein Reisegefährte nach Ostafrika ist so schnell nicht gefunden, denn mit jedem Beliebigen mag man doch nicht monatelang in der weiten Welt herumziehen. Ich sandte den Brief zunächst an meinen langjährigen Freund und Jagdgefährten Herrn Rittmeister Vierordt im Dragoner-Regiment Nr. 21 zu Bruchsal und erhielt zu

meiner nicht geringen Überraschung mit Wendung der Post die Nachricht: „Ich gehe ganz bestimmt mit, wenn ich Urlaub bekomme!"

Das war so gut wie eine feste Zusage, und ich ging nunmehr ernsthaft an die Vorbereitungen für das große Unternehmen. Einen besseren Reisegefährten konnte ich mir nicht wünschen, da ich, mit Vierordt seit langen Jahren eng befreundet, sicher sein konnte, daß wir in jeder Hinsicht vortrefflich harmonieren würden. Überdies war Vierordt ein weit gereister Mann, der seine Büchse schon einmal nach Afrika ins Land der Pharaonen, nach Ägypten, und bereits zweimal nach Indien und China getragen hatte.

So weit war alles in bester Ordnung, und ich schrieb an Knochenhauer kurz und bündig: „Ich treffe mit einem Reisegefährten Ende Juni in Dar-es-Salaam ein!" Ende März wurde Vierordt der Urlaub bewilligt, und mit fieberhafter Eile betrieben wir die Rüstung.

Von Tippelskirch & Co. in Berlin bezog ich zwei Feldbetten, Modell „Schutztruppe", die sich, trotzdem sie zu schwer waren, gut bewährt haben. Die Holzteile sind so massiv, daß sie 20 Centner zu tragen vermögen; ich verstehe nicht, weshalb diese Gegenstände, die doch alle auf Trägerköpfen befördert werden müssen, nicht um die Hälfte leichter angefertigt werden. Ferner ließ ich kommen für uns beide:

- vier Khaki-Anzüge,
- sechs Paar gelbe Schnürstiefel (ganz unpraktisch angefertigt),
- zwei Kupferfeldflaschen, zwei Liter haltend,
- einen sehr praktischen, leichten Zelttisch,
- vier Blechkoffer (ganz unentbehrlich),
- eine Gummibadewanne,
- zwei Gummiwaschbecken (sehr praktisch — ich habe das meinige mit Vorteil auf der russischen Jagdreise noch verwendet),
- zwei Schlafsäcke von Jakob-Köln, die beim Biwakieren gute Dienste tun; ich war auch in Rußland froh um den meinigen.

Statt teueren Decken nahmen wir vier Woylachs mit, und außerdem besorgte Vierordt englische Sättel und Zaumzeug.

Auf die Jagdausrüstung verwendeten wir natürlich besondere Sorgfalt. An Stelle der Büchsen Modell 88 nahmen wir die neuen Streifenlader Modell 98 von Mauser, welche die Infanteriepatrone 7,9 mm mit 2,75 g Blättchenpulver schießen. Diese Büchsen mit ihrer außerordentlichen Präzision und enormem Durchschlag (700 m Anfangsgeschwindigkeit) sind heute das Beste auf das ungeheuer lebenszähe afrikanische Hochwild. Auch auf Elchhirsche in Rußland habe ich damit vergangenen Winter gute Erfahrungen gemacht; dagegen tritt bei geringerem Wild, z. B. Rehböcken, leicht bedeutende Wildbretentwertung ein. —

An Munition nahmen wir 1800 Patronen für Modell 98 mit, wovon 400 mit Vollmantel, 1000 mit 11/12 Mantel und 400 mit Hohlspitze (Expansion); letzteres Geschoß ist nach meiner Erfahrung von vorzüglicher Wirkung. Außerdem führten wir unsere Drillinge mit, Kaliber $\frac{11}{16 \cdot 16}$, für die jeder 200 Büchsenpatronen und 500 Schrotpatronen Nr. 0000, 1, 3, 5 und 7 zur Verfügung hatte. Dieser Munitionsvorrat mag manchem groß erscheinen; wer aber schon einmal die Erfahrung gemacht hat, wie rasch einige Streifen Mantelgeschosse in der Wildnis verknallt sind, wie oft sich Gelegenheit bietet, auf nie gesehenes Flugwild aller Arten zu Schuß zu kommen, und wie unmöglich es ist, im Innern Afrika's den Patronenvorrat zu erneuern, der wird darüber nicht mehr staunen.

Die Bewaffnung vervollständigten die vortreffliche Browning-Pistole, Jagdmesser und Standhauer. Auf Knochenhauers Rat versahen wir uns reichlich mit Raketen, um dem Verirren bei Nacht vorzubeugen.

Zu der Ausrüstung kamen noch:

zwei Löweneisen mit Federhaken,

vier Wolfseisen für Leopard, Hyäne, Schakal 2c., Hochsitze, die nie benutzt wurden, Reiseapotheke, Laternen mit Kerzen, photographische Apparate mit einer Unmasse Films, Instrumente zum Präparieren von Vogelbälgen, 4 kg Arsenikseife, Taschenmikroskop, Goerzsche Triëder-Binocles, Kompaß, Huppen und die gewöhnliche Jagdausrüstung.

Es war ein ganz anständiges Arsenal, das sich in zwei geräumigen Zimmern aufbaute und dessen Verpackung uns nicht geringe Kopfschmerzen verursachte. Bei dieser Gelegenheit möchte ich davor warnen, übermäßig große Kisten für derartige Expeditionen zu benützen. So fehlerhaft es ist, zu viele Kisten zu verwenden, da ja sehr leicht kleinere Stücke abhanden kommen, falsch verladen werden rc., so mißlich sind schwere Kolli von 6—8 oder noch mehr Zentner, wenn sie an einer Küste ausgeladen werden, wo die üblichen Beförderungsmittel, Krahnen, Lastboote rc., fehlen.

Vielen Dank schulde ich Herrn Karl Lamarche in Straßburg, der mir seine Erfahrungen auf liebenswürdigste Weise zur Verfügung stellte. Herr Lamarche, der bekannte hirschgerechte, elsässische Waidmann, hat in Indien viel gejagt und vor einigen Jahren eine sehr erfolgreiche Jagdexpedition ins Somali-Land unternommen, auf der er gegen hundert verschiedene Antilopen und drei Löwen streckte.

Durch Befolgung seiner erprobten Ratschläge haben wir in mancher Hinsicht die Ausrüstung einfacher und zweckmäßiger gestaltet und viele Kosten gespart. So ist z. B. die Mitnahme der Drillinge, der Tellereisen und anderer wichtiger Dinge lediglich auf seine Anregung zurückzuführen.

Endlich war der große Tag der Abreise gekommen, und wir dampften an einem herrlichen Maimorgen Italien zu, mit der Absicht, in Mailand und Rom vorübergehenden Aufenthalt zu nehmen und uns in Neapel auf dem Dampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie einzuschiffen.

Es war doch ein anderes Gefühl, als wenn man auf irgend eine Hasentreibjagd fährt. Der letzte Abschiedsruf „Auf gesundes Wiedersehen!" klingt durchaus nicht wie eine konventionelle, leere Redensart bei der Abreise nach Afrika!

I.

Von Neapel nach Port Saïd.

„Vedi Napoli e poi mori!"

Ein größerer Gegensatz fällt dem Reisenden wohl nirgends in die Augen, als wenn er, wohlgeborgen im bequemen Coupé des Schnellzuges, die wilden Schluchten und schneebedeckten Wände des Gotthardgebirges angestaunt hat, im Fluge den durchbohrten Leib des Bergriesen hinter sich lassend, allmählich niedersteigt in die sonnenbeglänzten Gefilde Italiens!

Eine neue Welt tut sich vor den bewundernden Blicken auf, eine Welt, angefüllt mit weicher, balsamischer Luft, begrenzt von anmutigen Höhen, durchzogen von weiten Tälern, deren beispiellos üppiger Pflanzenwuchs daran erinnert, daß wir uns in dem Lande befinden, „wo die Citronen blühen"! Eine Welt, überspannt von einem Himmel, dessen tiefes Blau sich widerspiegelt in der klaren Flut malerischer Seeen! In dieser Welt voll Licht und ewiger Heiterkeit gewinnen alle Farben neue Kraft, belebendes Feuer, und die vollste Üppigkeit entfaltende Natur scheint des Dichters zu warten, der sie besingt, des Malers, der ihre tausendfachen Reize in einzelne Bilder zerlegt, des Musikers, der in dieser Heimat des Sonnenscheines und der Farbenfreude zu neuen Tonschöpfungen angeregt wird!

Die Abendsonne läßt den langgestreckten Spiegel des Lago di Lugano aufleuchten, und zaubert satte Tinten auf die mit dichten Laubhölzern bestandenen Bergwände. Düstere Pinien erheben gruppenweise ihre ernsten Häupter und erinnern an mythische Haine, durch deren geheimnisvollen Dämmerkreis lichte Gestalten schreiten — die Toten, welche auf diesem Boden vor Jahrtausenden gelebt haben, und deren Namen der Geschichte angehören!

Rom! — mit ehernem Klang dröhnt der Name durch die Menschheitsgeschichte, und Ehrfurcht gebietet er heute noch, beim Betreten der Stätte, von der aus beinahe ein Jahrtausend hindurch die Geschicke der Welt bestimmt worden sind! Tief und voll tönt zur Mitternachtstunde die Glocke der Peterskirche über die schweigend unter uns liegende ewige Stadt hin, und das Licht des Mondes spielt geisterhaft um die Trümmer des Forum romanum! Welche Fülle von Bildern steigt vor dem geistigen Auge empor! — die Weltgeschichte, das Weltgericht entrollen sich vor den Blicken des nächtlichen Wanderers, und die Schauer der Ewigkeit erfassen das Herz! Diese toten, im Laufe von Jahrtausenden verwitterten Steine reden eine Sprache, lauter als irgend eine papierne Überlieferung! Sie erzählen von den Tagen des Ruhmes und Glanzes, von den Erfolgen menschlichen Genies, wie von den Greueln des Bürgerkrieges und den Strömen Blutes, die religiöser und politischer Fanatismus diesen Boden röten machten! Sie stehen hier sowohl als Zeugen menschlicher Größe, wie menschlicher Verworfenheit, Niedertracht und Grausamkeit, und an keinem anderen Orte auf dieser Welt kommt überzeugender das Bewußtsein von der Unbeständigkeit, Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Dinge! Was ist übrig geblieben von der römischen Weltherrschaft, die für ewige Zeiten festzustehen schien, von dem Walten des Genies eines Cäsars, von dem Glanz und Purpur der Kaiserzeit?? Sie sind untergegangen, und die verwitterten Steine haben sie überdauert!

Was ist endlich aus dem Geiste geworden, der die alten Römer belebte und sie zu Beherrschern der damaligen bekannten Welt machte? Er ist gleichfalls untergegangen, denn in dem Volke, welches heute die apenninische Halbinsel bewohnt, ist auch nicht ein Funke des alten, stolzen Römergeistes erhalten geblieben. Die Vermutung,

daß das Land vor zweitausend Jahren ein ganz anderes, weit rauheres Klima besessen habe, halte ich für durchaus begründet, und zwar deshalb, weil es mir ganz unmöglich erscheint, daß unter diesem zur Verweichlichung, zu Üppigkeit und Sinnengenuß verführenden italienischen Himmel viel anderes gedeihen könne, als Dudelsackpfeifer, Mausfallenhändler, Bänkelsänger und arbeitsscheues Gesindel, das sich in den Städten zu Bettlerbanden, in den Abruzzen und auf Sizilien zu Räuberbanden organisiert!

Ein traurigerer Anblick, als ihn die italienische Bevölkerung schon in Rom bietet, läßt sich nicht wohl denken. Scharen von herumlungernden Blumenverkäuferinnen, von Bettlern aller Altersklassen, überfallen auf Schritt und Tritt den wehrlosen Fremden. Noch schlimmer gestaltet sich das Straßenbild im Süden Italiens; Neapel und seine Umgebung weist nach meinen Beobachtungen zwei Bevölkerungsklassen auf: die eine bettelt, und die andere faulenzt! Denn wahrlich, arbeitende Menschen sind in Süditalien selten, wie weiße Raben!

Es ist ein Jammer, daß dieses herrliche Land, dessen Fruchtbarkeit so groß ist, daß sie eine zweimalige Getreideernte ermöglicht, von einem Volke bewohnt wird, dem, als höchstes Erdenglück, das sprichwörtlich gewordene „dolce far niente“, das süße Nichtstun, erscheint. Was könnten deutsche Intelligenz, deutscher Bauernfleiß, deutsche Tatkraft aus diesem Boden herauswirtschaften, auf welchem die Natur mit verschwenderischer Hand ihre Gaben dem Menschen in den Schoß wirft!

Und dennoch besteht ein ursächlicher Zusammenhang einerseits zwischen nordischer Tatkraft, nordischem Fleiß und der nordischen Natur, die sich nur nach harter Arbeit ihre kärglichen Gaben abringen läßt, sowie andererseits zwischen südländischer Liederlichkeit, südländischer Faulheit und der üppigen Fruchtbarkeit des Südens! Da, wo die Menschen in hartem Kampfe um das Dasein ringen, da finden wir Intelligenz, Tatkraft, Fleiß und Mut. Dort, wo die Natur, beinahe ohne jede Hilfe, dem faulenzenden Südländer die Trauben in den Mund wachsen läßt, dort gedeihen Stumpfsinn, Dummheit, Feigheit und Faulheit. Spanien, Portugal, Italien und Griechenland bieten sprechende Beispiele; trotz aller Fruchtbar-

keit sind sie als Staatswesen verlottert und bis über die Ohren verschuldet!

Allerdings brauchen wir unsere Bürgertugenden uns nicht als Verdienst anzurechnen. Capua ist auch den kriegsharten Heeren eines Hannibal zum Verhängnis geworden. In Wahrheit sind Not und Elend, oder vielmehr die Furcht vor ihnen, von jeher die Triebfedern alles menschlichen Fortschrittes gewesen, und wenn sich bei uns das Getriebe nach anderen Grundsätzen, nach einer besseren Weltanschauung regelt, als in den Südländern, so rührt dies einfach daher, daß wir in keinem Lande wohnen, wo „im dunkeln Laube Goldorangen glühen"!

Im übrigen muß ich gestehen, daß, wer ein Land mit den Augen des Jägers anzusehen gewohnt ist, der italienischen Landschaft wenig Sympathie entgegenbringen wird. — Das ganze Land gleicht einem großen Garten, über welchen Landhäuser und Villen zerstreut sind. Unzählige Obst- und Maulbeerbäume, an welchen sich Reben emporranken, verwandeln das Feld in einen lichten Wald. Wald! — ich habe keinen Bestand gesehen, der, nach deutschen Begriffen, diesen stolzen Namen verdiente. Selbst auf dem Wege durch die Apenninen sucht das Auge vergebens nach Hochwald; weite Bergwände weisen nichts auf als Buschwaldungen. Wie es mit der Forstwirtschaft bestellt sein muß, beweisen die krummen, verkrüppelten Telegraphenstangen, die einen wahrhaft traurigen, mitleiderregenden Anblick gewähren.

Düstere Regenwolken hingen am Himmel, als wir Neapel erreichten, wo wir den Reichspostdampfer „Kaiser" der Deutschen Ostafrika-Linie zur Reise nach Ostafrika zu erwarten hatten.

„Sieh' Neapel und stirb!" pflegt der Neapolitaner stolz zu sagen, wenn er die Herrlichkeiten seiner Heimat kurz ausdrücken will. In der Tat hat man nur nötig, sich in eine der zahllosen engen Straßen des schönen Napoli zu verirren, und es kann einem sterbensweh werden. Ich habe in meinem Leben noch keine schmutzigere Stadt gesehen, wie die Hauptstadt Süditaliens; wohl dem, der über keine Pointernase verfügt!

Da wir mehrere Tage zur Besichtigung der Umgegend vorgesehen hatten, bezogen wir Quartier im Hotel Haßler, einem

herrlich am Strand gelegenen deutschen Gasthof, den ich mit gutem Gewissen jedem Reisenden ebenso warm empfehlen kann, wie das vom gleichen Besitzer in Rom unterhaltene Hotel Haßler.

Gegen Abend hellte sich der Himmel endlich so weit auf, daß allmählich die weitere Umgebung erkennbar wurde. Sogar der alte Vesuv, der bisher mit über die Ohren gezogener Nebelkappe seine nie ausgehende Pfeife geraucht hatte, steckte seinen Kopf hervor. Gegen Süden ragt Capri mit seinen schroffen Wänden, wie eine ins Meer gebaute Festung, über die endlose Wasserfläche empor. Der weite Golf von Neapel mit den seine grünen Ufer umsäumenden zahllosen Städtchen, Villen — ah, es ist doch ein herrliches Bild, und die Enthusiasten, welche Neapel die erste Stelle unter allen Schönheiten der Erde einräumen, mögen nicht unrecht haben.

Allerdings ans Sterben dachten mein Freund Vierordt und ich vorerst noch nicht, sondern an eine Wagenfahrt über das Vorgebirge des Posilippo, auf der wir am nächsten Tage die Herrlichkeiten der weiteren Umgebung bei prächtigem Wetter zu übersehen vermochten. Unwillkürlich zog ich einen Vergleich zwischen dem Golf von Neapel und dem Anblick, welchen die Lofoten, jene wilde Inselgruppe im hohen Norden, bieten, wenn man sich ihnen über den Vestfjord nähert. Ich durfte die hier sich dem Auge eröffnende Pracht bewundern, wie ich wollte, an den überwältigenden, beinahe überirdischen Eindruck der Lofoten reichte sie nicht entfernt heran.

Das Pfingstfest — es war Pfingstmontag, als wir die Wagenfahrt über den Posilippo unternahmen — hatte Tausende von Landbewohnern nach Neapel geführt. Wir hatten Gelegenheit, die verschiedensten Bevölkerungsklassen in ihrem festtäglichen Treiben zu studieren.

Einen vorzüglichen Eindruck machen die Frauen und Mädchen, die in keiner Weise den Begriffen entsprechen, welche man sich bei uns zu Hause von den „üppigen, heißblütigen Südländerinnen" zu machen gewohnt ist. Kein Blick lohnt die Bewunderung, mit welcher der Fremde die Blumen des Südens zu mustern pflegt; kalt und stolz schweifen die Glutaugen der Schönen an ihm vorüber, als ob er Luft wäre, und mancher nordische Don Juan dürfte im schönen Italien auf schmerzliche Weise den Glauben an seine „Unwidersteh-

lichkeit" einbüßen. Allerdings wage ich nicht zu entscheiden, ob in diesem Verhalten der Italienerinnen nicht eine ganz fein berechnete Koketterie zu suchen sein mag.

An einem der nächsten Tage fuhren wir mit dem Dampfer über Sorrent nach Capri und besichtigten pflichtgemäß die blaue Grotte, welche ich mir allerdings großartiger vorgestellt hatte. Einen eigenartigen Anblick bietet der nackte Junge, der in die indigoblaue Flut nach hineingeworfenen Münzen taucht, und dessen Körper in der Tiefe wie flüssiges Silber schimmert. Ein Wagen brachte uns nach einem der höchsten Punkte der Insel, dem Restaurant Bitter, das einem deutschen Landsmanne gehört. Steil fallen hier die Felswände mehrere hundert Meter tief in das Meer ab, und ein wunderbarer Rundblick auf die weite See eröffnet sich von der Terrasse aus.

Bei unserer Rückkehr nach Neapel begrüßte uns der Bruder Vierordts, der vor kurzem von einer Reise nach Südafrika mit einem Dampfer der Deutschen Ostafrika-Linie zurückgekehrt war. Er warnte uns hauptsächlich vor dem Fieber, dessen Gefahren in Europa zu gering geschätzt würden. Wir fühlen uns indessen schon als halbe „Afrikaner" und schlagen die wohlgemeinten Ermahnungen nicht sehr hoch an. Hierin werden wir bestärkt durch einen alten Afrikaner, einen Herrn T. aus Dar-es-Salaam, der die Rückreise nach Ostafrika ebenfalls mit dem „Kaiser" zu machen beabsichtigt. Herr T. wohnt schon seit fünf Jahren in Dar-es-Salaam und findet es lächerlich, überhaupt von Fieber zu reden. Die Malaria verdient überhaupt nicht den Namen Fieber — es ist so eine Art Schnupfen —, ja, allerdings das „Schwarzwasserfieber", das ist eine andere Nummer, — kommt aber ganz selten vor! Ich habe diese sanguinische Auffassung der Gefahren des Klimas bei allen „Afrikanern" vorgefunden!

Jedenfalls ließen wir uns die Stimmung nicht durch Schwarzseherei verderben, sondern wandten uns den Genüssen des schönen Napoli und seiner Umgebung um so eifriger zu, je näher der Tag der Einschiffung rückte.

Auf kleinen Pferden ritten wir zum Aschenkegel des Vesuv hinan. Das bebaute Land schwindet, und bald befinden wir uns inmitten der weiten Lavawüste. Ein düsterer, lebensfeindlicher Anblick ist es,

den die nächste Umgebung des Feuerberges bietet! Kein Baum, kein Strauch, nicht einmal kümmerliches Moos ist weit und breit zu blicken — kein organisches Wesen wagt sich in die Nähe des unheimlichen Höllenrohres, aus dem von Zeit zu Zeit, unter dumpfem Donner, eine mächtige Rauchwolke hervorbricht.

Der Berg befand sich damals, Anfang Juni 1900, in starker Tätigkeit, nachdem kurze Zeit vorher ein heftiger Ausbruch stattgefunden hatte. Infolge des Lava-Ausflusses und starken Steinregens mußte der Betrieb der Drahtseilbahn eingestellt werden, und wir waren deshalb, wie bereits bemerkt, genötigt, die Tour zu Pferde zu machen.

Immer steiler führt der schmale Saumpfad aufwärts. Die Lavawüste gewinnt, durch die abenteuerlich geformten Gebilde, ein wahrhaft schauerliches Aussehen. Manche Lavastücke erinnern an Leiber, die sich schmerzdurchglüht am Boden winden. Andere wieder gleichen Titanen, trotzig inmitten des Chaos aufrechtstehend, als ob sie ihre Position gegen einen feindlichen Ansturm verteidigen wollten. Gewaltige Schlangen und Eidechsen scheinen sich ineinander verschlungen zu haben, und die ganze ungeheure Schicht schwarzgrauer, graphitfarbiger Substanz, welche, aus dem Erdinnern vor langer Zeit emporgequollen, den gewaltigen Berg gebildet hat, vermag in einer regen Phantasie den Eindruck hervorzurufen, als ob die Unterwelt ihre Bewohner ausgespieen hätte, um sie am Sonnenlicht versteinern zu lassen!

Der Führer zeigte auf mächtige Steine, welche der Vulkan, wenige Wochen zuvor, bis auf den Pfad herabgeschleudert hatte. Überall lagen diese Wahrzeichen der zerstörenden Tätigkeit, die im Innern des Berges herrschte, umher. Der Eruptionskegel war bisher, infolge der kuppelförmigen Gestalt des Berges, unseren Blicken entzogen gewesen. Bald aber wurden wir seiner ansichtig, und nicht lange währte es, so flog eine Ladung Steine über den Kraterrand empor, der eine dichte Rauchwolke nachfolgte. Wir ritten bis zum Fuße des obersten Aschenkegels, wo eine primitive Schutzhütte, in Form eines Bretterdaches, errichtet war. Einige Führer lungerten hier herum und erklärten sich bereit, uns für zehn Lire an den Rand des Kraters emporzuführen. Die Entfernung schätzte ich auf fünf-

bis sechshundert Meter, und wir überlegten gerade, ob wir die verführerische Gelegenheit, einen Blick in die Werkstätte Vulkans zu werfen, benützen sollten, da — Rrrrrr! — ein unvergeßliches Geräusch, als ob hundert Raketen auf einmal in die Lüfte stiegen, — ein gewaltiger Steinregen prasselte nieder! Keine zweihundert Meter vor uns schlugen die nächsten Geschosse ein. Vulkan hatte offenbar nach uns gezielt und war etwas kurz abgekommen. Nach einiger Zeit wiederholte sich das gleiche Schauspiel; dieses Mal flog die Ladung weiter links. Die Sache kam uns doch etwas kitzlich vor, denn der kleinste der Steine hätte offenbar hingereicht, um in unsere Afrikareise einen dicken Punkt zu setzen. Überdies hatten wir, wie Vierordt richtig bemerkte, nicht einmal einen Regenschirm bei uns!

Das Panorama, das sich von unserer Höhe aus bot, war geradezu überwältigend. Der Golf von Neapel dehnt sich, wie ein stahlblauer Spiegel, zu unseren Füßen und zerfließt gegen Westen mit dem Tyrrhenischen Meer in eine endlose Fläche, durch die Inseln Capri und Ischia zu beiden Seiten wirkungsvoll abgeschlossen. Und drüben rankt sich das stolze Napoli mit seinem Häusermeer und Tausenden von Villen an den Höhen empor. Den Fuß des Berges aber umschließen in weitem Kranze Städtchen an Städtchen: Portici, Resina, Torre del greco, Torre dell' Annunziata, San Giorgio, Barra, Massa und wie sie alle heißen. Mit dem Glase erkennen wir die Ruinen von Pompeji — ein schauerliches Memento für die zahllosen menschlichen Wohnstätten, die sich so vertrauensvoll um den unheilvollen Vulkan zusammendrängen.

Der blaue italienische Himmel wölbt sich über dem prächtigen Bilde, und tiefer Friede ist sein Gepräge. Gerade so friedlich mochte die Landschaft im August 79 n. Chr. sich zu Füßen des Vesuv ausgebreitet haben, als, nach jahrhundertelanger Pause, urplötzlich jener furchtbare Ausbruch erfolgte, der die Städte Pompeji, Herculanum und Stabiä zerstörte, sie unter einer tiefen Aschenschicht begrub und Tausenden von Menschen das Leben kostete. Die wiederholten Ausbrüche, besonders im Jahre 1831, wo 3000 Menschen umkamen, und 1872, beweisen, daß niemand voraussehen kann, was die Zukunft im Schoße des ewig grollenden und feuerspeienden, unheimlichen Vulkanes bergen mag.

Die Bevölkerung in der nächsten Umgebung des Vesuv läßt sich allerdings darüber keine grauen Haare wachsen. Als wir im Wagen die Städtchen durchfuhren, konnten wir uns überzeugen, daß überall echter, neapolitanischer Frohsinn und Sorglosigkeit herrschten. Die Frauen und Mädchen stehen gruppenweise plaudernd und lachend vor den Türen, die Männer lungern in den Straßen umher — ans Arbeiten denkt kein Mensch — dolce far niente! Glückliches Volk — ein Volk von lauter Philosophen, das nichts weiß von dem Ringen, Kämpfen und Unterliegen draußen in der weiten Welt, besonders im fernen Norden, wo die Menschen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in der Tretmühle des Lebens sich abquälen, wo jeder, wie der Ochse im Joch, jahrein, jahraus seine Last vorwärts zieht, bis er zusammenbricht und sechs Schuh hoch mit Erde bedeckt wird, worauf ihm ein Pfaffe die salbungsvollen Worte nachruft: „Sein Leben war köstlich, denn es ist Mühe, Not und Arbeit gewesen!" — Geht doch an den Vesuv und seht das lachende Volk von Neapel, um euch zu überzeugen, wie glücklich Faulheit und Dummheit den Menschen zu machen vermögen!!

Der nächste Ausflug galt der Totenstadt Pompeji, die vor achtzehnhundert Jahren sechs Meter tief unter Asche begraben und, im Laufe des vergangenen Jahrhunderts, beinahe zur Hälfte ausgegraben worden ist. Der Anblick der etwa 1500 Meter langen, 700 Meter breiten Stadt, mit ihren zum Teil wohl erhaltenen, allerdings der Dächer und Zimmerdecken beraubten Häusern, den langen, mit Trottoirs versehenen, gepflasterten Straßen, ist ein wunderbarer, ein ergreifender. Beinahe zwei Jahrtausende sind über diese einst verkehrsreiche, stark bevölkerte Stätte weggezogen, die beinahe völlig vergessen, nur in halbverklungener Sage lebend, den Todesschlaf unter der mörderischen Ascheschicht schlief. Und die Asche, die, vom nahen Vulkan ausgespieen, Tod und Untergang gebracht hatte, war zum Erhalter geworden in einem solchen Maße, daß wir heute das alte Pompeji teilweise vor uns sehen, wie es am 24. August 79 n. Chr., innerhalb 36 Stunden völlig zugedeckt, von der Erdoberfläche verschwand!

Die Konservierung unter der die Witterungseinflüsse fernhaltenden Aschendecke ist eine so vollkommene, daß die Wandmalerei

in vielen Häusern völlig unversehrt und frisch, wie sie vor 1800 Jahren war, sich dem staunenden Auge darbietet. Die wieder ans Tageslicht gebrachte Stadt gewährt die merkwürdigsten Einblicke in die geheimsten Gewohnheiten und Gebräuche der alten Pompejianer, welche, beiläufig bemerkt, nicht gerade die eines Nonnenklosters gewesen zu sein scheinen.

Im Pflaster der engen Straßen sind die Gleise, welche die Wagenräder vor 1800 Jahren ausgefahren haben, so deutlich sichtbar, als ob der Wagenverkehr erst gestern beendet worden wäre. Wir bestiegen die ebenfalls freigelegte Stadtmauer und ließen den Blick über das gesamte Bild schweifen, über dieses Gewirr von Häusern, Gassen und Straßen, welche bei Beginn unserer Zeitrechnung das Leben der Römerzeit gesehen hatten und jetzt vom Lichte der Sonne des zwanzigsten Jahrhunderts bestrahlt werden! Draußen auf dem Golf zieht ein Dampfer vorüber, mächtige Rauchsäulen seinem Schlot entsteigen lassend! Ein Eisenbahnzug donnert am Ufer hin! Und im Hintergrund stößt der Vesuv eine gewaltige Wolke aus seinem Krater, so wie er es vor vielen tausend Jahren schon getan! Was ist der Mensch, was ist Menschenwerk gegenüber der ewigen Natur! Sie gleichen dem Wesen der Rauchwolke, die soeben hoch oben, spurlos im unendlichen Raume verfliegt!

— — Am 7. Juni, morgens 8 Uhr, schifften wir uns auf dem Tags zuvor aus Hamburg eingetroffenen Dampfer „Kaiser" der Deutschen Ostafrika-Linie ein. Einige Bekannte gaben uns das Geleite an Bord. Um 9 Uhr ließ die Dampfpfeife das letzte Zeichen zur Abfahrt ertönen; noch ein Händedruck — ein letzter Gruß ins Boot hinab — langsam entfernt sich der Dampfer aus dem Hafen, und immer kleiner werden die Figuren der Zurückbleibenden, bis sie endlich in nebelhafter Ferne selbst für das bewaffnete Auge verschwinden. Es ist ein eigenartiges Gefühl, die europäische Küste ins Meer versinken zu sehen, ohne zu wissen, ob man sie, nach langen Monaten, wiedersehen werde. Der Vesuv mit seinem rauchenden Krater bleibt am längsten sichtbar, bis schließlich auch dieses letzte Merkzeichen Europas in der endlosen Wasserfläche untergeht.

Der „Kaiser" hat vor wenigen Jahren noch als Prachtschiff gegolten, ist aber seither durch andere, größere Schiffe der Deutschen

Ostafrika-Linie längst bedeutend überboten worden. Immerhin darf der 3600 Tonnen haltende Dampfer als Tropenschiff von unzweifelhafter Seetüchtigkeit bezeichnet werden. Seinen Kapitän, einen echten Seemann mit mächtigem Vollbart und unverwüstlichem Humor, lernten wir auf der langen, über drei Wochen beanspruchenden Reise als liebenswürdigen Gesellschafter schätzen. In seiner gemütlichen Kabine haben wir mancher Flasche den Hals gebrochen und uns an seinen Münchhausiaden erfreut, die er stets mit unerschütterlichem Ernst derart vortrug, daß der geringste Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner Erzählungen als tödliche Beleidigung erscheinen mußte. Eine derartige Virtuosität im Aufschneiden ist mir in meinem Leben nicht wieder begegnet; das berüchtigste Jägerlatein erscheint als reine Limonade dagegen.

Eine Seereise von kurzer Dauer, z. B. mit einem Schnelldampfer in 8—9 Tagen nach Newyork, ist für jeden Landbewohner ein unzweifelhaftes Vergnügen; jeder Tag wird zum Genuß, jede Stunde bietet neue Reize und unbekannte Erscheinungen in Fülle. Dauert die Seereise jedoch nicht Tage, sondern Wochen, so schwindet sehr bald der Reiz der Neuheit, und an Stelle des Vergnügens tritt der nicht unverständliche Wunsch, endlich einmal von dem „verfluchten Dampfkasten" herunterzukommen. Daß sich dieses Verlangen ganz besonders steigert, wenn zu den sonstigen Freuden des Lebens an Bord auch noch die Seekrankheit tritt, bedarf keiner Erwähnung.

Am Abend des ersten Tages passierten wir, in etwa zehn Kilometer Entfernung, die zu den Liparischen Inseln zählende Insel Stromboli mit dem gleichnamigen Vulkan. Der Stromboli, bekanntlich einer der wenigen in voller Tätigkeit befindlichen Vulkane, bot in der stillen, klaren Sommernacht einen schauerlich-schönen Anblick. In Pausen von etwa einer Viertelstunde warf er mächtige Lavamassen aus, die in breiten Feuerströmen am Berg herabquollen. Mit unseren scharfen Goerzschen Gläsern (sog. Trieder-Binokles) konnten wir das großartige Naturschauspiel genau beobachten. Es klingt unglaublich, daß die winzige Insel Stromboli, welche einen derart unausgesetzt arbeitenden Feuerberg besitzt, menschliche Ansiedelungen aufweist. Mehrere Ortschaften, darunter Stromboli dicht am Fuße des Vulkans, finden sich auf der Insel. Nach meiner

Ansicht könnte man sein Haus, mit der gleichen Berechtigung zur Sorglosigkeit, neben einer Pulverfabrik oder auf einer gefüllten Pulvermine erbauen. Ein jeder, der die unheimlich rege Tätigkeit dieses Feuerberges bei Nacht angestaunt hat, muß sich klar darüber werden, daß eine hier auftretende Katastrophe nur eine Frage der Zeit sein kann. Sobald das an jener Stelle 2300 Meter tiefe Meer, in einer Wasserader, nach dem mächtigen Feuerherd vordringt, muß ein Ausbruch erfolgen, der die ganze Insel vernichtet.

Ich betrachte die Verhältnisse der Insel Stromboli als klaren Beweis dafür, daß die Beschränktheit und Unwissenheit der Menschen ihrem inneren Frieden, ihrer Sorglosigkeit, oder sagen wir kurz und bündig ihrem Glück, ganz zweifellos förderlich ist, und daß Erkenntnis und Aufklärung gleichbedeutend sind mit Sorge, Angst und Unzufriedenheit! Wollte man einen Professor der Geologie nach der Insel Stromboli verbannen, so würde er keine Stunde ruhig schlafen, in seiner wissenschaftlichen Erkenntnis, daß der Krach zu jeder Minute losgehen könne. Die braven Bewohner von Stromboli sehen, seit Jahr und Tag, die glühende Lava an ihrem altbekannten Berg herablaufen und werden sich wohl kaum denken können, daß es Gegenden auf dieser Welt gibt, wo ein feuerspeiender Berg als Ungeheuer, als etwas Entsetzenerregendes angesehen wird. Zweifellos fühlen sie sich ohne Professorenweisheit viel wohler und sorgenfreier, und sollten sie eines schönen Morgens samt ihrer Insel in die Luft fliegen, so passiert ihnen kaum ein größeres Unglück als den Hunderttausenden, welche bei uns schon in Theatern verbrannt, auf Schiffen oder Eisenbahnen jammervoll ums Leben gekommen sind.

Um Mitternacht durchfuhren wir die Straße von Messina und schwammen am anderen Morgen auf den blauen Wogen des Mittelländischen Meeres. Die See war ruhig, und die Luftwärme schwankte zwischen 15 und 18° Reaumur, so daß die äußeren Verhältnisse die Fahrt zu einer angenehmen, aber auch recht langweiligen machten.

Es gibt nichts Eintönigeres als das Leben an Bord eines auf hoher See befindlichen Schiffes. Ganz besonders aber fühlt derjenige die Schranken des schwimmenden Gefängnisses, der gewohnt ist, Tag für Tag, mit Gewehr und Hund, in ungebundener Freiheit das weite Revier zu durchstreifen. Wie die Bären im Käfig —

Löwen wäre doch zu anmaßend — rannten wir auf dem Promenadedeck des starkbesetzten Schiffes auf und ab — Backbord hin, Steuerbord her, ringsum Wasser und Himmel, stets das gleiche Einerlei. Der Dampfer fuhr in dem schneckenartigen Tempo von elf Seemeilen pro Stunde, eine Geschwindigkeit, kaum der Hälfte der Fahrt gleichkommend, welche die großen Dampfer zwischen Europa und Amerika machen. Ein Schnelldampfer würde die Strecke von Neapel nach Dar-es-Salaam, für welche wir drei Wochen gebrauchen, in zehn Tagen durchfahren. Das wäre eine Abkürzung des mit der Zeit immer eintöniger werdenden Schiffslebens, die sich jeder gern gefallen ließe, der den Aufenthalt in den engen, als Schlafräume dienenden Kabinen genügend genossen hat. Für mich kann ein Schlafzimmer nicht groß und luftig genug sein — nur keine geschlossenen Fenster! Und nun stelle man sich einen drei Meter langen, zwei Meter breiten Bretterverschlag vor, mit zwei etwa 30 cm weiten Luken versehen, in welchem, übereinanderstehend, zwei Betten von genau 62 cm Breite eingefügt sind! Dabei hatte ich, durch zeitige Vorausbestellung, die größte, luftigste Kabine des ganzen Schiffes erhalten. Die übrigen Kabinen waren bedeutend enger — ich glaube, meine Hunde hatten zu Hause bequemere Hütten!

Donnerwetter — fühlt man sich, unter der Einwirkung philiströser Anwandlungen, abends beim Schlafengehen zuweilen versucht auszurufen — wie kann man nur so dumm sein, sich wochenlang auf einen engen, alten Kasten zu setzen, während man zu Hause alle seine Bequemlichkeiten hat!

Allerdings lassen sich die Passagierschiffe, welche einer größeren Anzahl Reisenden Unterkunft gewähren sollen, gar nicht anders einrichten. Man kann nicht jedem für den einfachen Passagepreis einen geräumigen, komfortabel eingerichteten Salon zur Verfügung stellen. Auf den Nordlandsdampfern, an der norwegischen Küste und auf der Ostsee, hatte ich allerdings geräumige Kabinen zum alleinigen Gebrauch; aber nur deshalb, weil ich zu einer Zeit (September) reiste, wo der Verkehr unbedeutend war. —

Unverständlich ist mir aber stets geblieben, wie Leute zum reinen Vergnügen, also ohne zwingende Notwendigkeit, einen Teil ihres Lebens auf überfüllten Dampfern zuzubringen vermögen, lediglich

um der Genüsse der Seereise teilhaftig zu werden. Ich habe die Seeleute, deren Beruf sie ihr Leben lang auf das Schiff festbannt, und die in Bretterverschlägen, Kabinen genannt, wohnen, deren Raumverhältnisse kaum über die einer bequemen Hundehütte hinausgehen, wahrlich nie beneidet. Um wieviel tausendmal besser ist ein Berufsjäger daran, der frei und ungebunden Wald und Heide durchstreift!

Das Schiffsleben setzt sich für den Passagier vorwiegend aus Schlafen, Essen und Trinken zusammen. Morgens 6 Uhr wird das erste Frühstück, bestehend aus Kaffee, Thee oder Chokolade, serviert. Um 8 Uhr folgt das zweite Frühstück mit Kaffee, Thee, Koteletts, Beefsteaks, Speck, Eiern, verschiedenen Delikatessen, Käse, Früchten 2c. Ein auf der Trompete geblasenes Signal (sehr passend war das deutsche Kavalleriesignal „zum Füttern“ gewählt) ruft um ½1 Uhr zum „Lunch“, auf einem deutschen Dampfer jedenfalls die treffendste Bezeichnung für Gabelfrühstück. Der Lunch ist ein vollständiges Mittagessen und setzt sich aus vier Gängen zusammen. Abends ½7 Uhr ertönt das Signal zum „Diner“, das aus fünf Gängen und Dessert besteht. Auf den Nordlandsdampfern war die Küche entschieden feiner und reicher als auf dem „Kaiser“, wobei ich allerdings als mildernden Umstand anführen möchte, daß die Verproviantierung eines Tropendampfers eine weit schwierigere Aufgabe darstellt, als die eines Schiffes, das auf Tagesreisen Häfen anläuft, woselbst die ganze Fülle der Delikatessen des Nordens zur Verfügung steht. —

Jeden Abend von 9—10 Uhr wartete der Passagiere ein ganz besonderer Genuß — die Schiffskapelle des „Kaisers“, die sich aus dem Schiffspersonal rekrutierte, ließ ihre Weisen über das schweigende Meer hinschallen. War es auch kein Künstlerkonzert, sondern eine echte, kräftige Blechmusik, die allabendlich unsere Ohren entzückte, so ist sie doch zweifellos gut gemeint gewesen, und kein Konzertsaal der Welt konnte sich mit jenen wundervollen Abenden im Mittelmeer messen. Wir hatten das herrlichste Wetter, und die lauen weichen, vom Mondlicht durchglänzten Sommernächte, in welchen der Dampfer die spiegelglatte Flut durchschnitt, werden wohl für jeden eine unvergeßliche Erinnerung auf jener Afrikareise sein.

Eines wunderbaren Anblickes entsinne ich mich, der sich mir eines Morgens um 3 Uhr bot, als ich das Deck betrat; wir befanden uns südlich von Griechenland, und über uns wölbte sich ein Sternhimmel, wie ich ihn zuvor nie und nirgends, auch später nicht in Afrika gesehen habe. Die Luft war von einer solchen wunderbaren Reinheit, daß die winzigsten Sterne und zartesten Nebelflecken in einer Klarheit erschienen, die durchaus ungewöhnlich genannt werden muß. Der Mond war untergegangen, und so kam der Sternhimmel voll und ganz zur Geltung. Ich habe stets mit Vorliebe astronomische Studien betrieben und viele Zeit auf Beobachtung des Himmels verwendet. Jedoch kann ich mich nicht erinnern, jemals in meinem Leben, auch nicht in Italien, einen solchen großartigen Anblick gehabt zu haben. Die Pracht des Himmels in unseren Breiten, während einer klaren, dunkeln Winternacht, hält nicht entfernt den Vergleich aus. Ich kann mir das Wunder, denn um ein solches handelte es sich, nur dadurch erklären, daß in jenem Teile des Mittelmeeres eine ungewöhnliche Luftklarheit herrscht, und daß ich überdies das Glück hatte, durch Zufall, in einer hervorragend günstigen Nacht das Deck zu betreten.

Am 9. Juni nachmittags passierten wir, in etwa 15 Seemeilen Entfernung, die Insel Kreta, von der jedoch nichts zu sehen war, als hohe Gebirgszüge und steile Kalkfelsen.

Am 11. Juni, vormittags 11 Uhr, bekamen wir Damiette, den uralten ägyptischen Hafen an der Nilmündung, zu Gesicht, der, seit der Eröffnung des Suezkanals und dem mächtigen Aufschwung Alexandrias, bedeutend zurückgegangen ist. Allerdings waren nur der Leuchtturm, eine Anzahl Segelschiffe, die ersten arabischen Dhaus, mit ihren spitzen, an hochragenden Raaen befestigten Segeln, sowie einige Palmen zu sehen. Aber doch hatten wir die afrikanische Küste vor Augen, und die Palmen konnten als erster Gruß des dunklen Weltteils angesehen werden, dieses Kolosses, an dessen Nordküste wir entlang segelten, und welchen wir beinahe zur Hälfte zu umschiffen hatten, um unser fernes Ziel, jenseits des Äquators, zu erreichen. —

Nach einiger Zeit erscheint über der Wasserfläche der 53 Meter hohe Leuchtturm von Port Saïd, einer der höchsten der Welt, und

allmählich entwickelt sich das Bild der afrikanischen Stadt. Zum Schutze des Hafens ist eine über zwei Kilometer lange Mole ins Meer hinausgebaut, welche der Dampfer in weitem Bogen umfährt. Das Denkmal Ferdinand Lesseps', des Erbauers des Suezkanals, ragt hoch über den flachen Strand empor, der gegen Osten hin einen wüstenartigen Anblick zeigt. Eine Kamelkarawane zieht langsamen Schrittes am Ufer hin — Palmen erheben vereinzelt ihre schlanken Stämme — wir sind in Afrika!

II.

Zwischen zwei Welten.

✿

Port Saïd.

Am ½2 Uhr ging der „Kaiser" im Hafen von Port Saïd, in der Nähe des Quais, vor Anker und war alsbald von unzähligen, mit Schwarzen bemannten Booten umringt. Allein mit dem Besuche der Stadt wurde es nichts. Niemand durfte an Land, der mit dem Dampfer weiter zu reisen beabsichtigte; in Port Saïd herrschte die Pest, und der Hafen war für den Schiffsverkehr geschlossen. Seit April konnten 63 Pestfälle festgestellt werden.

Allerdings die Passagiere von Port Saïd durften unbedenklich aussteigen. Eine Dame mit drei kleinen Kindern wurde von ihrem Gatten im Boot erwartet. Die Stewardeß, welche während der Reise sich der Kleinen angenommen hatte, trug das Jüngste vorsichtig die Fallreep hinab und beging in ihrem Trennungsschmerz die Dummheit, ins Boot hinüberzutreten. Gleich einem Habicht schoß ein Polizeiboot heran, um sich der Unvorsichtigen zu bemächtigen und sie zu hindern, auf den Dampfer zurückzukehren. Die schwarzen Policemen zogen an einem Arme, der Obersteward und ein Matrose am anderen — ein furchtbarer Lärm, untermischt mit arabisch-englischem Kauderwelsch und kräftigen deutschen Flüchen, entstand an der Schiffstreppe — hin und her wogte der Kampf um die teuere Stewardeß — bis endlich deutsche Kraft und Zähigkeit einen entschiedenen Sieg

davontrugen! Etwas aus der Façon gekommen, aber sonst ganz und heil, schwebte die Hüterin aller Kopfkissenbezüge und Servietten, die Schiffsmutter, in den Armen des keuchenden Oberstewards nach dem Deck empor, wo sie, halbtot vor Angst, vom Kapitän in eine gründliche Kopfwäsche genommen ward. Unten aber im Boote schimpften in ihrem halbenglischen Volapük die braven Hafenpolizisten, wie die Rohrspatzen. — Armer Kapitän! Am Abend zeigte er uns stöhnend einen Stoß Papiere, die Niederschläge des diplomatischen Notenwechsels zwischen der Polizei und der Agentur der Deutschen Ostafrika-Linie betreffs unserer, den Polypenarmen der heiligen Hermandad entwischten Stewardeß. — „Na, Herr Kapitän," meinte ich, „wenn nur in diesem Haufen beschmiertem und verschmiertem Papier nicht mehr Pestbacillen enthalten sind, als die Stewardeß aus dem Boot herübergeschleppt hat!"

Übrigens handelte es sich längere Zeit um die Frage, ob der „Kaiser" die Reise fortsetzen dürfe oder eine Quarantäne von acht bis vierzehn Tage durchmachen müsse. Nette Aussichten für unsere Jagdexpedition in Ostafrika!

War uns die Vorsicht, welche jeden Verkehr zwischen der pestverseuchten Stadt und dem Dampfer untersagte, durchaus verständlich, so vermochten wir um so weniger das Bild zu verstehen, welches die Kohleneinnahme bot. Gleich nach unserer Ankunft kamen zwei mächtige Flachboote, jedes mit Hunderten von gefüllten Kohlensäcken beladen, herangefahren und legten zu beiden Seiten des Dampfers an. In jedem befanden sich 80 bis 100 schwarze Kerle, welche die Kohlensäcke in den Schiffsraum trugen und hier entleerten. In meinem Leben habe ich kein verkommeneres, roheres Gesindel gesehen, wie diese Kohlenträger — ein Abschaum der Menschheit, welchen die Hölle aus ihrem untersten Fach ausgespieen zu haben schien. Dagegen war doch der ordinärste Pöbel einer europäischen Großstadt die reine Augenweide!

Warum diese schwarze Schwefelbande mit den Kohlen keine Pestkeime an Bord bringen sollte, das war uns allen unverständlich. Dieselben Kohlen, welche die unsaubere Gesellschaft in Säcke eingefüllt hatte, mußten doch von den Heizern berührt werden, so daß eine direktere Übertragung des Ansteckungsstoffes kaum denkbar erschien! Doch

die Weisheit der hochwohllöblichen Polizei ist erhaben über den einfachen Untertanenverstand — in Afrika ebensowohl, wie in Europa!

Ein Rassezeichen der schwarzen Menschheit lernt der Reisende schon im ersten afrikanischen Hafen kennen: das ohrzerreißende Geschrei, ohne welches nun einmal keiner der schwarzen „Brüder" es tut, wenn er in seiner Eigenschaft als Bootsführer, Gepäckträger, Fremdenführer ꝛc. in der Öffentlichkeit auftritt. Sobald ein Dampfer im Hafen vor Anker geht, ist er von hundert Booten umschwärmt, deren Insassen einander durch betäubendes, ganz zweckloses Geschrei zu überbieten suchen. Betritt der Fremde den Strand, so umringen ihn schreiend, tobend, mit Händen und Beinen fuchtelnd, hundert schwarze Kerle, die ihm ihre Dienste aufdrängen! Das Schreien ist den Burschen derart angeboren, wie das Lautjagen den Stöberhunden! Sobald sie ihr Wild — den Fremden — in Sicht haben, fangen sie an laut zu werden und stoßen ihr steinerweichendes, Europäer rasend machendes Geheul aus! Wie oft habe ich daran gedacht, welche vortreffliche Wirkung hier ein Schuß Bekassinenschrote auf etwa 60 Gänge haben müßte. Denn zu bändigen ist das Gesindel durch kein Mittel, auch nicht durch Stockhiebe, die auf diesen mauerharten Schädeln ganz wirkungslos abprallen. Höchstens der echte, afrikanische Kiboko (Flußpferdpeitsche) — wenn er, im hohen F pfeifend, die Luft durchschwirrt, vermag sich Achtung zu verschaffen. Leider lernt man aber dieses treffliche Mittel zur Verbreitung europäischer Sitte und Disziplin erst kennen, wenn man weiter in den schwarzen Kontinent eingedrungen ist!

Merkwürdig ist der Unterschied, der sich hinsichtlich der Temperatur bemerkbar macht, sobald man afrikanischem Boden nahe kommt. Wenn es in Port Saïd, bei der herrschenden Nordbrise, auch nicht heiß war, so ließ sich doch eine tiefgehende Veränderung feststellen. Luft und Licht sind ganz anders geworden, und die Sonne, welche man selbst im heißen Italien wenig beachtet, wirkt weit stärker, wenn sie vom wolkenlosen Himmel Afrikas niedersengt. Überall sieht man weiße Tropenhelme auftauchen. Der Kapitän, die Offiziere erschienen, gleich bei der Einfahrt, mit den, den Neuling seltsam anmutenden unschönen Kopfbedeckungen, ohne welche kein Europäer in den Tropen zu existieren vermag. Auch die in Booten vom Lande

herauffahrenden Europäer sind alle damit ausgerüstet, und auch weiße Damen, die am Quai vorübergehen, tragen die dicken Korkhelme. Dem Neuling aber wird hier zum ersten Male von den alten „Afrikanern" eingeschärft, sich, solange die afrikanische Sonne am Himmel steht, unter keinen Umständen ohne genügenden Kopfschutz aus dem Schatten zu wagen. Auf dem Dampfer ist diese Gefahr allerdings weniger groß, weil alle Tropenschiffe über das ganze Verdeck hin ein doppeltes Dach aus starkem Segelleinen, ein sogen. Sonnensegel, führen, welches gegen die glühenden Strahlen der Sonne völligen Schutz gewährt.

Nicht wenig erstaunt war ich in Port Saïd, wie in allen übrigen afrikanischen Städten, über das Aussehen der europäischen „Afrikaner". Man sollte doch glauben, die Leute müßten in der ewigen Sonnenglut braun und schwarz gebrannt sein. Ich habe indessen in keiner europäischen Großstadt käseweißere, farblosere Gesichter gesehen, wie in Afrika; weiß wie Gypsfiguren sehen die „Afrikaner" aus — die reinen „Blaßgesichter". — Diese auffällige Erscheinung ist jedenfalls darauf zurückzuführen, daß die Europäer, insbesondere die tagsüber in den Bureaux sich aufhaltenden Kaufleute und Beamten, ängstlich jeden Aufenthalt im Freien vermeiden, solange die Sonne am Himmel steht. Diese Sonnenscheu ist besonders ausgeprägt im tropischen Afrika, wo von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr abends kaum ein Europäer sich auf der Straße blicken läßt.

Auf dem Dampfer selbst ist mittlerweile mit einem Schlage alles afrikanisch geworden. Die dunklen europäischen Anzüge sind verschwunden und weiße und gelbe Tropenanzüge an ihre Stelle getreten. Auch wir sind diesem Beispiele gefolgt und finden, daß der Khaki entschieden besser nach Afrika paßt als die bisher getragenen Reiseanzüge. Mit einem eigenartigen Gefühle gedenke ich unserer schwarzen Frackanzüge und Lackstiefeln, die wir besonders bauen ließen, um dem kaiserlichen Gouverneur in Dar-es-Salaam unseren feierlichen Antrittsbesuch abzustatten. Ich hatte zwar von Anfang an das instinktive Gefühl, daß die Frackidee ein schauerlicher Blödsinn sei und etwa auf das gleiche herauskomme, wie wenn man in Grönland mit dem Tropenhelm spazieren gehen wolle. Diese dunkle Ahnung wird uns auch unterwegs schon vollinhaltlich bestätigt mit

dem Bemerken, daß in ganz Afrika vernünftigerweise der Tropenanzug überall als Staatskleid gelte, in dem man jedem König seine Aufwartung machen könne. Ein Frack sei in Ostafrika überhaupt noch niemals in der Öffentlichkeit aufgetreten; jedenfalls würden aber die Negerbuben in Dar-es-Salaam eine unbändige Freude über die nie zuvor gesehene Uniform des civilisierten Europa verraten! Armer Frack! er war ein Prachtwerk in seiner Art und von überwältigender Wirkung; ich kann mich nicht entsinnen, jemals einen besser sitzenden mein eigen genannt zu haben. Und dieses Meisterwerk, der Stolz meines Schneiders, sollte nicht das Licht der afrikanischen Sonne schauen, es sollte in den untersten Tiefen des Koffers ruhmlos begraben bleiben! Die ganze Afrikareise lief Gefahr, ihres erhabensten Momentes verlustig zu gehen und den letzten Rest von Poesie einzubüßen. Denn etwas Poetischeres, Stimmungsvolleres kann ich mir nicht vorstellen, als einen tadellos sitzenden Frack, dessen Schöße anmutig im Winde flattern.

Von der Stadt Port Saïd war natürlich unter den geschilderten Umständen wenig zu sehen. Der Hafen mit seinem regen Schiffsverkehr nimmt die Aufmerksamkeit in erster Linie in Anspruch. Im Hintergrunde erhebt sich das palastartige Gebäude der Kanalgesellschaft, umgeben von großen Magazinen und Geschäftshäusern. In der Ferne ist die Stelle erkennbar, wo der Suezkanal in den Hafen einmündet.

Schon am Abend beim Diner brachte der an unserem Tische präsidierende Kapitän die erfreuliche Nachricht, daß der „Kaiser“ freigegeben sei und am anderen Morgen 4 Uhr die Reise fortsetzen werde. Diese Freudenbotschaft mußte, neben dem Ereignis „der Ankunft in Afrika“, durch einige Extraflaschen gefeiert werden, die eine etwas längliche Sitzung veranlaßten. Überhaupt war die Stunde nach dem Diner, wenn die Cigarren dampften und der Kapitän von seinen Büffeljagden weit unten in Südafrika erzählte, daß sich die Deckbalken bogen, die gemütlichsten der ganzen Reise.

In der Frühe des 12. Juni waren wir zeitig auf Deck, um von der Fahrt durch den Suezkanal nichts zu versäumen. In blendender Helle steigt um ½6 Uhr die Sonne über die Wüste empor und beleuchtet öde, vegetationslose Sandflächen, die der Wind zu

blendendweißen Dünen zusammengeweht hat. Zur Rechten sind sumpfige Seeen bemerkbar, die jedoch vielfach ausgetrocknet zu sein scheinen und endlich in Sandwüste übergehen. Der Kanal ist am Wasserspiegel 60—100 Meter breit und 160 Kilometer lang, entspricht also ungefähr der Länge des Rheins von Straßburg bis Mainz. Die Dampfer fahren im Kanal nur mit halber Schnelligkeit, um die Uferwände nicht zu beschädigen, und gebrauchen zur Durchfahrt in der Regel 16 Stunden, wenn sie mit elektrischen Scheinwerfern ausgerüstet sind, um bei Nacht die Reise fortsetzen zu können. Die anfänglich nur acht Meter messende Tiefe ist derart vergrößert worden, daß heute die größten Panzerschiffe zu passieren vermögen. Allerdings erfordert der lockere Wüstensand, der durchgängig die Wände des Kanals bildet, unausgesetzte Arbeit, um die Versandung zu verhüten. Ohne diesen Arbeitsaufwand würde das ganze imposante Werk in kurzer Zeit, besonders durch die Wüstenstürme, vernichtet werden. Bereits 1400 Jahre v. Chr., in der Pharaonenzeit, war ein den Nil mit dem Roten Meer verbindender Kanal gegraben worden. Es ist nicht ohne Interesse, daß, während der Suezkanal durch den Franzosen Lesseps in den Jahren 1859 bis 1869 gebaut worden ist, bereits im Jahre 1798 der größte Mann Frankreichs, Napoleon I., seinen Aufenthalt in Ägypten benützte, um bei Suez die Spuren jenes alten Kanals zu besichtigen. Seinem Genie konnte die Bedeutung einer solchen Verbindung zwischen dem Mittelländischen und Roten Meer nicht wohl entgehen.

Unausgesetzt sind zahllose Baggermaschinen in Tätigkeit, um die verschüttenden Sandmassen zu heben und auf ungeheuer langen, hölzernen Leitungsrinnen über die Ufer weg zu entfernen.

Bei El Kantara-el Chasne kreuzen wir die alte Karawanenstraße nach Syrien. Einige Häuser erheben sich unweit das Kanals, vermutlich als Rastorte dienend; das nächststehende scheint eine Schenke zu sein, wo die Karawanenführer wohl noch einen genehmigen mögen, bevor sie den durstigen Weg durch die arabische Wüste antreten. Das Thermometer zeigt um Mittag 32° C. — keine hohe Temperatur für afrikanisch-arabische Wüstenverhältnisse; wir bemerken auch nicht viel von Wärme, denn die Wüstenluft ist rein

Dampfer im Suez-Kanal.

und trocken. Bekanntlich werden in der Wüste, deren Luft jede Spur von Feuchtigkeit gierig aufnimmt, so daß niemals Schweißbildung entsteht, weit höhere Wärmegrade, von 40—45° C., ohne besondere Beschwerden ertragen, während in feuchter, mit Wasserdampf gesättigter Luft schon eine Luftwärme von 30° C. hinreicht, um Erstickungsanfälle hervorzurufen.

Am Wasser hin verfolgen einige Eingeborene den Dampfer, um Apfelsinen und Geld zu erbetteln. Die Männer sind meistens völlig nackt, die Weiber in dunkle Gewänder gehüllt und dicht verschleiert, lauter hochgewachsene, prächtig gebaute Gestalten. In langen Sätzen

Wärterhaus am Suezkanal.

eilen sie, mit dem immerhin rasch fahrenden Dampfer Schritt haltend, oft mehrere Kilometer weit, durch Sand und Schlamm hin, die zugeschleuderten Gaben aufraffend und neue erbettelnd. Ich bin überzeugt, daß kein Europäer, bei der Sonnenhitze im tiefen Sande, ein solches Rennen auf nur 500 Meter aushielte; es gehören da offenbar Lunge, Herz und Sehnen dazu, wie sie nicht im Bereiche der Kultur, sondern nur unter Naturmenschen zu finden sind.

Noch andere charakteristische Vertreter des Landes werden am Kanalufer sichtbar — wilde Hunde. Sie ähneln in Figur und Stärke einem Schäferhunde und scheinen kurzes, harsches Haar zu tragen. Die Ruten sind nicht coupiert und müßten in ihren un-

verfälschten Formen das Entzücken jedes Reinzuchts-Kynologen wachrufen. Da steht gerade so ein Köter am Ufer, dem man deutlich ansieht, daß er bezüglich seiner Abstammung völlig im unklaren ist. Diese Hunde waren das einzige „Wild“, das wir auf der ganzen Kanalfahrt zu Gesicht bekamen. Kein Vogel, nicht einmal eine Möwe, ließ sich sehen.

Kurz vor Ismailia durchfuhren wir die höchste Bodenschwelle der Landenge, El Gisr, deren Durchstechung die Beseitigung der Kleinigkeit von 14 Mill. Kubikmeter Erde erforderte. Sechzehn Meter hohe Ufer verwehren nach beiden Seiten hin, auf eine Strecke von mehreren Kilometern, jede Aussicht. Der Dampfer durchfährt hierauf bei Ismailia den kleinen Timsahsee und gelangt in das große Bassin der Bitterseeen, welches den Kanalbau ganz erheblich verkürzt hat, denn der Dampfer durchschneidet in voller Fahrt ein Seebecken, das an Ausdehnung dem Bodensee nicht viel nachsteht.

Bagger im Suezkanal.

Die Sonne senkt sich zum Horizont herab und ruft in dem unabsehbaren Wüstengelände zur Linken, sowie in dem öden Kalk- und Sandsteingebirge von Gebel Geneffe wunderbare Beleuchtungseffekte hervor. Gelbrot schimmern die Sanddünen der Wüste, und sattes Violett legt sich über die steilen Felswände, welche gegen Westen bis nahe ans Seeufer herantreten. Die blühendste, im üppigsten Grün prangende Landschaft vermag sich nicht mit dem Farbenreichtum zu messen, welchen die öde, vegetationslose Wüste

dem Auge vorspiegelt. Allerdings, sobald der letzte Sonnenstrahl verglimmt, ist die ganze märchenhafte Pracht, gleich einem Zauberspuk, spurlos verschwunden, und kalt, lebensfeindlich, in düsteres Grau gehüllt, liegen die endlosen Sandflächen, das tote, nackte Felsgestein da. Eine kurze Spanne Zeit nur, und die finstere Nacht breitet ihre Schatten über die Wüste aus. Keine sanfte Dämmerung, wie im Norden, mildert den Übergang vom Tag zur Nacht; wenige Minuten, nachdem das lichtspendende Tagesgestirn hinabgetaucht ist, tritt Dunkelheit ein.

Die Nähe der Tropen wird an der abnehmenden Tageslänge immer erkennbarer. Während wir im Mittelmeer bis beinahe 8 Uhr hell hatten, tritt jetzt um 7 Uhr die Nacht ein, also zu einer Zeit, wo in Deutschland die Sommersonne noch über Berg und Tal leuchtet.

Etwa 15 Kilometer vom Roten Meer entfernt, müssen wir mit der hereinbrechenden Nacht im Kanal vor Anker gehen. Der Dampfer hat keine elektrischen Scheinwerfer, um die Durchfahrt bei Nacht fortsetzen zu können!

Im Osten wird über der endlosen Sandfläche ein lichter Schimmer bemerkbar, und bald erhebt sich die silberweiße Scheibe des Vollmondes über den Horizont! Niemals habe ich ein herrlicheres Bild gesehen, als jene Mondnacht mitten in der Wüste. Wie eine Schneefläche, so blendend weiß hebt sich der Sand vom Nachthimmel ab. Feierliche Stille herrscht über der Einöde, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Bellen eines Hundes. In der Nähe scheint ein Sumpf oder ein Wassertümpel zu sein, denn das Quaken von Fröschen, das Zirpen von Grillen dringt hin und wieder an das Ohr und erinnert an die ferne Heimat, an blumige Wiesen, auf welche, in der Dämmerung des lauen Juniabends, der brave Bock austritt, während der Wind in den Baumkronen sein leises Schlummerlied singt! Und ringsum dehnt sich die Sandwüste Arabiens!

Die Schiffskapelle läßt einen munteren Marsch erschallen — die Klänge brausen wie eine Siegeshymne über die nächtliche Wüste hin, als wollten sie die Übermacht der menschlichen Kultur gegenüber den Schrecken der Wildnis verkünden. Dort die pfadlose, un-

absehbare Sandwüste, in welcher schon so manche vom Samum überraschte Karawane Tod und Untergang gefunden hat! Und in ihrer Mitte der durch elektrisches Licht hell erleuchtete Dampfer, das schwimmende Hotel mit seinen Sälen, ausgestattet mit dem Komfort der Neuzeit, von dessen Deck übermütige Walzer in die stille Nacht hinaustönen und das laute Lachen fröhlicher Menschen seltsam kontrastiert mit der Totenstille einer Natur, die allem organischen Leben Vernichtung dräut! Wahrlich, größere Gegensätze treffen nicht leicht irgendwo auf dem Erdenrund unvermittelter zusammen!

In der Ferne taucht ein greller Lichtschein auf, der sich rasch vergrößert und schließlich, Tageshelle verbreitend, heranzieht. Es ist ein mächtiger Dampfer, der, den elektrischen Scheinwerfer im Top, gleich einem einäugigen Ungeheuer, die schmale Wasserstraße heraufkeucht. Von jenseits der Erdkugel, vom fernen Australien, über das unermeßliche Weltmeer, kommt er her; mit einem dröhnenden „Hurra!" begrüßen sich die beiderseitigen Besatzungen, als der Koloß, tageshell erleuchtet, vorüberzieht.

In der Frühe des anderen Morgens dampfen wir den Kanal hinab und erblicken von weitem schon das von der Morgensonne hell bestrahlte, wild zerrissene, rote Felsengebirge von Gebel Atâka, das sich hinter der Bai von Suez über 800 Meter hoch erhebt. Um 7 Uhr gingen wir im Port Ibrahim vor Anker, um die Post, sowie den Agenten der Deutschen Ostafrika-Linie abzuwarten, die denn auch mit solcher schneckenartigen Pünktlichkeit eintrafen, daß wir drei Stunden liegen bleiben mußten. Im Hintergrund des weiten Hafenbeckens, etwa eine Stunde entfernt, sind die weißen Häuser von Suez sichtbar, das auf einer flachen, gänzlich vegetationslosen Landzunge erbaut ist. Auch in weiter Runde wird nichts erkennbar als gänzlich kahle Felswände gegen Westen und weiße Sanddünen gegen Osten.

Bei kühler Nordbrise fuhren wir den Golf von Suez hinab; das Wetter war derart, daß man sich eher auf einem Bodenseedampfer als im Roten Meer, zwischen Afrika und Arabien, wähnen konnte. Wir hatten ungemeines Glück, ebensoviel wie die Juden, als sie durch das Rote Meer zogen, welches Glück heute noch in der ganzen Welt zu spüren ist! Um Mitternacht passierten wir die Südspitze der Halbinsel Sinai. Die afrikanische Küste besteht aus

wildzerrissenen, gänzlich kahlen Felsengebirgen, die wir auch noch am anderen Tag, den 14. Juni, in Sicht haben. Die frische Nordbrise hielt auch noch an diesem Tage an; das Thermometer zeigte morgens 8 Uhr 26° C., mittags 29½° C., Temperaturen, die für das Rote Meer ungewöhnlich sind und eher für einen Sommertag auf der Ostsee passen. Hier sahen wir eine Menge fliegender Fische, die scharenweise, gleich einem Schwarm Heuschrecken, beim Nahen des Dampfers aufschwirrten, etwa 50 bis 60 Meter weit übers Wasser hin strichen und dann wieder einfielen.

Am 15. Juni mittags passierten wir den nördlichen Wendekreis und befanden uns jetzt eigentlich erst, streng genommen, in den Tropen. Daß es mit der „gemäßigten" Zone vorbei war, sollte uns bereits am folgenden Tage klar werden. Das Thermometer, das morgens bereits 31° C. gezeigt hatte, stieg mittags auf 34° C. Unsere angenehme Nordbrise hatte längst aufgehört; statt dessen wehte ein heißer Wüstenwind von Afrika herüber, der sich schließlich zum Sturm steigerte, und einen großen Teil der Passagiere, darunter sämtliche Damen, seekrank werden ließ. Gegen Osten, über Arabien, lagerte dichter, schwarzgrauer Dunst, der dem Meer eine unheimliche, düstere Färbung verlieh. Das Ganze sah aus wie eine ungeheure, endlose, schwere Gewitterwolke, jedoch ohne die charakteristischen scharfen Ränder einer solchen. Als gegen Abend heftiges Wetterleuchten sichtbar wurde, atmeten die Neulinge erleichtert auf — ah, nun wird wohl ein erfrischender Regen kommen und die Qualen beenden! Trügerische Hoffnung! Wir werden belehrt, daß es über Arabien überhaupt nie, höchstens in der Neujahrswoche regnet, und daß die vermeintliche Wetterwolke, sowie die elektrischen Entladungen nichts sind, als Erscheinungen, die mit der über Arabien und diesem Teil des Roten Meeres monatelang brütenden, furchtbaren Hitze zusammenhängen. O — glückliches Affenland, in dessen Luft man beinahe Eier sieden kann!

Wir befinden uns in der Höhe von Massauah, jener gesegneten, italienischen Kolonie, welche die unternehmungslustigen Italiener wohl nur deshalb gegründet haben, um auch in Afrika einen Ort zu besitzen, an dem sie faulenzen können. Dolce far niente — bei 45° C., wie sie in dieser netten Gegend üblich sind!

Das Rote Meer und die anstoßenden Länder zählen zu den heißesten Gebieten der Welt, und wer in den Sommermonaten, besonders im August oder September hier passiert, kann von Glück sagen, wenn er nicht dem Hitzschlag erliegt. Es genügt wohl zu erwähnen, daß die Wasserwärme etwa 35° C. beträgt, daß aber auch schon Temperaturen von 41° C. im Wasser und 45° C. in der Luft gemessen worden sind.

Auf dem Deck ist die Hitze noch eher zu ertragen; aber in den Kabinen herrscht eine Temperatur, die bei Nacht, während im Freien einige Abkühlung eintritt, gerade zum Umfallen ist. Der Schweiß läuft in Strömen am Körper hinab, und wohl dem, der da schwitzt, wie der Braten im Ofen. Denn das Aufhören der Transpiration ist das Vorzeichen des drohenden Hitzschlages.

Wir schlafen schon seit zwei Nächten auf Deck, da in den Kabinen kein Mensch existieren kann. Es ist zwar auf allen Dampfern verboten, Betten auf Deck zu bringen; allein der Kapitän ist vernünftig genug, über diese papierenen, im kühlen Hamburg ausgearbeiteten Verordnungen in der Gluthitze des Roten Meeres wegzusehen. Auch bin ich der Meinung, daß auf einem Dampfer, der nicht einmal elektrische Scheinwerfer und Kühlräume hat, die Etikette nicht mit so großer Peinlichkeit beachtet zu werden braucht. Kurzum — die Stewards schleppten abends die Betten auf Deck; die Matratzen wurden auf dem Boden ausgebreitet, und wir schliefen in der „Kühle“ der Nacht, die immerhin noch die Temperatur eines recht heißen, deutschen Sommertages repräsentierte, wie die Dachse. Allerdings in aller Herrgottsfrühe, wenn die „Morgenkühle“ am angenehmsten war, hieß es aufstehen; mit Wasserschlauch und Bürsten naht die Deckreinigungskommission und schwemmt die müden Schläfer unbarmherzig hinweg. Fluchend und schimpfend, mit verschlafenen Gesichtern, flüchten die Vertriebenen in den Rauchsalon, bis auch dort die Geister der Ordnung und Sauberkeit zur Räumung des letzten Asyls nötigen.

Am 17. Juni, einem Sonntage, zeigte das Thermometer früh 6 Uhr 32° C. und stieg bis Mittag auf 38° C. Mehrere Fälle von Hitzschlag wurden gemeldet, jedenfalls hervorgerufen durch unvorsichtigen Alkoholgenuß. Wir hatten Bier und Wein sofort weg-

Docks von Suez mit dem Felsengebirge Gebel Atâka.

gelassen, als die Hitze sich bemerkbar machte, und vertilgten dafür ungeheure Mengen von Citronenlimonade. Das einzige Mittel, die Hitze erträglich zu machen, ist, sich leicht gekleidet, lang ausgestreckt in seinen Schiffsstuhl zu legen und möglichst wenig zu denken: eine Aufgabe, welche die meisten mit Virtuosität lösen. Der echte Stumpfsinn gedeiht nirgends besser als in den Tropen, und der Neger kann als leuchtendes Vorbild gelten, wenn er stundenlang, gleich einem Holzklotz, in den glühenden Strahlen der Sonne liegt.

Auch jene liebliche Hautkrankheit, die, unter dem geschmackvollen Namen „roter Hund“ („red dog“), jedem Afrikareisenden bekannt ist, trat vielfach auf. Auf der Brust, den Armen und auch vielfach im Gesicht bilden sich zahllose rote Flecken, die einen starken Juckreiz verursachen und von einer Entzündung der Hautporen herrühren. Die Annahme, daß der „rote Hund“ gegen die Malaria schütze, ist Aberglaube.

Beim Lunch erzählt der Kapitän von Fällen außerordentlicher Hitze. So waren einmal zwei Heizer unten im Kesselraum vor Hitze wahnsinnig geworden, stürmten die Treppen herauf und sprangen über Bord. Jedenfalls werden die beiden erstaunt gewesen sein, als sie in die über Blutwärme erhitzte Flut hinabtauchten. Einem andern Dampfer, so berichtete der Kapitän mit ernster Mine weiter, gingen in der Hitze die Kesselfeuer aus und um sie wieder anzufachen, blieb nichts anderes übrig, als zwei Stunden gegen den Wind, rückwärts zu fahren. „Steward! — rasch einen Cognac!“ „— Bitte mir auch einen!“

Tatsache ist übrigens, daß die Dampfer in der heißen Jahreszeit schwarze Heizer an Bord nehmen, da kein Weißer imstande wäre, die furchtbare Hitze im Kesselraum auszuhalten.

An diesem Tage bekamen wir mehrfach Delphine zu sehen und hatten Gelegenheit, die merkwürdigen Schwimmübungen der prächtigen Fische zu bewundern. Sie schießen in weiten Bogensätzen durch das Wasser, bald kolonnenweise nebeneinander, bald hintereinander in langer Reihe schwimmend. Im letzteren Falle bieten sie auf täuschende Weise das Bild einer Schlange, eine Erscheinung, welche zweifellos Anlaß zur Entstehung der Fabel von der „Seeschlange“ gegeben hat.

Seinen Namen hat das Rote Meer von der aus rötlichen Fäden bestehenden Alge Trichodermum erythraeum, welche an den Ufern zur Ebbezeit, als schleimige, blutrote Masse, oft weite Flächen bedeckt. Davon ist auf den Dampfern allerdings nichts zu sehen. Die Wasserfarbe erscheint vielmehr, auf den durch die Mitte führenden Schiffskursen, als ein prächtiges, tiefes Indigoblau, dessen satte Färbung von dem enormen, 4 % erreichenden Salzgehalt des Wassers herrührt. Dieser hohe Salzgehalt ist bedingt durch die starke Verdampfung infolge der Hitze, sowie durch den Mangel an Flüssen, welche diesem abgeschlossenen Meeresbecken Süßwasser zuführen und dem weiteren Mangel an Niederschlägen. Je salzhaltiger das Wasser ist, desto größer seine Durchsichtigkeit und Klarheit, desto dunkler seine blaue Farbe. Die blaue Meerfarbe aber läßt sich auf die gleiche Ursache zurückführen, wie die blaue Farbe des Himmels. Wasser und Luft werfen hauptsächlich die blauen Lichtstrahlen zurück. Der Himmel erscheint um so tiefer blau, je mehr der schwarze Weltraum durch die Luftschicht schimmert, wie dies z. B. auf hohen Bergen oder bei außerordentlicher Klarheit der Luft (in den Südländern) der Fall ist. Was für die Farbe des Himmels der finstere Weltraum, das bedeutet für die Meeresfarbe die schwarze, lichtlose Meerestiefe. Es kann angenommen werden, daß in einer Tiefe von 1000 Meter jeder Lichtschimmer erloschen ist und überall schwarze Finsternis herrscht. — An solchen Stellen erscheint das Seewasser tief dunkelblau, und diese Färbung habe ich im Mittelmeer, wie im Roten Meer und im Indischen Ozean wahrgenommen. Sobald aber die Meerestiefe sich bei Annäherung ans Land oder über Untiefen verringert, nimmt auch die Tiefe der blauen Farbe ab, und in seichten Meeren, wie in der Nordsee mit einer mittleren Tiefe von 90 Meter, in der Ostsee mit einer mittleren Tiefe von 70 Meter erscheint das Meer nicht mehr blau, sondern grün. Diese grüne Farbe habe ich auch im Golf von Suez und längs der ostafrikanischen Küste überall beobachtet; sie rührt zweifellos von dem Widerscheine der den Meeresboden bedeckenden Vegetation her. Die Ansicht, die Farbe des Meeres sei ein Reflex der blauen Himmelsfarbe, halte ich für falsch, denn ich habe das Meer auch bei fahlem Himmel, wie er in den Tropen häufig ist, prächtig indigoblau gesehen.

Eine Erscheinung, die während der heißen Nächte im Roten Meer herrlich zur Geltung kam, war das Meeresleuchten. Sah man über die Reeling, an der Seite des in voller Fahrt befindlichen Dampfers hinab, so sprühten Myriaden von Feuerfunken empor. Jede Welle hat einen silbern schimmernden Kamm und zerstäubt in unzählige Lichtfunken, die in der schwarzen Flut hingleiten. Jeder Funke ist die Lebensregung einer mikroskopisch kleinen Tierwelt, in der Infusorien, Meerwürmer, Rädertierchen, Feuerwalzen u. s. w. als Lichtbringer auftreten. Keine andere Erscheinung offenbart auf so überraschende Weise den schöpferischen Gestaltungstrieb der Natur, welcher in jedem Wassertropfen des unendlichen Ozeans tausendfaches Leben erweckt. Wo sich Lebensbedingungen, Wärme, Wasser und Licht finden, da erzeugen die im Stoff schlummernden ewigen Kräfte in sinnverwirrender Fülle organische Gebilde, da regen sich die verschiedenartigsten Formen nach Millionen, und wenn wir das Mikroskop zur Hand nehmen, dann erkennen wir die für unsere groben Sinne unfaßbare Feinheit, mit welcher die vielfach als „roh" bezeichnete Materie arbeitet.

Der Dampfer nähert sich dem Südende des Roten Meeres, und im Abendlicht passieren wir eine Anzahl kahler, unbewohnter Felseninseln, die in ihrer düsteren Beleuchtung einen schauerlichen Anblick gewähren. Tausende von Möwen beleben das Meer in der Nähe der Inseln und umschwärmen beutesuchend den Dampfer. Die Möven gehören einer mir unbekannten Art an, haben graubraunen Rücken, Kopf und Kragen, weißen Unterleib und Stoß und einen weißen Ring am Hinterkopf.

In finsterer Nacht durchfährt der Dampfer die riffreiche, gefährliche Straße von Bab-el-Mandeb, die „Straße der Tränen", an deren Klippen schon zahllose Schiffe gescheitert und untergegangen sind.

Der andere Morgen findet uns im Golf von Aden, an dessen Ostküste hohe, spitzzackige, gänzlich kahle Felsgebirge aufsteigen. Es ist die Südküste Arabiens, an welcher die allgegenwärtigen Engländer die Halbinsel A d e n mit der gleichnamigen Stadt besitzen. Man muß es den Briten lassen, daß sie ihre Jahrhunderte hindurch ausgeübte Alleinherrschaft zur See weidlich ausgenützt und überall „die Ellbogen gebraucht haben", wie man im Volksmunde zu sagen pflegt.

Aden.

Wo sich wichtige strategische Punkte finden, haben sie sich mit See-befestigungen eingenistet. Aden ist das arabische Gibraltar und beherrscht mit seinen Strandbatterieen und seinem stark befestigten Hafen, in dem ganze Flotten Platz finden, nicht nur die Durchfahrt ins Rote Meer, d. h. den Seeweg von Europa nach Indien und Ostasien, sondern bietet einen wertvollen Stützpunkt für den kommerziellen und politischen Einfluß Englands auf die arabische Halbinsel und ganz Ostafrika! Aus der elenden, zur Zeit der Annektion durch England im Jahre 1839, 600 zerlumpte Einwohner zählenden Trümmerstätte des alten Welthafens ist ein blühender Handelsplatz geworden, der beinahe die gesamte Ausfuhr des arabischen Kaffees an sich gezogen hat.

Das ganze Felsgebirge der Halbinsel Aden ist mit Batterieen gespickt und sowohl gegen die Seeseite, wie gegen die Landseite, befestigt. Man mag die Engländer, der gemeinen, hinterlistigen, treulosen Räuberpolitik ihrer Regierung und des anmaßenden, rücksichtslosen Auftretens des Einzelnen wegen, hassen und verabscheuen! Aber auf der andern Seite wird, wer mit offenen Augen die Welt gesehen und kennen gelernt hat, zugestehen müssen, daß in dem Volke ein kolonisatorisches und organisatorisches Talent steckt, das, unterstützt durch unverwüstliche Ausdauer, Geduld und Zähigkeit, Bewunderung abnötigt.

Ein großer Teil des Erfolges, welchen die Engländer in allen Weltteilen zu verzeichnen haben, ist allerdings augenscheinlich auf das Konto ihres Reichtums zu setzen. Allen ihren Kolonialunternehmungen standen und stehen ungezählte Millionen jederzeit überall zur Verfügung, und wo anderwärts vorsichtig und ängstlich mit dem Gelde geknausert wird, da sehen wir in England Staatsgelder, wie Privatkapital, in unerschöpflichem Strome fließen, sobald die Zukunft nur einen Schimmer von Aussicht auf Verwirklichung der auf sie gesetzten Hoffnungen eröffnet. — Die Erfolge der englischen Kolonialpolitik beruhen in mancher Hinsicht auf der Zauberwirkung des Großkapitals, die wir übrigens auf allen Gebieten des Lebens wahrzunehmen Gelegenheit finden. Ein geschäftliches, ein industrielles Unternehmen, welchem reichliches Kapital zur Verfügung steht und im Falle eintretender Geschäftskrisen nicht nur nicht entzogen,

sondern im Gegenteil reichlicher zugewendet wird, muß prosperieren, sofern nur einigermaßen Lebensbedingungen vorhanden sind. Umgekehrt wird aus einer Gründung niemals etwas Großes werden, wenn die Unternehmer, aus Mangel an Kapital oder aus Ängstlichkeit, kein Geld hineinstecken, und entweder die günstigen Konjunkturen nicht zu benützen oder die schlechten nicht zu überwinden vermögen. Die „schlechten Zeiten" bringen den meisten Unternehmungen nicht allein deshalb den Untergang, weil das Erträgnis verringert wird oder gänzlich schwindet, sondern weil die Unternehmer Selbstvertrauen und Mut verlieren, die Flinte ins Korn werfen, sobald Wolken am Horizont aufziehen, statt nun trotzig erst recht festzustehen und die Position gegen feindliche Gewalten zu verteidigen. — Sind sie, als geborene Sanguiniker, mit Pauken und Trompeten, den Himmel voll Baßgeigen sehend, ausgezogen in dem Wahne, über Nacht goldene Berge erwerben zu können, so schmettert sie der Mißerfolg um so sicherer und rascher zu Boden!

Und in der Kolonialpolitik ist die Gefahr, in Schwärmerei zu verfallen und den kalten, mit Mißerfolgen rechnenden Verstand zu verlieren, eine bedenklich große! Auch hier kann das Bild eines geschäftlichen, eines industriellen Betriebes nur klärend wirken. Ganz besonders dürfte die Vorstellung der Summe von kleinlichen, geringfügigen Gewinnen, die, durch einen scheinbar unverhältnismäßig großen Aufwand an Geld, Apparaten, Maschinen, Mühe, Arbeit, Zeit und Umsicht errungen, nötig sind, um am Schluß des Jahres einen großen Überschuß zu ergeben, vorteilhaft die Kolonialschwärmerei beeinflussen! —

Von diesen Gesichtspunkten aus haben die Engländer, die „Krämerseelen", Kolonialpolitik getrieben, und ich glaube, daß die Erfolge für ihre Grundsätze sprechen. —

Aden und seine Umgebung, die gänzlich vegetationslosen, vulkanischen, furchtbar zerklüfteten Felsgebirge, welche mich in überraschender Weise an die Lofoten erinnerten, machen einen trostlosen Eindruck. Weit und breit ist kein Baum, kein Strauch zu sehen. Spitzzackig, grau starren ringsum die kahlen Felsen in die Luft, und über der in die Steinmassen gebauten Stadt brütet tropische Hitze. —

Während der Dampfer Kohlen einnahm, schwärmte eine Menge Boote umher, deren Insassen, Somalijungen von gelbbrauner Haut-

farbe und mit hübsch geschnittenen Gesichtern, die Passagiere durch den Zuruf „Landsmann! he — Landsmann!“ aufforderten, kleine Münzen ins Meer zu werfen, nach welchen sie geschickt tauchten. Die Geldstücke sinken nicht schnell, sondern langsam, sich im Wasser überschlagend, unter und werden zur leichten Beute der gewandten Taucher, welche sie, in Ermangelung eines Portemonnaies, einfach in den Mund stecken.

Geraume Zeit hatte dieses nasse, jedem Afrikareisenden bekannte Schauspiel gewährt; allmählich versiegte die Geldspende, und schließlich

„Landsmann! — he — Landsmann!“

flogen nur noch einzelne Kupfermünzen über Bord, welche die Jungen verächtlich versinken ließen. Vorher schon hatte ich beobachtet, daß sie nur nach Münzen ins Wasser sprangen, welche zwischen ihren Booten und dem Dampfer niederfielen, während sie die über ihre Köpfe weggeschleuderten, jenseits der Boote herabkommenden Geldstücke unbeachtet ließen. Ich konnte mir dieses Gebaren anfänglich nicht erklären, sollte aber bald auf entsetzliche Weise Aufschluß erhalten.

Ich stand allein am Kielende des Dampfers und sah auf ein mit vier Jungen bemanntes Boot hinab; einer der Burschen, der bisher das Ruder geführt und sich nicht am Tauchen beteiligt hatte,

warf sein baumwollenes Hemd ab und sprang, offenbar um sich in der brennenden Sonne abzukühlen, mit einem weiten Satz ins Meer hinaus. Ich bewundere gerade die Gewandtheit, mit welcher der Kerl bis zu einer ziemlichen Tiefe hinabtaucht — da bemerke ich einen riesigen Fisch, der wie ein Pfeil nach jener Stelle hinschießt — ein silberweißer Fischbauch leuchtet durch die grüne Flut — Mensch und Fisch bilden einen wildbewegten Knäuel, dann färbt sich die See blutrot. Entsetzt stoße ich den Ruf „ein Hai! ein Hai!“ aus — da taucht blutüberströmt der dunkle Körper des Jungen auf, und brüllend vor Todesangst, mit Grausen im Gesicht hinter sich blickend, rudert er ans Boot heran und wird hereingezogen. Der Hai hat ihm einen Vorderarm am Ellbogengelenk und einen Hinterbacken weggerissen; das Blut spritzt aus dem gräßlich zerfleischten Armstumpf, und aus dem zerrissenen, blutüberströmten Gesäßteil ragen die blanken Knochen hervor. Bewußtlos sinkt der Ärmste im Boot zusammen; einer seiner Gefährten windet das Hemd um den Armstumpf. Eilig rudern sie dem über ein Kilometer entfernten Ufer zu; wir dürfen den Schwerverletzten nicht an Bord nehmen, denn auch Aden ist der Pest wegen für den Schiffsverkehr geschlossen. Ich glaube nicht,

Tauchende Somali-Jungen.

daß der arme Junge, ein hübscher Bursche von etwa 14 Jahren, die fürchterlichen Verletzungen überstanden hat; er wird, jedenfalls zu seinem Glück, denselben erlegen sein, bevor er den Strand erreichte. Besser wäre es gewesen, der Hai hätte ihn nicht wieder empor kommen lassen, denn im besten Falle konnte er, als erbarmungswürdiger Krüppel, ein trauriges Dasein fristen. —

In Brehms Tierleben, 3. Auflage, bearbeitet von Professor Dr. Pechuel-Loesche, wird bezweifelt, daß der Hai einen schwimmenden, sich stark bewegenden Menschen angreife, und die anders lautenden Berichte werden als unglaubwürdig, unverbürgt bezeichnet. Professor Pechuel-Loesche ist allerdings kein Stubengelehrter, sondern hat große Forschungsreisen durch die ganze Welt gemacht, auf welchen er häufig mit Haien zusammengetroffen ist. Nirgends konnte er beobachten, daß ein Hai Menschen angegriffen hätte.

Diesen Behauptungen gegenüber sehe ich mich veranlaßt, auf das bestimmteste zu erklären, daß sich der schauderhafte Vorfall in genauer Übereinstimmung mit meinem Bericht zugetragen hat. Auch Rittmeister Vierordt hat den Vorfall mit angesehen.

Wenn also Herr Professor Pechuel-Loesche noch nicht beobachtet hat, wie der Hai einen schwimmenden Menschen anpackt und zerfleischt, so ist dies kein Beweis dafür, daß solche Angriffe überhaupt nicht oder auch nur selten vorkommen. — Meinerseits ist jede Täuschung ausgeschlossen. Ich sah den wohl über drei Meter messenden Fisch, nach meiner Ansicht einen Blauhai, pfeilschnell auf den Jungen losschießen und konnte deutlich beobachten, wie er sich auf den Rücken warf, seinen silberweißen Bauch zeigend, und sich mit seiner Beute einige Male überschlug. Alles spielte sich so blitzschnell ab, und die Bewegungen des Raubfisches waren von solcher Behendigkeit, daß kaum fünf Sekunden vergingen, bis der Überfallene auftauchte.

Der mit vier furchtbaren Reihen spitzer, lanzenförmiger Zähne bewehrte Rachen des Blauhaies liegt derart an der Unterseite des Kopfes und die spitze Schnauze überragt so weit den Unterkiefer, daß der Fisch, um eine nahe der Oberfläche des Wassers schwimmende Beute fassen zu können, sich auf den Rücken werfen muß. Desto bequemer vermag er unter ihm schwimmende Fische und Seetiere zu greifen, und in seinem unersättlichen Schlund verschwindet alles,

was überhaupt im Meer sich bewegt. Sogar vorgeworfene Blechbüchsen, Holzstücke u. s. w. soll er gierig verschlingen, was ich allerdings nicht gesehen habe.

Dagegen konnten wir, durch den Unglücksfall aufmerksam geworden, beobachten, wie drei bis vier Haie gierig auf die über Bord geworfenen Küchenabfälle losschossen. Mein erster Gedanke war die Büchse Modell 98, deren enormer Durchschlag einen Fisch zweifellos, schon infolge der gewaltigen Erschütterung, betäuben mußte. Leider verhinderte mich der Kapitän, an den Bestien, die mit unglaublicher Frechheit den Dampfer umschwärmten, Rache zu nehmen, mit dem Bedeuten, daß im Hafen alles Schießen streng verboten sei. Eine Haiangel! — wer sie hätte! An alles hatten wir bei der Ausrüstung unserer Jagdexpedition gedacht, nur nicht an Raubfischangeln. Ich rate allen Jägern, welche überseeische Expeditionen unternehmen, einige starke Angeln mit Ketten der Ausrüstung beizufügen. Wir hätten sicherlich Raubfische in Menge auf unserer Reise gefangen, wenn uns Angeln zur Verfügung gewesen wären. Der Obersteward erinnerte sich, daß in Lissabon noch eine Haiangel an Bord war; kein Mensch aber wußte, wohin sie geraten sein konnte.

So standen wir an der Reeling des Laderaumes und sahen auf wenige Meter Entfernung ingrimmig den Haien zu, wie sie alles wegschnappten, was über Bord fiel. Ich bin überzeugt, daß, wenn ein Mensch in die See gefallen wäre, er genau so zerrissen worden wäre, wie der Negerjunge. Es war mir nun auch klar, weshalb die Jungen nur in dem Raume zwischen den Booten und dem Dampfer getaucht hatten. Offenbar wagten sich die Räuber, trotz aller Frechheit, nicht in die Nähe der mit Rudern ausgerüsteten Nachen; möglicherweise hatten sie schon Bekanntschaft mit Speeren oder Harpunen gemacht.

Unter dem Schiffspersonal hatte übrigens der Unfall nicht die geringste Bewegung hervorgerufen. Einer der Matrosen äußerte, beim Anblick des halbzerrissenen Schwarzen, kaltblütig: „Na — nun wird die Gaukelei der schwarzen Bande wohl auf einige Zeit vorbei sein!" — Wir befinden uns augenscheinlich dicht bei Afrika!

III.

Gegen den Monsun.

Ostafrika-Dampfer.

Einem gewaltigen Memento gleich, erheben die Felsen sich
Aus dem Schoße des unergründlichen Meeres!
Von Brandung umtost, löwengleich dahingestreckt,
Scheinen nach Osten sie hinzuweisen,
Des Schiffes Bug abzulenken vom finsteren Gestade!
Steuere zurück deine Bahn, Verwegener —
Warnend steht vor dir — Cap Guardafui!

Im Indischen Ozean, am 20. Juni 1900.

O.

Abends 4 Uhr setzt der Dampfer die Reise, mit östlichem Kurs, durch den Golf von Aden fort. Kaum haben wir die Halbinsel Aden umfahren, so macht sich starke Dünung bemerkbar, die gegen Abend bedeutend zunimmt. Es ist der erste Gruß des vom Südwest-Monsun gepeitschten Indischen Ozeans. Unter Dünung versteht der Seemann die langen Wogen, welche von stark bewegter, stürmischer See auf weite Entfernung fortgepflanzt werden und die, bei völlig glattem Wasserspiegel, heftiges Schlingern des Schiffes verursachen können. Dies war auch hier der Fall, und zahlreiche Fälle von Seekrankheit lichteten die Reihen der am Diner teilnehmenden Passagiere.

Die Temperatur, welche bei Aden mittags 33° C. betragen hatte, sank am 19. Juni morgens 6 Uhr auf 31° C., mittags

2 Uhr auf 32° C. Mittags 12 Uhr befanden wir uns in 48½° östlicher Länge, 12½° nördlicher Breite, also nahe der afrikanischen Küste, deren Einwirkung durch das Schwinden der Dünung sich bemerkbar machte. Die Somali-Halbinsel schützte uns gegen den Monsun, und wir fuhren in ruhiger See gegen das Kap Guardafui.

Scharen fliegender Fische machten sich an diesem Tage bemerkbar, die sich in ihrer ganzen Erscheinung wesentlich von dem im Mittelländischen und Roten Meer beobachteten gemeinen Flughahn (Dactylopterus volitans) unterscheiden. Während dieser höchstens 100 Meter weit, geradlinig, niedrig über das Wasser hinschießt, zeigt die neue Art, der wir auch später im Indischen Ozean häufig begegnet sind, prächtige Flugbilder. Ihr Flug gleicht vollkommen dem der Schwalbe, wenn sie, beim Nahen eines Gewitters, niedrig die Dorfstraße entlang streicht. Die Fische fliegen mehrere hundert Meter weit, heben und senken sich und ändern nach Belieben, gleich einem Vogel, die Flugrichtung ab. Der Unkundige kann in ihnen unmöglich einen Fisch erkennen.

Abends beim Diner kündigt uns der Kapitän an, daß wir am nächsten Morgen früh bei Tagesanbruch das Kap Guardafui passieren werden. „Und dann, meine Herren," fügte er schmunzelnd hinzu, „werde ich Ihnen den ‚Kaiser' in Freiheit dressiert vorführen!" Das hieß so viel, als wir sollten, von morgen ab, in den Monsun geraten und etwa sieben Tage lang von den Sturmwogen des Indischen Ozeans geschaukelt werden. Doch machte sich vorerst niemand Sorgen wegen der kommenden Dinge, und als durch die stille Tropennacht die Musikweisen unserer bewährten Kapelle über die spiegelglatte See hinklangen, da mochte es manchem höchst unwahrscheinlich vorkommen, daß, in etwa 100 Kilometer Entfernung, der Monsun das Meer aufwühlen sollte. —

Über uns wölbte sich der südliche Sternhimmel, und ein Blick gegen Norden belehrte mich, daß der Polarstern, das Wahrzeichen des Nordens, tief gegen den Horizont herabgesunken war. Wenige Grade hoch stehend, war er nur noch als verschwommener Punkt in der über dem Meer schwebenden Dunstschicht zu erkennen. Er deutet die Richtung der viele tausend Kilometer entfernten Heimat an, zu welcher die Gedanken doch recht häufig zurückschweifen.

Gegen den Morgen des 20. Juni kündigt das immer stärker werdende Stampfen des Dampfers bewegte See an, und als um ½6 Uhr die Tageshelle der Tropen kurze Dämmerung bemeistert hat, erblicken wir bleifarbige, vom Monsun zu langen Wogen aufgerührte See. Und dort, gen Westen, erheben sich über das Wogengebrause stolz die langgestreckten, gegen das Meer schroff abfallenden Höhenzüge des Kap Guardafui! Die östlichste Spitze des dunklen Weltteiles, des öden, wenig bekannten und von allen Seefahrern gefürchteten Somali-Landes blickt drohend herüber, gleich einem Memento, um zu warnen vor den tausendfachen Gefahren des schwarzen Kolosses, die dort hinter den von brüllender Brandung umtobten düsteren Felswänden des Vorgebirges lauern! Wie viele Tausende haben das finstere Kap, das in den Ozean hineinragt, als wolle es dem Unbesonnenen den Weg nach dem Wunderlande Indien aufzwingen, hoffnungsfroh umschifft, angezogen durch den unheimlichen Zauber des dunklen Weltteiles! Und wer zählt die Tausende, die nach kurzer Zeit eingebettet worden sind in den heißen Sand Afrikas!

Kap Guardafui.

Auch die Küste hat schon eine Menge Opfer gefordert, und die Zahl der Schiffe, welche an den Riffen der Somali-Küste gestrandet, den beutelüsternen, unbarmherzigen Strandbewohnern in die Hände gefallen sind, ist keine kleine. Das Schicksal solcher Schiffbrüchigen pflegt ein ganz unzweifelhaftes zu sein; die grausamen Somalis ermorden jeden, der hilflos an ihren Strand geworfen wird. Irgend eine Bestrafung für diese Greueltaten ist deshalb ausgeschlossen, weil jene wilden Stämme nicht seßhaft sind, sondern als Nomaden unstät in den Küstenstrichen umherziehen. —

Augenscheinlich laufen wir nicht Gefahr, diesem Geschick zu verfallen, denn der „Kaiser" steuert mit südöstlichem Kurs in den Indischen Ozean hinaus, so daß wir Kap Guardafui binnen kurzer Zeit aus dem Gesicht verlieren. Daß das Kap, von Südosten gesehen, das Bild eines ruhenden Löwen zeigen soll, habe ich nicht bemerken können.

Je weiter wir südostwärts kamen, desto heftiger wehte der Monsun aus Südwest, und desto ungestümer gebärdete sich die See. So weit das Auge reicht, stellt der Ozean eine wild bewegte, schäumende, kochende Wassermasse dar. Die Kämme der Wogen zerstäuben im Sturmwind zu Sprühregen, der die ganze See einhüllt. Der Dampfer tanzt von einem Wellenberg auf den andern und arbeitet keuchend gegen die entfesselten Elemente. Jeden Augenblick macht er sich den Spaß, die Nase tief einzutauchen in die geliebte See, und brausend ergießt sich jedesmal eine Sturzsee über das ganze Deck hin, alles in Salzstaub hüllend. Jawohl, er war „in Freiheit dressiert", wie der Kapitän sich ausgedrückt hatte. In allen Ecken liegen seekranke Passagiere, die zum Erbarmen stöhnen; die Schiffsmenage machte während einiger Tage zweifellos gute Geschäfte, denn auch die Gesundgebliebenen verspürten keinen besonderen Appetit. Was man angriff, schmeckte nach Salz; eine Salzkruste überzog die fortwährend durchnäßten Stiefel und Kleider, ja das ganze Schiff, denn die ganze Atmosphäre war in Salzstaub gehüllt. Wenn ein solcher Zustand einige Stunden oder meinetwegen auch einen Tag anhält, dann lacht man darüber und freut sich der Abwechslung, sowie der komischen Bilder, welche die unglücklichen Seekranken bieten. Währt aber der „Spaß" tagelang, dann vergeht schließlich auch dem Härtesten das Lachen, und

er bekommt das ewige Schaukeln, das Auf- und Niedertanzen, bei dem nachts die Sterne am Himmel einen tollen Reigen aufführen, satt bis zum Halse herauf, oft sogar noch etwas darüber.

Am 20. Juni mittags befanden wir uns 11° nördlicher Breite, 52° östlicher Länge und steuerten jetzt genau Süd, um am Mittag des 21., auf 8½° nördlicher Breite, 52° östlicher Länge den Kurs nach Südsüdwest zu nehmen und, in etwa zwei Grad Entfernung, der afrikanischen Küste entlang zu dampfen. Am 21. und 22. Juni herrschte schwerer Südwest-Monsun, dem wir gerade entgegen „in die Zähne" fuhren. Der Wind erreichte eine solche Gewalt, daß es unmöglich war, auf dem Vorderdeck aufrecht zu stehen. Einer der Offiziere nahm mich mit auf die Kommandobrücke, die sich, etwa drei Meter hoch, über dem Vorderdeck aufbaut. Ah — das war ein Fernblick über den schäumenden, wild wogenden Ozean! Wie erweitern doch wenige Meter Höhe, auf See den Gesichtskreis! Und überall in weiter Runde, der gleiche Aufruhr der unendlichen Wassermasse — überall bäumen sich die Wogen unter dem unaufhaltsamen Atem des Sturmwindes hoch empor, um, sich überschlagend, in schneeweißem Gischt aufzuschäumen, der zu Staub zerrissen über die Wasser fortsprüht. Donnernd schlagen die Wellenberge gegen die Schiffswände — haushoch schwebt der Kiel empor, und nieder taucht der Bug in den dunkeln Meeresschoß, daß die Sturzsee, pfeifend und gurgelnd, das ganze Deck überflutet. Stolz, wie ein Renner, der das Hindernis genommen, richtet sich der mächtige Dampfer wieder auf, als ob er zeigen wolle, daß das Ganze für ihn Spielerei sei und die Riesenkraft der Sturmwoge seine gewaltige Last wohl emporheben und tragen, nicht aber sich ihrer entledigen könne! Und über dem sturmbewegten Meer leuchtet, als wunderbarer Kontrast, die klare Tropensonne vom blauen Himmel herab, denn der Monsun ist ein ausgesprochener Schönwetterwind!

Wenn über der gewaltigen Ländermasse Asiens die nach nördlichen Breiten aufsteigende Sonne, in den Sommermonaten von Mai bis September, die Luft erhitzt, so daß sie, wie z. B. aus dem Glutofen Arabien, verdünnt emporflutet, so strömt, aus dem weiten Becken des Indischen Ozeans, die abgekühlte Seeluft als Ersatz nordwärts. Dieser kühle Luftstrom erhält durch die Erdumdrehung eine Ablenkung

gegen Osten und tritt derart als Südwest-Monsun in Erscheinung. Den ganzen Vorgang im kleinen kann man beobachten, wenn die ins Freie führende Balkontüre eines stark geheizten Zimmers geöffnet wird; je kälter es im Freien und je heißer es im Zimmer ist, desto stärker strömt die kalte Luft unten am Fußboden ein, die heiße Zimmerluft an der Decke aus.

Wo sich die Natur überhaupt in Extremen bewegt und wahnsinnige Hitzegrade erzeugt, da müssen folgerichtig auch extreme Wirkungen entstehen. Die furchtbaren Wirbelstürme der Tropen bewahrheiten diesen Satz; aber auch die Dauer und Heftigkeit des Monsuns muß als Folge außerordentlicher Vorgänge angesehen werden.

Mit der Fahrgeschwindigkeit unseres stolzen „Kaisers", die unter normalen Verhältnissen nicht weit her war, sah es im Monsun allerdings flau aus. Der Kapitän gestand am 22. Juni mittags, nachdem die Sonnenhöhe gemessen und die Länge und Breite festgestellt war, daß wir nicht mehr als 4 Knoten in der Stunde liefen. Das waren, auf 24 Stunden ausgerechnet, 96 Seemeilen oder 174 km, während wir sonst gegen 500 km zurücklegten. Mithin konnte ein strammer Fußgänger — die Stunde zu 7 ½ km — beinahe mit dem Dampfer Schritt halten. Nette Aussichten — die Entfernung von Kap Guardafui bis Sansibar mißt in der Luftlinie 2400 km! Also müßten wir nach Adam Riese dahin mindestens zehn Tage gebrauchen, was der Kapitän, der es liebte, seine Passagiere nach Möglichkeit zu necken, mit ernster Miene bestätigte. Das schien mir aber ganz undenkbar, wenn man im Wasser die Fahrgeschwindigkeit des Dampfers beobachtete, die ich auf vier bis fünf Meter die Sekunde schätzte, also für die Stunde auf 14 km oder 7 ½ Seemeilen. Eine Landratte soll an Bord eines Seeschiffes überhaupt keine Meinung äußern, darüber wurde ich sofort aufgeklärt. Im Wasser, so belehrte mich der Kapitän, liefen wir allerdings 6—7 Knoten, aber nicht über dem Grund, d. h. dem Seeboden, weil die starke, durch den Monsun verursachte Strömung das Schiff um beinahe die Hälfte seiner Fahrgeschwindigkeit zurücktrage. Wenn ein Dampfer den Rhein herauffährt, so legt er im Wasser scheinbar eine große Strecke zurück, nicht aber vom Ufer aus gesehen; sein

Vorrücken ist gleich seiner Fahrgeschwindigkeit im Wasser, minus der Stromschnelligkeit.

Allerdings davon, daß der Monsun mit jedem Breitegrad, den wir nach Süden vorrückten, an Heftigkeit abnehme, daß sich im gleichen Maße die Meeresströmung verringere, und sich also naturgemäß die Fahrgeschwindigkeit mit jeder Stunde in doppelter Hinsicht bessern müsse, sagte der Kapitän kein Wort. Tatsächlich beginnt der Monsun erst nördlich vom Äquator besonders bemerkbar zu werden und steigert seine Heftigkeit nach Norden hin, so daß er seine größte Macht im Indisch-Arabischen Meer entfaltet.

Am 20. Juni, als der Monsun seine größte Stärke erreicht hatte und im Rauchzimmer die Jammergestalten, eine trauriger wie die andere, mit gelbgrünen Gesichtern in weiße Kissen gedrückt, sterbenskrank in den Ecken umherlagen, erschien plötzlich Herr T., ein Berliner Kind und großer Spaßvogel vor dem Herrn, unter der Tür. — „Meine Herren," rief er der seekranken Gesellschaft zu, „wenn Sie die Küste sehen wollen, so kommen Sie heraus aufs Deck!" Man kann sich vorstellen, welche Wirkung diese zündende Botschaft auf die Seekranken ausübte — verhieß sie doch nichts anderes, als Erlösung von den seit drei Tagen währenden Qualen. Die Kissen und Decken flogen zur Seite, und schwankende Gestalten eilten hoffnungsfroh aus dem Raume des Entsetzens hinaus ins Freie. — „Wo? wo? wo?" schallte es von allen Seiten. Als geübter Taktiker hielt sich T. die Verbindung nach dem Vorderdeck frei. Dann zeigte er nach einer auf den Wogen tanzenden großen Kiste, die über Bord geworfen worden war, und riß schleunigst aus. Schimpfend und fluchend fuhren die Opfer eines Kalauers wieder in ihren Bau ein, da sie zur Verfolgung des Missetäters gänzlich unfähig waren. Der „famose Witz" aber wurde unten im Speisesaal beim Dauerskat noch lange belacht und mit verschiedenen Flaschen Pilsener begossen. Es gibt kein dankbareres Publikum als die Passagiere eines beinahe drei Wochen auf See befindlichen Dampfers. Jede Anregung, jede neue Idee, jeder faule Witz wird mit Beifall begrüßt. —

Übrigens bin ich zu der Ansicht gelangt, daß die Tropen die Neigung zur Seekrankheit weit mehr erhöhen, als Seefahrten in nördlichen Breiten. Wenn ich selbst im Indischen Ozean auch nie

eigentlich seekrank geworden bin, so kamen doch mitunter Stunden, welche die ewige Schaukelei, besonders im geschlossenen Raum, unangenehm empfinden ließen. Auf meinen Seefahrten im Norden habe ich, selbst bei heftigem Sturm, niemals auch nur die geringste Spur eines Anfalles gehabt. Nach meinen Beobachtungen gibt es zwei Formen von Seekrankheit, eine gastrische, welche sich durch Übelkeit und Erbrechen äußert, also mehr die Verdauungsorgane in Anspruch nimmt, und eine nervöse, deren Kennzeichen Unruhe, Angst, Schwindel und Beklemmungen sind. Die letztere Form ist zweifellos die peinlichere, da der Kranke, welcher einige Male gehörig Neptun geopfert hat, sich sehr bald an den Wogentanz gewöhnt und gegen seine Einwirkung gänzlich abgestumpft wird. Sehr oft treten beide Formen vereinigt auf, und dann liegt der Patient regungslos in einer Ecke, de Anblick eines Schwerkranken bietend, unfähig zum Essen, Trinken, Stehen oder nur zum Denken. Gefährlich ist der Zustand jedoch in keiner Weise, denn sobald das Schiff in ruhiges Wasser gelangt, sind alle Symptome verschwunden. Nur das Gefühl des Schaukelns bleibt an Land, beim ruhigen Sitzen oder nachts beim Erwachen, selbst bei Personen, die nicht seekrank waren, noch während einiger Tage bestehen. So entsinne ich mich, in Dar-es-Salaam nachts einmal im „Hotel" erwacht zu sein und das Gefühl gehabt zu haben, mich auf sturmbewegter See in der Kabine zu befinden. So täuschend war die Vorspiegelung, daß ich das Fenster deutlich auf und nieder schweben sah und beim Aufstehen wie ein Trunkener hin und her schwankte. Erst als ich Licht anzündete, verschwand der Spuk. —

An dieser Stelle schon möchte ich *nervösen* Personen den dringenden Rat erteilen, den *Tropen* unter allen Umständen fern zu bleiben! Das *tropische* Klima übt auf die Nerven einen höchst nachteiligen Einfluß, der sich bemerkbar macht, sobald die Nähe Afrikas erreicht wird. Diese Einwirkung des Tropenklimas, welche sich durch Herzklopfen, Beklemmung, Angstzustände, Schlaflosigkeit u. s. w. u. s. w. äußert, kann so heftig werden, daß dem Nervösen nichts anderes übrig bleibt, als schleunigst dem fernen Norden wieder zuzusteuern! —

Am Nachmittag des 22. tauchte am östlichen Horizont ein Dampfer auf, der mir deshalb erwähnenswert erscheint, weil er

tatsächlich das einzige Schiff war, das auf der ganzen Reise von Neapel bis Ostafrika in Sicht kam. (Nur im Suezkanal hatten wir mehrere Schiffsbegegnungen.) Diese Tatsache muß deshalb überraschen, weil der Verkehr mit Asien und Australien ein überaus lebhafter ist; den Suezkanal durchfahren jährlich über 4000 Schiffe, also im Durchschnitt elf pro Tag. Wenn wir auf hoher See trotzdem nur einen einzigen Dampfer in Sicht bekamen, so rührt dies möglicherweise daher, daß der „Kaiser“ einen etwas abweichenden Kurs hatte. —

Überdies entspricht die Fernsicht, welche man auf hoher See von Deck eines Schiffes aus hat, in keiner Weise den Vorstellungen des Laien. Vermöge der Kugelgestalt der Erde erreicht der Kreis der Wasserfläche, den man von Deck aus übersieht, kaum mehr als 5—6 Seemeilen Halbmesser (1 Seemeile = 1/60 eines Äquatorgrades = 1/4 geographische Meile = 1855,11 Meter), d. h. das Wasser, welches weiter als 9—10 km entfernt ist, verschwindet schon unter dem Horizont. Nach einer einfachen Rechnung ist von einem 20 km entfernten Dampfer das Deck bereits nicht mehr zu sehen, und auf 30 km dürften auch der Schornstein und der Rauch im Wasser verschwinden, obwohl die Rauchsäule auf hoher See am weitesten sichtbar bleibt. Mithin können sehr wohl Schiffe in ziemlicher Nähe vorüberfahren, ohne in Sicht zu kommen, von nächtlichen Begegnungen gar nicht zu reden.

Der erwähnte Dampfer war ein Engländer und kam, wie uns der Kapitän erklärte, von Australien. Er hatte den Kurs so weit westlich gegen die afrikanische Küste genommen, um die Strömung ausnützen zu können. Außerdem blies der Monsun kräftig in seine Segel, und leicht glitt der Dampfer durch die Wogen, während der „Kaiser“ mühsam gegen die grobe See stampfte und keuchte. Nach kaum mehr als einer halben Stunde war das Schiff spurlos am nördlichen Horizont verschwunden.

Die Luftwärme hatte im Monsun abgenommen, aber doch nicht in dem Maße, wie man es von der Einwirkung eines Seewindes vermuten sollte. Das Thermometer zeigte morgens gewöhnlich 26—27 ° C., stieg mittags auf 29 ° C. und fiel gegen Sonnenuntergang auf 26 ° C. Das Seewasser wurde, im Auftrag eines meteoro-

logischen Instituts, täglich gemessen und zeigte stets etwa 27 ° C., was mir für den offenen, stark bewegten Ozean etwas viel erschien.

Die Dämmerungsdauer hatte noch mehr abgenommen; am 22. ging, in 6 ° nördlicher Breite, die Sonne um 6 ¼ Uhr Schiffszeit unter, und nach etwa zehn Minuten schon herrschte finstere Nacht. Der Polarstern berührte an diesem Abend beinahe den Horizont und war nur noch als unbestimmter Schimmer zu erkennen. Am nächsten Abend war er verschwunden.

Am Abend des 22. Juni wurde ein lebender fliegender Fisch gebracht, der auf dem Deck niedergefallen war. Er hatte ganz die Figur eines Herings und gehörte zweifellos den Hochflugfischen (Exocoetus) zu. Die Brustflossen, die ich ablöste, sind nur 10 cm lang und 1 ½ cm breit, so daß ich nicht zu entscheiden wage, ob der Fisch der Art angehörte, die wir täglich zu Tausenden sich aus dem Meer erheben und in schwalbengleichem Fluge etwa 200 m weit fortstreichen sahen.

Sehr interessante Bilder bieten auch die schmalflügeligen Sturmvögel, wenn sie niedrig, sich förmlich den Wogen anschmiegend, über die Wasserfläche hinschießen. Ich habe oft den Eindruck gehabt, daß die dunkelbraun befiederten, gewandten Flieger sich um so wohler fühlen, je wütender die See unter dem Atem des Sturmwindes aufschäumt und je toller der Wogentanz sich gestaltet.

In der Frühe des 25. Juni passierten wir den Äquator. Der Seegang hatte sich so bedeutend gebessert, daß unsere Seekranken, allerdings mit kummervollen Mienen, aber vollzählig, beim Lunch erschienen. Der Kapitän berichtet, er habe die Linie, mit Rücksicht auf die Patienten, dieses Mal nicht, wie gewöhnlich, über die Masten weg heben, sondern unter dem Schiff durchziehen lassen. „Steward — einen Cognac!"

Am Abend des 26. saßen wir in der gemütlichen Kabine des Kapitäns beim Sekt, als der erste Offizier erschien und „Land in Sicht" meldete. Hurra! — Alles stürzte auf Deck — die Mannschaft des Kolumbus konnte sich kaum fröhlicher gebärdet haben auf den Zauberruf „Land!", als diese von den Wogen des Indischen Ozeans eine Woche lang durchgeschüttelten und durchnäßten Menschen, die sich jetzt auf dem Vorderdeck drängten, einander den niedrigen, im

Abendlicht kaum sichtbaren Streifen der fernen Küste zeigten und, in allen Sprachen, ihr Entzücken über das Ende dieses schlimmsten Abschnittes der langen Reise äußerten. Die hereinbrechende Dämmerung entzog endlich das, durch Dutzende von Ferngläsern, sehnsüchtig betrachtete Land unseren Blicken. Aber in gehobener Stimmung begab sich alles zum Diner, denn am nächsten Vormittag sollten wir in Mombassa eintreffen, dem ersten Hafen an der afrikanischen Ostküste, den der „Kaiser“ anlief, und also endlich Gelegenheit erhalten, nach drei langen Wochen, wieder festen Boden zu betreten! —

Ostafrikanische Küste.

Im Lichte des nächsten Morgens lag die Küste so nahe vor uns, daß sie mit Hilfe des Glases deutlich zu erkennen war. Niedrige Bergzüge, mit dichtem Buschwald bestanden, machten einen ziemlich einförmigen Eindruck; die Wogen brandeten mit Macht an einer endlosen Riffmauer und schleuderten haushoch ihren weißen Gischt empor. Aber dieses reizlose Landschaftsbild, an dem so gar nichts Bemerkenswertes oder gar Erhabenes ins Auge stach — es packte uns dennoch gewaltig und ließ die Herzen höher schlagen: denn was da, im Glanz der Morgensonne vor uns lag, war ja der „dunkle Weltteil“, das Ziel unserer weiten Reise — mit einem Worte Ost-Afrika! —

In weitem Bogen umfuhr der Dampfer eine Insel, deren Sandbänke sich weit in die See hinein erstrecken, und hielt dann direkt auf das steile, mit üppigem Grün bewachsene Ufer zu, um, mit jäher Wendung, die enge Einfahrt in den Hafen von Mombassa zu passieren. Welche tropische Pracht entfaltete sich wie auf einen Zauberschlag vor unsern staunenden Augen! Herrliche Palmenwälder umrahmen den Hafen, die stolzen Kronen der prächtigen Tropenbäume wiegen sich graziös in der frischen Seebrise, und über dem ganzen Bilde lagert jener zarte, geheimnisvolle Lichtschleier, wie er nur der ostafrikanischen Küstenlandschaft eigen ist! —

IV.

Unter den Palmen Ostafrika's.

Sansibar.

Weiß sprüht der Gischt am fernen Riff,
Weithin schäumt auf das Meer;
Auf blauen Wogen zieht ein Schiff
Vom fernen Norden her.

Ihr Federhaupt die Palme wiegt
Am Strand, bald fern, bald nah!
Mit Zauberlicht die Sinne trügt
Das dunkle Afrika!

An der Riffmauer von Kurwitu,
am 25. Juni 1900.

C.

Es was 11 Uhr vormittags, als der Dampfer vor Anker ging, mit der Bestimmung, bis zum nächsten Morgen liegen zu bleiben. Unser sehnlichster Wunsch richtete sich auf raschmöglichste Landung, um wieder einmal mehr als hundert Schritt auf festem Boden geradeaus gehen und an Land essen zu können. Herr T., als alter Afrikaner, hatte die Liebenswürdigkeit, die Führung zu übernehmen, die für uns um so wertvoller war, als er das Kiswahili, das Idiom der ostafrikanischen Küste, vollkommen beherrschte. Da lag er vor uns, der „Kaiser", den wir seit Neapel nicht mehr von außen gesehen hatten. Es war doch ein mächtiger Kasten, und wie er jetzt so selbstbewußt, in stolzer Ruhe sich im Hafen breit machte, sah man ihm wahrhaftig nicht an, daß er vor wenigen Tagen noch, gleich einer Nußschale, von den empörten Wogen des Indischen Ozeans geschaukelt worden war.

Unser Ruderboot, von kräftigen Suaheli-Jungen getrieben, hatte bald das Ufer erreicht, und der feierliche Moment war gekommen,

wo wir zum erstenmal afrikanischen Boden betraten. Auf Vierordt traf dies allerdings insofern nicht zu, als er früher bereits Ägypten bereist hatte, und, auf zwei Reisen nach China, auch in Afrika gewesen war.

Das erste, was mir an Land auffiel, war eine ganz bedeutende Steigerung der Hitze; die Temperatur stach doch ganz gewaltig ab gegen die kühle Seeluft und überstieg in der Sonne um ein Bedeutendes, was in Deutschland ein recht heißer Julitag bietet. Vor allen Dingen kauften wir Tropenhüte und wählten, mit Rücksicht auf den Jagdgebrauch, graubezogene Helme. Ob dieselben aus Kork oder einem anderen leichten Stoff verfertigt sind, weiß ich heute noch nicht; Kopf und Rand sind etwa daumendick, und die schildartige Verlängerung des letzteren ist nicht, wie der Neuling gewöhnlich annimmt, zum Schutze der Augen, sondern des Nackens bestimmt. Schön ist die unförmliche Kopfbedeckung nicht, aber vollkommen zweckmäßig; die glühenden Sonnenstrahlen, welche dem ungenügend geschützten Europäerkopf nach wenigen Minuten eine Gehirnhautentzündung zuziehen können, vermögen die dicke Schicht des Tropenhelmes nicht zu durchdringen.

Mombassa

ist die Hauptstadt von Englisch-Ostafrika und wird als Küstenstation der englischen Uganda-Eisenbahn jedenfalls dereinst größere Bedeutung erlangen, sofern dieses Eisenbahnunternehmen selbst mehr als eine Fehlspekulation werden sollte, über welche Frage die Akten auch noch nicht als geschlossen angesehen werden können. Die Stadt an sich bietet wenig Bemerkenswertes; einige krumme, schlecht gepflegte Straßen mit würfelförmigen Wohn- und Geschäftshäusern, Zoll- und Postgebäuden stellen das verwinkelte Europäerviertel dar. Daran schließt sich, ohne jeden Übergang, das Negerdorf, dessen Besuch wir auf den Abend verschoben.

Da es Essenszeit war, suchten wir das „Hotel“ auf, das den stolzen Namen „Royal-Hotel“ führt. Ein massiv steinernes Gebäude stand vor uns, in welchem hölzerne Treppen nach den oberen Etagen führen, woselbst in einer luftigen Halle ein Tisch gedeckt war.

Mehrere Passagiere vom „Kaiser“ hatten hier bereits Platz genommen, und wir folgten ihrem Beispiel in Erwartung der Dinge, welche das erste Mittagessen auf afrikanischem Boden uns bescheren sollte. Das „Hotel“ gehörte einem Inder, während die Bedienung, wie überall in Afrika, schwarz war. Weiße Dienstboten gibt es nirgends und darf es nicht geben, weil der Neger gewöhnt ist und gewöhnt sein muß, in jedem Weißen einen Herrn, einen Bwana, zu erblicken, der keine Dienste leistet, sondern sich bedienen läßt. Aus diesen Gründen gibt es auch keine weißen Arbeiter, Handwerker 2c., sondern nur Aufseher; kein Weißer leistet irgend eine Arbeit, welche körperliche Anstrengung erfordert, keiner trägt nur eine Handtasche, ein Paket, — dafür sind die an allen Ecken rudelweise umherlungernden, sich mit geringem Lohn begnügenden Schwarzen da. Übrigens hat dieses den Europäer zum faulenzenden Bwana stempelnde Verhältnis seinen Grund auch in dem Unvermögen des Weißen, im Tropenklima dauernd körperliche Arbeit zu leisten.

Daß der Schwarze sich sehr gut zum Servieren eignet, davon konnten wir uns gleich beim ersten Diner überzeugen. Die Gerichte waren übrigens ganz schmackhaft zubereitet; es gab Suppe, eine Platte mit Fisch und das ostafrikanische Nationalgericht, Huhn mit Curry und Reis. Curry ist ein gelbes, scharfes Gewürzpulver, das in Ostindien fabriziert wird und dessen Bekanntschaft wir bereits auf der Tafel unseres Dampfers gemacht hatten. Es wird in der Küche dem Frikassee beigemengt und ist von pikantem, allerdings etwas scharfem Geschmack. Als Getränke diente italienischer Rotwein, echter Chianti, der sehr gut mundete. — Reichliches Dessert boten Bananen und Sansibar-Apfelsinen, die in Europa unbekannt zu sein scheinen. Unter Apfelsine versteht man bei uns die Orange, welche meines Wissens in Ostafrika nicht vorkommt. Die Sansibar-Apfelsine ist eine Frucht von der Form einer großen Orange, jedoch so dünnschalig, daß sie wie ein Apfel geschält werden muß; auch wird sie nicht, gleich der Orange, in Schnitte zerlegt, sondern in Scheiben quer durchgeschnitten. Der Geschmack ist angenehm säuerlich; ich vermute jedoch, daß sich die Frucht, ihrer dünnen Schale und des Saftreichtums wegen, nicht lange hält und deshalb nicht versandt werden kann.

Doch was bedeuten alle diese tropischen Früchte, die Apfelsinen, Bananen, Datteln, Feigen 2c. gegen einen guten deutschen Apfel oder eine Birne! Wie hoch stehen unsere europäischen Obstsorten, der Pfirsich, die Aprikose, Kirschen, Zwetschgen, die aromatische Erdbeere und vor allem die edle Weintraube über diesen Erzeugnissen der heißen Tropen, wie tief stellen sie die letzteren, in Bezug auf Feinheit des Geschmackes, in Schatten!

Während der Tafel machten wir die Bekanntschaft eines Offiziers der deutschen Schutztruppe, der aus dem Innern, von einem Kommando am Viktoria-Nyansa, nach der Küste zurückgekehrt war und ab Tsavo die englische Uganda-Railway benützt hatte. Oberleutnant v. Wulffen war ¾ Jahre lang am Viktoriasee gewesen und mußte wegen Leberleidens nach der Küste zurück; in seiner Begleitung befand sich ein deutscher Feldwebel. Der Offizier sah krank aus; das Klima hatte ihm offenbar, wie schon an seiner gebeugten Haltung zu erkennen war, schlimm mitgespielt. Nichtsdestoweniger erwies er sich als äußerst anziehender Gesellschafter, und da er den „Kaiser" zur Weiterreise nach Dar-es-Salaam benützen wollte, war unsere Freude über diesen Zuwachs unserer Schiffsgesellschaft keine geringe.

Herr v. Wulffen berichtete, daß in der Seeengegend seit einiger Zeit wieder „großes Sterben" herrsche; binnen Jahresfrist seien 35 Weiße dem Fieber erlegen. Wir horchten hoch auf, denn in allen Berichten, die uns zugegangen waren, wurden die behaupteten Gefahren des Klimas als tendenziöse Übertreibungen hingestellt. Ganz besonders aber bemühten sich alle „Afrikaner", welchen wir begegneten, Ostafrika als Paradies zu kennzeichnen, dessen ausgezeichnete gesundheitliche Verhältnisse durch übelwollende Lästerzungen herabgesetzt werden. Natürlich — wer in einem Lande Haus, Hof und Güter besitzt oder sonstwie an dasselbe gefesselt ist, würde ein sehr großer Esel sein, wenn er seine neue Heimat nicht in ein günstiges Licht setzte. Er würde genau so klug handeln wie der Aktionär, der das Unternehmen, an welchem er beteiligt ist, als faul bezeichnen wollte.

Selbstverständlich interessierten uns in erster Linie die jagdlichen Erfolge unseres neuen Bekannten. Herr v. Wulffen hatte, außer zahlreichen Antilopen, drei Elefanten und 10 Rhinozerosse zur Strecke

gebracht; dagegen konnte er niemals auf starkes Raubzeug, Löwen und Leoparden, zu Schuß kommen. Auch Major v. Wißmann hat, trotz langjährigen Aufenthaltes in Afrika und großer Reisen, ganz geringe Erfolge auf Raubzeugjagd zu verzeichnen und z. B. niemals einen Löwen gestreckt; zweifellos sind nur mittelst guter Eisen Löwen, Leoparden, Hyänen ꝛc. in größerer Zahl zu erbeuten. In neuerer Zeit sind Afrika-„Jäger“ aufgetreten, die das unwaidmännischste Mittel zur Raubzeugvertilgung, das Gift, auch für Löwen, Leoparden und Hyänen verwendet haben und mit Dutzenden von innerhalb weniger Wochen gesammelter Löwen- und Leopardenbälgen prunken! Gegen solchen feigen, heimtückischen Massenmord muß sich das ganze jägerische Gefühl empören.

Nach Tisch beschlossen wir einen Ausflug nach dem 4—5 km entfernten Kilindini, der Endstation der englischen Uganda-Railway. Mittelst Eisenbahnstoßkarren, sog. trollies, wird der Personenverkehr zwischen Mombassa und Kilindini unterhalten. Einige Schwarze schoben den Karren, und in sausender Fahrt ging es auf breiter Straße nordwärts. Ringsum breitet sich die tropische Pflanzenwelt in ihrer ganzen üppigen Fülle aus. Prächtige Palmen aller Arten fesseln das Auge und verleihen der Landschaft, nach europäischen Begriffen, das Aussehen eines ungeheuren Parkes; zahllose Mangobäume mit ihrem schweren, selbst für die Sonne Afrika's undurchdringlichen Blätterdache erinnern, in der Form, an Nußbäume. Ein winterlich kahles Bild zeigen die riesigen Baobabs oder Affenbrotbäume, deren Alter auf mehrere tausend Jahre geschätzt wird. Übrigens befinden wir uns ja allerdings im „Winter“, ein Gedanke, der nicht recht passen will zu dem dichten Blättergeranke des undurchdringlichen Unterwuchses und den zahllosen, über diese Wildnis hinflatternden Schmetterlingen. Leider hatte ich mein Netz auf dem Schiff gelassen, sonst müßte eine Jagd nach den farbenreichen, mitunter Handgröße erreichenden, nie zuvor gesehenen Faltern gleich am ersten Tag reiche Beute ergeben haben.

Der erste Eindruck der Tropenwelt auf den ankommenden Europäer ist ein mächtiger, unvergeßlicher! Diese gewaltige Gestaltungskraft der Natur, die in riesenhaften Pflanzenformen Ausdruck findet und überall ein beispielloses Keimen, Sprießen und

Aufstreben hervorruft, diese tausendfältigen durch das ungeschwächte Licht der Sonne hervorgezauberten Farbentöne lassen erkennen, daß wir uns in einer Zone befinden, wo, begünstigt durch äußere Verhältnisse, die Zeugungsfähigkeit der Natur, wie in einem Brennpunkt zusammengefaßt, ihre Höhe erreicht!

Im allgemeinen gilt in der ganzen Welt der Erfahrungssatz, daß, wo die Natur die größte Üppigkeit entfaltet, die schöpferische Fähigkeit des Menschen eine unbedeutende zu sein pflegt. Die erschlaffende Hitze der Tropen läßt keine Anspannung körperlicher oder geistiger Kräfte zu! Kein Denker, kein Dichter wäre imstande, unter der glühenden Sonne heißer Erdstriche, Bedeutendes zu schaffen, und ebenso undenkbar erscheint hier jenes ameisenartige Treiben und Regen, wie es, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in den Verkehrsmittelpunkten der gemäßigten Zone anzutreffen ist.

Das Bild von Kilindini überraschte uns daher um so vollständiger. Was englischer Unternehmungsgeist und englische Tatkraft hier geschaffen haben, ist bewundernswert. Weite, mit Wellblech gedeckte Eisenbahnschuppen, große Betriebswerkstätten, in welchen mächtige Dampfmaschinen pusten und zahllose farbige Arbeiter die Hände regen, bedecken den weiten Platz; ein Gewirr von Gleisen, über welches Züge rollen, versetzt uns, an der weltentlegenen Küste Ostafrikas, in das Getriebe eines Eisenbahnverkehrs! Und die Palmen stehen träge zur Seite und sehen verständnislos auf die einer fremden Welt entstammenden „Zeichen des Verkehrs" herab! Welche Gegensätze! — dieses im Dienste nüchterner, verstandeskalt rechnender, materieller Interessen sich regende Getriebe, die Dampf und Feuer sprühenden Lokomotiven, das Dröhnen der eisernen Räder, der Erzeugnisse eines eisernen Zeitalters — und ringsum die weiche, üppige, träumerische Tropenwelt, mit den schlanken Stämmen der Palmen, zu welchen nichts besser passen könnte als eine Hängematte, unter diesen befiederten Kronen ausgespannt, um darin zu träumen und zu — faulenzen!

Die gewöhnlichen Arbeiten werden durch Neger ausgeführt, während Inder als Bahnbeamte, Zugführer, Schaffner, Aufseher, Polizisten ꝛc. fungieren. Die Oberaufsicht führen natürlich die in verschwindender Zahl vorhandenen Weißen; der Europäer ist immer

und überall der Bwana, der Herr, und wird unter keinen Umständen einem Farbigen untergeordnet. Man begreift erst hier den natürlichen Vorrang der weißen Rasse und versteht, daß z. B. kein Weißer sich von einem farbigen Polizisten irgend eine Weisung würde gefallen lassen. Die Antwort wäre unter vier Augen eine schallende Ohrfeige. Ebenso tritt der Farbige, als Mensch zweiter, der Schwarze als solcher dritter Klasse, am Billett-, Postschalter ꝛc. zurück vor dem Europäer, der überall den Vorrang beansprucht und beanspruchen muß, wenn es mit seiner Oberherrschaft nicht rasch und gründlich zu Ende gehen soll! Die Theorie von der Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit stellt sich auch in Afrika als lächerliche Phrase heraus; man sollte mal eine Wagenladung dieser sozialdemokratischen Gleichheitsapostel nach dem Lande der Schwarzen exportieren, damit sie dort ihre Lehren praktisch erproben. Ich bin überzeugt, daß sie mit abgeschnittenen Ohren zu ihren Gesinnungsgenossen zurückkehren würden und von ihrer schwarzen Bruderliebe gründlich geheilt wären!

Der Weiße muß in Afrika als das auftreten, was er nach der Quartier- und Rangliste der Natur ist, als Herr und Herrscher, und niemand hat diesen einfachen Lehrsatz besser begriffen und praktisch angewendet, wie die Engländer. Davon konnte man sich überall in Kilindini und Mombassa überzeugen. Wir durchschritten ungehindert die Bahnanlagen und besichtigten, was uns interessierte. „Uganda-Railway“ stand auf den hübsch eingerichteten, mit Wellblech gedeckten Personenwagen, welche bestimmt sind, den Verkehr nach dem 700 km entfernten Viktoria-Nyansa, im Herzen Afrika's, zu vermitteln. Die I. Klasse ist sehr bequem und mit Rücksicht auf Tropenverhältnisse ausgestattet; allerdings mag sich eine kannibalische Hitze unter dem Blechdach entwickeln, wenn die afrikanische Sonne darauf brennt, und mancher Passagier wird froh sein, endlich den Ruf zu hören: „Viktoria-Nyansa — alles aussteigen! Durchgangswagen nach Kairo-Alexandria sitzen bleiben!“

So weit sind die englischen Bäume allerdings noch nicht in den Himmel gewachsen. Die sog. „Ugandabahn“ geht erst bis Tsavo, etwa 200 km weit und 150 km vom Kilima-Njaro entfernt. Zwischen dem Viktoriasee und Chartum aber liegt noch eine Kleinigkeit von 1800 km Strecke. Nichtsdestoweniger wird an der Bahn mit echt

englischer Unverdrossenheit und Rührigkeit gearbeitet. Auf dem „Kaiser" befanden sich z. B. zwei englische Ingenieure, die in Mombassa ausstiegen, um zum Bahnbau ins Innere zu gehen.

Ob die englische Zentralbahn die auf sie gesetzten Erwartungen rechtfertigen wird? — Wer will diese Frage beantworten! Es gibt ja bei uns Leute genug, und in Deutsch-Ostafrika natürlich noch mehr, welche das englische Unternehmen als Muster kolonialer Weisheit anstaunen, bloß weil die Engländer es ins Leben gerufen haben. Die Engländer haben schon mehr als einen kolonialen Eselsstreich gemacht, so daß es sich empfehlen dürfte, ruhig abzuwarten, ob die „Uganda-Railway" nicht am Ende als die neueste Auflage dieser Sorte königlich großbritannischer Kolonialpolitik zu betrachten ist.

Während wir, vor dem Stationsgebäude stehend, die paar verlotterten schwarzen und braunen Passagiere musterten, welche wohl auf den Viktoria-Expreß warteten, gesellte sich ein englischer Bahnbeamter zu uns, stellte sich vor und eröffnete in englischer Sprache die Unterhaltung mit der Bemerkung, er habe gehört, wir seien hier, um zu jagen. Auf unsere bejahende Antwort fuhr er fort: „Sie haben gleich hier am Bahnhof Gelegenheit zu einer sehr interessanten Jagd. Sehen Sie jene Hütte dort" — indem er auf eine fünfzig Schritt entfernte Bretterhütte zeigte —, „aus ihr hat in der vergangenen Nacht ein Leopard einen Negerjungen geholt und einen zweiten getötet. Die Bestie hat innerhalb drei Wochen nicht weniger als acht Neger geraubt! Alle aufgewendeten Mittel, um ihrer habhaft zu werden, waren bis jetzt erfolglos, trotz der unglaublichen Frechheit des in dem dichten Unterholz sich bergenden Raubtiers. Da oben auf dem Dache des Stationsgebäudes ist er vor kurzem im Mondschein gesehen worden. Wir haben eine Prämie von 25 Pfund ausgesetzt für seine Erlegung!"

Wenn dem frisch aus Europa anlangenden Grünling eine nahe dem Eisenbahngetriebe stehende Hütte gezeigt wird, mit der Behauptung, hier hat ein Leopard vergangene Nacht zwei Menschen gerissen — so fühlt er sich versucht, dem Gegenüber ins Gesicht zu lachen! In Europa darf man derartige Geschichten erst recht nicht auftischen, ohne daß die Zuhörer für sich entrüstet denken: „Un-

verschämter Aufschneider! Leoparden — dicht neben pfeifenden Lokomotiven, pustenden Dampfmaschinen, dröhnenden Schmiedehämmern — zum Lachen! Leoparden kann es vielleicht noch hie und da in den unendlichen Buschwäldern des Innern geben, obgleich sie auch dort selten sein mögen, — aber hier im Bereiche der Kultur — Unsinn!"

Wie gesagt, der Neuling neigt sehr zu diesen aus Europa mitgebrachten Anschauungen, welche in keiner Weise der Wirklichkeit entsprechen. Sowohl der Löwe wie der Leopard sind, in der nächsten Umgebung der Städte, an der ostafrikanischen Küste zu treffen, und zwar gerade in den gefährlichsten Exemplaren. Man könnte mit vollem Recht behaupten, daß, ebenso wie der mit der Civilisation in Berührung kommende Wilde sich in erster Linie die Laster des Kulturlebens aneignet und zum gemeingefährlichen Strauchdieb wird, auch das Raubzeug, in der Nähe der Städle und Dörfer schlechte Eigenschaften annimmt. Löwe und Leopard sind im Innern, fern von menschlichen Wohnstätten, verhältnismäßig ungefährlich und denken nicht an einen Angriff auf Menschen, sofern sie nicht selbst angegriffen und verwundet werden. Ein Lager wird höchst selten von ihnen angefallen, und vor dem birschenden Jäger nehmen sie, wie ich mich selbst überzeugte, Reißaus, ebenso wie etwa Fuchs oder Schakal. Ganz anders aber verhalten sich diejenigen Löwen und Leoparden, welche ihren Standort in der Nähe menschlicher Wohnungen nehmen, mit dem menschlichen Getriebe vertraut werden und sich nicht nur überzeugen, wie wehrlos und ungefährlich der Schwarze ist, sondern auch wie vortrefflich er schmeckt. Sobald eine der gewaltigen Katzen einmal Menschenfleisch gekostet hat, ist sie förmlich erpicht darauf, sich den Genuß regelmäßig zu verschaffen; sie wird zum „Menschenfresser", maneater, und damit zum Schrecken für die Bevölkerung. Dabei unterscheiden die Räuber ganz genau, nicht nur zwischen den schlecht bewaffneten Farbigen und den gefährlichen Weißen, sondern sie erkennen unter den letzteren auch den wohl gerüsteten Jäger und wissen ihm scheu auszuweichen.

Daß der Bericht über die Räubereien des Leoparden von Kilindini übrigens vollkommen wahrheitsgetreu war, wurde uns abends von mehreren Seiten bestätigt. An Jagd konnte unsererseits natür-

lich nicht gedacht werden, zunächst weil unsere gesamte Ausrüstung verpackt war, uns auch jede Erfahrung für derartiges Waidwerk fehlte, dann aber auch, weil der Dampfer in der Frühe des nächsten Morgens weiterfahren sollte.

In Mombassa liefen Gerüchte über einen Löwen um, der etwa 160 km weit im Innern, ebenfalls an einer Arbeitsstelle der Ugandabahn, das gleiche Unwesen trieb. Die an der Bahn arbeitenden Kulis schliefen, in Ermangelung von Hütten, in Eisenbahnwagen, und diese Gelegenheit benützte der „Herr mit dem dicken Kopfe", um sich in kurzer Zeit vierzehn der braunen Kerle zu holen. Die Regierung hatte eine Prämie von 100 Pfund Sterling (ca. 2000 Mark) auf die Erlegung der Bestie ausgesetzt, und dieser hohe Preis veranlaßte drei Ingenieure, zwei Engländer und einen Deutschen, es mit dem Ansitz zu versuchen.

Jedenfalls fehlte es den Dreien an jeder Erfahrung. Sie saßen in einem Coupé I. Klasse mehrere Nächte vergeblich an; im benachbarten Coupé hatten sie einige Schwarze für etwaige Hilfeleistungen einquartiert. Wenn man den Tag über am Bahnbau beschäftigt ist, dann werden die Nachtwachen doppelt beschwerlich: deshalb kam man überein, daß nur immer einer abwechselnd wachen solle, während die zwei anderen in dem bequemen Wagen der in der erquickenden Nachtkühle doppelt angenehmen Ruhe pflegten. Für einen kräftigen Nachttrunk war auch gesorgt, und so darf es nicht wundern, wenn die drei Jäger samt ihrer schwarzen Leibgarde bald schnarchend im tiefen Schlafe lagen. Ein gräßliches Stöhnen weckte den in einem der oberen Betten liegenden Deutschen; er hörte Knochen krachen und das tiefe, unterdrückte Grollen des Löwen unter sich. Wahrscheinlich mehr in besinnungsloser Angst, als aus einem anderen Motiv, sprang der Mann in das völlig dunkle Coupé hinab und zwar gerade auf den Rücken der Bestie. Entsetzt tastete er sich nach der in den Nachbarraum führenden Tür, gegen welche die Schwarzen sich angsterfüllt stemmten, so daß ein Entrinnen unmöglich war. Auf das Hilfegeschrei des Eingeschlossenen flüchtete der Löwe mit seiner Beute zum Fenster hinaus. Der andere Engländer lag halbtot vor Schrecken, aber unversehrt, auf seiner Bank; er hatte nicht gewagt, sich zu rühren, was ihm unter gleichen Um-

ständen wohl tausend andere nachgemacht haben würden. Eine Nachsuche mit Fackeln war in der finsteren Nacht ergebnislos. Erst am andern Morgen wurden auf der schrecklichen Schweißfährte, mehrere hundert Schritte entfernt, im dichten Busch, die zerfleischten Überreste des unglücklichen Löwenjägers gefunden. Der Löwe war, jedenfalls durch das Schnarchen der ermüdeten Leute geleitet, mit der Gewandtheit und Geräuschlosigkeit der Katze in das offene Fenster gesetzt und hatte mit einem Schlage seiner Branken den leichtsinnigen Schläfer getötet. Der Vorfall ist ein weiterer Beweis dafür, daß sträflicher Leichtsinn dazu gehört, ohne Führung erfahrener Jäger, die Jagd auf starkes Raubzeug auszuüben.

— Den Rest des Tages benutzten wir zur Besichtigung des Negerdorfes. Der Anblick übertraf meine höchsten Erwartungen; in diesen mit Palmenblättern gedeckten, aus Lehm hergestellten Schilfhütten, aus deren geheimnisvollem Dunkel ein mit Herdrauch untermischter, undefinierbarer Gestank entströmt, kann sich nur ein Halbaffe wohl fühlen, und etwas anderes als einen Halbaffen habe ich im Neger nie erkennen können, ganz einerlei, ob er im arabischen Hemd, mit dem Spazierstöckchen in der Hand, als Gigerl auftritt, oder als nackter Träger, wie ein Chimpanse auf der Erde hockend, Mtama (Negerhirse) kaut.

Die Hütten sind planlos nebeneinander gebaut, wie es den Wollköpfen gerade in ihren stupiden Sinn kam, so daß nicht einmal von einer Straße die Rede sein kann. In diesen Schilflöchern leben Männer und Weiber, Kind und Kegel friedlich beisammen, wie die Karnickel im Bau, und die Fruchtbarkeit scheint keine geringere zu sein. Und dennoch — wenn wir die vor den Hütten herumlungernden schwarzen Gestalten musterten: nirgends ein sorgenvolles, unzufriedenes Gesicht, überall Glück und Zufriedenheit! Eine Affenherde im Busch kann sich unmöglich wohler fühlen, wie die Schwarzen in ihrer Bedürfnislosigkeit! Der Gedanke, diese von Zufriedenheit und Sorglosigkeit strotzenden Geschöpfe, welchen die Seligkeit der Dummheit aus jedem Gesichtswinkel strahlt, durch die europäische Kultur oder gar durch die Lehren des Christentums beglücken zu wollen, ist so absurd, daß er nur in einem unduldsamen Pfaffenkopf Platz finden kann!

Ich möchte an dieser Stelle doch die Frage aufwerfen, mit welchem Recht man den wilden Völkerschaften Afrika's eigentlich eine ihrem ganzen Wesen fremde, unsympathische und deshalb auch gar keine Fortschritte machende Religionslehre gewaltsam aufdrängen will? Um sie zur Gesittung zu erziehen, ihre Moral zu heben, ihren Streitigkeiten und Kriegen ein Ende zu machen, die im Innern von Zeit zu Zeit entbrennen — so lauten die beliebten Redensarten. Nun — wenn man sich die Geschichte aller Religionen, insonderheit die der „Religion der Feindesliebe" ansieht und sich überzeugt, durch welchen Sumpf von Blut, Verbrechen, Gewalttätigkeit, Haß, Intoleranz und Fanatismus der Gang der Entwicklung geführt hat; wenn man ferner die fortwährenden Raubkriege in Betracht zieht, welche die waffenstarrenden „christlichen" Nationen seit Jahrhunderten gegeneinander führen, so muß man beschämt gestehen, daß noch keine Theorie sich in der Praxis schlechter bewährt, ja sich geradezu in ihr Gegenteil verkehrt hat! Schauerlicher können es die Wilden in Afrika unmöglich treiben, als es die Prediger der Feindesliebe im Mittelalter getrieben haben und heute noch treiben würden, wenn ihnen die „ungläubige" Neuzeit, die Zeit der Aufklärung und wissenschaftlichen Erkenntnis, die Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, nicht Flügel und Krallen beschnitten hätte!

Daß die Vertreter der Lehre, welche im Bereiche der Kultur eine Schweißfährte von Unglück und Jammer hinterlassen, Mord und Totschlag angestiftet hat, erwarten, durch ihre Einwirkung stumpfsinnige, rohe Wilde zu sanften Lämmern umzuformen, das ist eine Vorstellung, für die mir von jeher alles Verständnis gefehlt hat. Seit ich die lieben „schwarzen Brüder" aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß das ganze Missionswesen eine Farce ersten Ranges ist. Der Versuch, einen Kafferbüffel zum sanften, gefügigen Jochochsen zu erziehen, würde ungefähr zu denselben erfreulichen Erfolgen führen, wie die christliche Mission sie schon unter den wilden Stämmen Afrika's gezeitigt hat. Der Schluß ist immer, daß die Missionare, sobald sie nicht mehr durch die eine weit überzeugendere Sprache redenden Mauserbüchsen der Askari gedeckt sind, früher oder später auf jämmerliche Weise ermordet werden. Und immer finden sich

wieder neue, vom religiösen Wahnsinn befallene Schwärmer, welche das Bedürfnis verspüren, den „Heiden" das Evangelium zu predigen und sie „zur Arbeit und Gesittung zu erziehen", wie die Phrase lautet!

Wenn auch anerkannt werden muß, daß einzelne Missionare in wissenschaftlicher und kolonialpolitischer Hinsicht von Bedeutung gewesen sind (es sei hier an Livingstone und an die Tätigkeit der Congrégation du Saint esprit et du Saint cœur de Marie erinnert), so kann doch andererseits kein Zweifel darüber aufkommen, daß die christliche Glaubenslehre für die Schwarzen Afrika's eine ganz ungeeignete „Façon" zum Seligwerden darstellt. Deshalb sind auch die Fortschritte auf dem eigentlichen Gebiete des Missionswesens, „die Bekehrung der gottlosen Heiden," trotz aller Opfer an Gut, Blut, Gesundheit und Kraft, und trotz alles blauen Dunstes, den man uns darüber in Europa vormacht, bislang gleich Null gewesen! Nicht einmal an der Küste vermochte das Christentum unter der schwarzen Bevölkerung sich auszubreiten; denn die ungeheure Mehrzahl der Schwarzen ist, sofern in diesen Affenschädeln überhaupt ein metaphysischer Begriff ein verwaschenes Dasein führt, dem Bekenntnis nach mohammedanisch!! Und unterdessen mühen sich die Missionare im Innern Afrika's ab, die „Heiden" zu bekehren, die an der Küste tausendweise herumlaufen! Hier ist es schwierig, keine Satire zu schreiben.

Am nächsten Abend lief der „Kaiser"

Tanga

an, den ersten Hafen unserer gesegneten Kolonie Deutsch-Ostafrika. Leider war es bereits völlig dunkel, als der Dampfer vor Anker ging, so daß ein Besuch des etwa 1 km entfernten Strandes sich nur mit Umständen ausführen ließ. Wir verzichteten darauf und begnügten uns, die zahlreichen von der Stadt herüberblitzenden Lichter zu bewundern, in dem stolzen Gefühl, deutsche Erde vor uns zu haben. Tanga soll einer der gesundesten Plätze der Kolonie sein, wie ich überhaupt zu der Ansicht neige, daß der nördliche Teil Ostafrika's gesünder sei als der südliche. In dieser Meinung bestärkt mich nicht wenig die Tatsache, daß die Engländer das nördliche, an

das fieberfreie Somaliland grenzende Gebiet für sich reserviert haben, und die weitere Tatsache, daß es nicht zu den Gewohnheiten der Briten gehört, sich den schlechtesten Anteil auszusuchen.

Statt Tanga einen Besuch abzustatten, empfingen wir Besuch von Tanga. Zwei Offiziere der kaiserlichen Schutztruppe kamen zum Diner an Bord, und die Ankunft in Deutsch-Ostafrika wurde nach germanischer Sitte kräftig gefeiert. Das Klavier ließ seine Klänge erschallen, und deutsche Lieder brausten bis in die späte Nacht durch den Speisesaal. Die Engländer, Portugiesen und anderen untrinkbaren Völker standen schüchtern beiseite und staunten den losgelassenen furor teutonicus an, den sie wohl nur aus Schulbüchern kannten! — Es ist eine alte Erfahrung, daß das deutsche Lied fern von der deutschen Heimat ganz anders klingt und zum Herzen dringt, und daß die Macht des deutschen Volksliedes nirgends mehr zum Bewußtsein kommt, wie in der Fremde, am weltentlegenen Gestade Afrika's. —

Der jüngere der beiden Offiziere — der ältere war Oberstabsarzt — vereinigte die Militär- und Civilgewalt in seiner Person. Er war nicht nur Stationschef, sondern auch Bezirksamtmann von Tanga. Wenn der blutjunge Leutnant auch einen sehr guten Eindruck machte, so kann ich doch nicht ernste Bedenken unterdrücken bezüglich der Praxis, jungen, unerfahrenen Leuten so viel, beinahe unumschränkte Gewalt in die Hand zu geben. — In Deutschland pflegt man junge Juristen von 22—24 Jahren in der Stelle von Referendaren anzutreffen, wo sie unter Aufsicht älterer Beamten sich in die Praxis der Verwaltung einarbeiten. In unseren Kolonieen aber ist Verwaltung und Justiz vereinigt; der Bezirksamtmann ist zugleich Richter, und zwar E i n z e l r i c h t e r. Lassen sich diese primitiven Verhältnisse nicht ändern, so sollte aber jedenfalls Sorge getragen werden, daß die richterliche und amtliche Gewalt in die Hände reifer Juristen gelegt wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß viele Gewaltsüberschreitungen, über welche schon häufig Klage geführt worden ist, auf ähnliche Ursachen zurückzuführen sind. Allerdings — an älteren Beamten ist überhaupt Mangel in der Kolonie, und zwar deshalb, weil Leute über 40 Jahre das Klima schlecht ertragen und bald arbeitsunfähig werden. — Im Innern

ist es überdies unmöglich, besondere Civilbeamte zu unterhalten. Dort wird der Stationschef stets alle Gewalt in seiner Person vereinigen. Aber im Innern liegen die Verhältnisse auch einfacher, wie an einem Hafenplatz der Küste.

Am 29. Juni, vormittags 9 Uhr, ging der „Kaiser" nach Sansibar in See und schlängelte sich in vielen Wendungen durch die die Einfahrt nach Tanga versperrenden ungeheuren flachen Sandbänke. Bei Nacht kann überhaupt kein Dampfer ein- oder auspassieren ohne Gefahr zu laufen, festzufahren; den Abend zuvor waren wir gerade auf die Minute noch recht gekommen.

Das Wetter war fortgesetzt angenehm kühl; das Thermometer zeigte früh 7 Uhr 26° C., mittags 1 Uhr 27° C., Temperaturen, wie sie Ende Juni auf der Ostsee üblich zu sein pflegen. Das ostafrikanische Klima zeigte sich uns von der freundlichsten Seite, und wir neigten immer mehr zu der Ansicht, daß, nach der Behauptung unserer an Bord befindlichen Afrikaner, die schwüle, unerträgliche Sommerhitze, wie sie zu Hause oft auftritt, in Afrika ganz unbekannt sei. —

Wie unschuldig dieses vortreffliche afrikanische Klima ist, zeigte sich bereits nachmittags, als Oberleutnant v. Wulffen mit 40° Fieber krank im Schiffsstuhl lag. Allerdings — es war ja bloß ein „Fieberchen", von alten „Afrikanern" der Bedeutung eines tüchtigen, deutschen Schnupfens gleich geachtet, das mit einigen Chinintabletten leicht zu bemeistern sein wird. Der schwarze Boy, den der kranke Offizier aus dem Innern mitgebracht hatte, pflegte seinen Herrn mit großer Sorgfalt, hüllte ihn in Decken ein und achtete, neben dem Stuhl knieend, auf jeden Wink. Ich bekam damals eine vorzügliche Meinung von den Schwarzen, ohne zu bedenken, daß ihre unbestreitbare Brauchbarkeit zur Krankenpflege noch lange keinen Schluß auf ihre sonstigen Eigenschaften rechtfertigt. Im allgemeinen läßt sich zwar sagen, daß Neger, die von Jugend auf in steter Berührung mit Europäern waren, besonders aber die in europäischen Familien aufgewachsenen, unter steter Aufsicht und strenger Zucht bleibenden, überaus brauchbare, willige und anstellige Dienstboten abgeben. Allein dieser Einfluß ist bei der geringen Zahl der Europäer, gegenüber dem nach Millionen zählenden Gros der Schwarzen, ein verschwindender, ganz bedeutungsloser. —

Herr v. Wulffen hatte vom Viktoriasee einen kleinen Weißnasenaffen, bekanntlich der Gattung der Meerkatzen (Cercopithecus) angehörig, mitgebracht, dessen Beschreibung ich in keinem zoologischen Werk aufzufinden vermag. Leider habe ich es schmählich versäumt, den Affen genauer zu untersuchen oder zu photographieren, da mir der Gedanke, daß es sich um eine neue, unbekannte Art handeln könne, erst später kam.

Hier fand ich zum erstenmal die Behauptung bestätigt, daß Meerkatzen, welche an Fleischfütterung gewöhnt werden, ihre eigene Rute anschneiden. Der arme weißnasige Kerl, der so traurig den ganzen Tag in einer Ecke des Mitteldeckes saß, hatte tatsächlich seine eigene Rutenspitze angeschnitten und derart auf etwa Fingerlänge benagt, daß nur die Knorpel stehen geblieben waren. Teilnahmslos ließ er alle die Neckereien und Quälereien des, seit unserer Ankunft in afrikanischen Häfen, sehr gemischt gewordenen Publikums über sich ergehen, bis ich die Sache nicht mehr mit ansehen konnte und ihn nach dem Hinterdeck der ersten Klasse bringen ließ, wo er, im offenen Dachraum über dem Rauchsalon, eine gesicherte Zufluchtstätte fand. Dankbar schaute er von oben herab und nahm mit seinen kleinen Händen die ihm gereichten Früchte in Empfang. Die kleine Weißnase erinnerte in keiner Hinsicht an das lebhafte, muntere Wesen der Meerkatzen; still und traurig saß der Affe auf einem Fleck. Ob Furcht, Heimweh oder Seekrankheit ihn niederdrückten, oder ob diese auffällige Ruhe eine Eigentümlichkeit seiner Art ist, vermag ich allerdings nicht zu entscheiden.

In Mombassa und Tanga war ein unglaubliches Gesindel an Bord gekommen; Neger, Araber, Inder, Goanesen drängten sich mit ihrem schmutzigen Gepäck auf dem Vorderdeck der dritten Klasse und brachten uns einen Begriff bei von den Arten des Geschlechtes homo, welche die ostafrikanische Küste bevölkern. Das ganze Bild trägt einen orientalisches Gepräge, und auch der darüber schwebende Duft ist entschieden orientalisch. —

Am meisten Freude machte mir ein riesiger Neger, der, auf Warenballen sitzend, sein ungeheures Maul aufriß und mit einem seiner Reisetasche entnommenen Stück Holz oft stundenlang seine blendend weißen Zähne putzte. Eifrig feilte er das prächtige, neid=

erregende Gebiß ab und bot mit seinem stumpfsinnigen Gesichtsausdruck vollkommen das Bild eines großen Affen. Ich habe mir bei dem sich täglich bietenden Anblick oft die Frage gestellt, was in diesem nur entfernt menschenähnlichen Schädel sich wohl für Vorstellungen und Gedanken regen könnten und kam stets zu dem Resultat, daß das Geistesleben eines Schimpanse, eines Orang-Utan oder auch eines intelligenten Hundes sich mindestens auf gleicher Höhe bewege. War das Reinigungswerk vollendet, so verschloß der Schwarze das Putzholz jedesmal sorgfältig in seiner Reisetasche. Übrigens habe ich dieses Zähneputzen, mittelst einer bestimmten Holzart, später bei den Negern noch oft beobachtet. Die tadellosen Gebisse der Schwarzen sind zweifellos nicht allein in der Konstitution begründet, sondern als eine Folge sorgfältiger Zahnpflege anzusehen.

Mittags 1 Uhr kam die nördliche Spitze der Insel Sansibar in Sicht. Vom Dampfer aus gesehen, stellt sich das etwa 90 km lange Eiland als eine Reihe niedriger, dicht bewaldeter Höhenzüge dar, deren Eintönigkeit in keiner Weise erkennen läßt, daß wir eines der wenigen, durch tropische Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gebiete Ostafrika's vor Augen haben. Bald tauchen aus dem dunkeln, üppigen Grün vereinzelte blendend weiße Landhäuser auf, die auf der Weiterfahrt immer zahlreicher werden und die Nähe eines größeren Hafenplatzes ankündigen. —

Am südlichen Horizont wird zunächst eine größere Anzahl von Schiffskolossen aller Arten sichtbar, und allmählich erkennen wir eine Menge weißer Gebäude:

Sansibar,

der größte Handelsplatz der afrikanischen Ostküste, liegt vor uns. Seine Bedeutung wird schon durch die Zahl der auf der weiten Rhede vor Anker liegenden Schiffe vor Augen geführt, unter welchen die meisten seefahrenden Nationen vertreten sind. Das dunkelblaue Meer sticht eigenartig ab von dem blendenden Weiß der sich drüben am Strande erhebenden Häuser mit den flachen Dächern, dem satten Grün der Ufervegetation. Und über dem ganzen fremdartigen, einer anderen Welt angehörenden Bilde leuchtet die Abendsonne vom

wolkenlosen Himmel, ein Funkeln, Glitzern und Schimmern hervorrufend, wie es nur hier an der Küste Afrika's in Erscheinung tritt.

Die Stadt macht von der Seeseite aus einen, wenn auch nicht imposanten, so aber doch höchst anziehenden Eindruck. Zunächst fallen die beiden hohen, unweit vom Ufer stehenden Sultanspaläste ins Auge, an welche sich in langer Reihe die Geschäftshäuser der großen Handels- und Schiffahrtsgesellschaften anschließen. Dazwischen ragen die gefiederten Kronen einzelner hochstämmiger Palmen empor und erinnern daran, daß wir uns am weltfernen Gestade des dunklen Erdteiles befinden.

Bei der Einfahrt waren uns die über die Wasserfläche emporragenden Mastspitzen eines augenscheinlich auf der Rhede untergegangenen Schiffes aufgefallen. Wie uns der Kapitän belehrte, verkörpert sich in diesen unheimlichen, das Fahrwasser sperrenden Überresten ein Stück Geschichte Sansibars aus der neuesten Zeit. Als Sultan Hamed 1896 unerwartet starb, nahm Said Khalid Besitz vom Sultanpalast, und zwar gegen den Willen der seit 1890 die „Schutzherrschaft" über die Insel Sansibar ausübenden Engländer. Englische Kriegsschiffe erschienen auf der Rhede, und ihnen stellte sich

Landung in Sansibar.

die Marine Seiner schwarzen „Hoheit", in Gestalt der hölzernen Korvette „Glasgow", tollkühn entgegen. Ihr brauner Kapitän besaß die nur durch seine wollköpfige Unwissenheit erklärliche Naivetät, mit dem Holzkahn Seiner „Hoheit" den englischen Panzerkolossen entgegenzutreten. Natürlich war er in wenigen Minuten von der Wasserfläche weggeblasen, so daß das zertrümmerte Kriegsfahrzeug mit Mann und Maus elendiglich unterging. Seine Mastspitzen ragen merkwürdigerweise heute noch über das Wasser empor, jedenfalls um die Erinnerung an ein Beispiel echt englischen Heldenmutes lebendig zu erhalten.

Arabische Dhaus.

Nachdem die englischen Panzer nach dem Sultanspalast ein Scheibenschießen eröffnet hatten, wurde der Aufenthalt in der Herrscherwohnung dem braven Said ungemütlich, und er wich der unbestreitbaren Überlegenheit europäischer Kultur. — Ob der englische Geschwaderchef einen Orden erhalten hat, konnte uns der Kapitän nicht sagen.

Natürlich benützten wir sofort, nachdem der „Kaiser" vor Anker gegangen war, die Gelegenheit, Sansibar einen Besuch abzustatten, und fuhren in einem der zu Dutzenden unter üblichem betäubenden Gebrüll der Ruderer den Dampfer umschwärmenden Boote nach dem etwa 1 km entfernten Strand. Was uns dort erwartete, spottet jeder Beschreibung. Hunderte von Schwarzen, meistens in das an der afrikanischen Ostküste gebräuchliche lange arabische Hemd gekleidet,

stürzten sich auf die ankommenden Boote und drängten sich unter lautem Geschrei als Führer, Träger, Diener rc. auf. Da wir mehrere ortskundige „Afrikaner' in unserer Gesellschaft hatten — der erfahrenste war soeben mit elegantem Sprung aus dem schwankenden Kielboot gesetzt und in seiner ganzen Länge auf den nassen Sand Sansibars hingeschlagen! — so bedurften wir der schwarzen Schwefelbande nicht und bahnten uns, mit den Stöcken Quart- und Terzhiebe in das wollköpfige Gewimmel führend, den Weg ins Freie.

Die Stadt mit ihren engen, verwinkelten Gassen, aus welchen ein hundertfältiger, aus halbfaulen Tintenfischen, Haifischflossen, Früchten aller Art zusammengesetzter Duft hervorströmt, macht einen nichts weniger als großartigen Eindruck. Die würfelförmigen Häuser, meistens mit fensterlosen Öffnungen, erinnern an Gefängnisse, und selbst der neuerbaute Sultanspalast mit breitem Treppenaufgang, an einem weiten, freien Platze, unfern des Meeres stehend, sieht mehr einer Kaserne, als der Repräsentationswohnung des Herrschers von Englands Gnaden gleich.

Unzählige, mitunter reich ausgestattete Verkaufsmagazine sind ohne Ausnahme im Besitze von Indern und Goanesen, wie überhaupt der gesamte Detailhandel und das Geldgeschäft sich in den Händen dieser edlen Rassen befinden. Dieselben treiben einen grauenhaften Wucher und ersetzen derart an der fernen Ostküste Afrika's vollkommen unsere Juden. Die Magazine bieten die Erzeugnisse indischen Kunstgewerbes in tausendfacher, sinnverwirrender Auswahl zum Verkauf. Selbstverständlich verschoben wir unsere Geschenkeinkäufe bis zur Wiederkehr auf der Rückreise.

Zunächst statteten wir dem Sultansgarten, einem öffentlichen Park, einen flüchtigen Besuch ab. Viel Sehenswertes enthält derselbe nicht, da die in einem geräumigen, eisernen Käfig untergebrachten starken Löwen an der Küste Ostafrika's kaum als Sehenswürdigkeit gelten können. Dagegen bemerkte ich zu meiner Überraschung auf einem Baume eine Anzahl vertraut hin und her streichender Raben, die sich weder in ihrem Äußeren, noch nach ihrem „Krah!" klingenden Rufe von unserer heimischen Rabenkrähe unterschieden. Es handelte sich weder um den auffällig weißgezeichneten Schildraben, den ich in Ostafrika häufig geschossen habe, noch um die im Reiche-

nowschen Werke Corvus albicollis benannte Art, welche ein weißes Nackenband trägt und eine weiße Schnabelspitze hat. Erst später erinnerte ich mich an die im Sultansgarten zu Sansibar beobachtete Rabenart und kann mir das Rätsel nicht anders erklären, als daß vielleicht europäische Rabenkrähen dort eingeführt worden sind, die sich, was bei diesen harten Galgenvögeln kaum überraschen kann, völlig eingewöhnt und vermehrt haben.

Steinernes Wasserreservoir in Sansibar.

Wir unternahmen vor Eintritt der Dämmerung noch einen Spaziergang, auf der Hauptstraße, der „Mnasie Moya" hin, ins Freie und kamen hierbei an den Begräbnisplätzen der Mohammedaner und Europäer, sowie an dem Feuerbestattungsplatz der Hindus vorüber.

Interessant ist das Völkergemisch, welches dem europäischen Neuling vor allen anderen fremdartigen Erscheinungen ins Auge fällt. Kostbar gekleidete Araber mit glänzend schwarzen Bärten,

die hohen, sehnigen Gestalten in das feine, weiße, bis auf die Füße reichende Battisthemd gehüllt, im Gürtel den Djembla, den Krummdolch, über der linken Schulter das lange, arabische Schwert tragend, den rattenkahl geschorenen Kopf mit der Kilemba, dem hellblauen Turban bedeckt, schreiten voll lächerlicher Grandezza, im Paßgang einher.

Schwarze Dandy im langen, arabischen Hemd, eine fezartige rote Mütze auf dem glattrasierten Kopf, kokett das weiße

Der Sultanspalast nach dem Bombardement.

Spazierstöckchen in der Hand balancierend, stolzieren in affektierter Haltung durch die Straße. Man begegnet übrigens unter den vom tiefsten Ebenholzschwarz bis zum hellsten Braun variierenden, durch arabische, indische und auch europäische Blutbeimischung „veredelten" Suaheli, den Küstennegern Ostafrika's, mitunter sehr hübsch geschnittenen, intelligenten Gesichtern. Ein Blick auf das Profil läßt allerdings sofort den affenähnlichen Negertypus erkennen.

Perser, Hindus, Banianen, Wasserträgerinnen, Lastträger, untermischt mit Kühen und Eseln, wogen schreiend, lachend, schimpfend,

brüllend durcheinander — ein Bild, wie es allein das kosmopolitische Sansibar, der afrikanische Welthandelsplatz, zu bieten vermag. Die Stadt beherbergt ein beispielloses Gesindel, aus allen Menschenrassen zusammengesetzt; wer Sansibar bei Nacht, in seinen verrufenen Kneipen, japanischen „Theesalons" und anderen interessanten Vergnügungslokalen, kennen lernt, wird wenig Unterschied gegenüber dem übelberüchtigten Port Saïd feststellen können. Ein guter Revolver dürfte auf einer solchen Studienreise notwendiger sein als im tiefsten Innern Afrika's.

Mit Einbruch der Nacht begaben wir uns nach dem „ersten Hotel" der Stadt, dem „Afrika-Hotel", das von einer Witwe Berger, einer Rumänin, geleitet wird. Das Haus steht in einer engen Gasse — andere gibt es in Sansibar überhaupt nicht —, und ein breiter Eingang führt in eine Vorhalle, eine Art Lichthof, woselbst zwei Billards stehen und Europäer in großer Zahl, rauchend und trinkend, umhersitzen. Das Hotel war sehr stark besucht, wenigstens fand sich an der um 7 Uhr beginnenden Tafel, dem dinner, eine ansehnliche Reihe Gäste zusammen, unter welcher so ziemlich alle Nationalitäten vertreten sein mochten. Das aus mehreren Gängen bestehende Essen war recht gut, jedenfalls besser als die mitunter schauerliche Küche auf dem „Kaiser".

Da unser Dampfer am nächsten Morgen nach Dar-es-Salaam weitergehen sollte, fuhren wir gegen 11 Uhr in einem Ruderboot zurück nach unserem alten Gefängnis. Die Stadt bot, von der See aus gesehen, mit ihren zahllosen Lichtern und dem in elektrischer Beleuchtung strahlenden Sultanspalast, einen geradezu feenhaften Anblick. Das tiefschwarze Meer strahlte alle die Tausende von Lichtpunkten zurück, und die Ruderschaufeln funkelten im Meeresleuchten, als ob sie in flüssiges Silber getaucht wären. Finster lagen die Schiffskolosse, an denen wir vorüberfuhren, in der spiegelglatten See, und über uns wölbte sich mit seinem Funkeln und Leuchten der Sternhimmel Afrika's mit dem Kreuz des Südens. Eine weiche, balsamische Luft wehte vom palmenbewachsenen Gestade herüber, eine Luft, so schmeichelnd und berückend, wie nur die Tropen sie aufzuweisen haben. Und doch verbirgt sich unter balsamischem Blütenduft der todbringende Gifthauch! —

Am nächsten Morgen wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß Oberleutnant v. Wulffen an Schwarzwasserfieber erkrankt sei. Vierordt und ich, statteten dem Schwerkranken sofort einen Besuch in seiner Kabine ab und fanden ihn, wenn auch mit verfallenen Gesichtszügen verhältnismäßig munter und gefaßt. Er zeigte uns den blutigen, schwärzlichen Urin und äußerte die Hoffnung, daß die Pflege im Gouvernementslazarett zu Dar=es=Salaam einen ungünstigen Ausgang der gefährlichen Krankheit verhüten werde. Diese Hoffnung erwies sich leider als trügerisch, denn Herr v. Wulffen starb wenige Tage später im Lazarett. Von Tanga aus hatte er eine von der ganzen Tischgesellschaft mit unterschriebene Karte an seine Braut nach Deutschland gesandt, welche, etwa drei Wochen nach der telegraphischen Todesnachricht, an ihre Adresse gelangt sein muß! Tragischer kann sich das Spiel des unberechenbaren Schicksals wohl nicht leicht gestalten! —

Der „Kaiser" war früh 6 Uhr von Sansibar abgegangen und hatte sich, in seinem schneckenartigen Tempo, Dar=es=Salaam so weit genähert, daß das erste Wahrzeichen der Hauptstadt Deutsch=Ostafrika's, das Gouvernementslazarett, sichtbar zu werden begann. Das langgestreckte, weiße, zweistöckige Gebäude macht einen imponierenden Eindruck, wenn es langsam über den dunkelblauen Ozean emporwächst, und ein passenderes Wahrzeichen könnte von diesem Strand aus den Ankömmling gar nicht grüßen wie — ein Krankenhaus!

In Mombassa war gleichzeitig mit dem Schutztruppenoffizier eine Krankenschwester aus Dar=es=Salaam an Bord gekommen. Die Schwester hatte mehrere Monate am Kilima=Njaro zugebracht und freute sich kindlich beim Wiedersehen des ernst und nüchtern herüberblickenden Krankenhauses. Sie wünschte die jedenfalls dort nach dem Dampfer Ausschau haltenden Schwestern erkennen zu können, und ich beeilte mich, mein Görz'sches Triëder=Binocle, eines jener modernen Fernglaswunder von außerordentlicher Schärfe, für ihr Auge zurechtzuschrauben. Sie war erstaunt und erfreut, das mehrere Seemeilen entfernte Lazarett so plötzlich zum Greifen vor sich zu haben, und behauptete, einzelne Personen auf der Veranda unterscheiden zu können.

„Ich danke Ihnen vielmals," sagte sie, das Glas zurückgebend, „und wenn Sie krank werden sollten, werde ich Sie zum Dank dort drüben pflegen!"

Wir lachten über den Scherz, ohne zu ahnen, daß er wenige Wochen später bitterer Ernst werden sollte! —

Aber auch unter den übrigen alten „Afrikanern" machte sich, beim Näherkommen des Reisezieles, eine freudige Erregung bemerkbar. Sie sprachen mit Begeisterung von den Herrlichkeiten Dar-es-Salaams

Dar-es-Salaam.

und schienen kaum den Augenblick erwarten zu können, wo sich die Hauptstadt der Kolonie ihren Blicken darbieten würde. Die Stadt selbst ist nämlich, wegen ihrer verborgenen Lage an der zum Hafen dienenden Bucht, von der See aus nicht sichtbar; nur das Krankenhaus steht, etwa 2 km entfernt, draußen frei am Strande — außerordentlich einladend für den Ankömmling.

„Passen Sie auf, wenn wir um die Landspitze biegen," sprachen die alten Dar=es=Salaamer, „dann liegt die Stadt mit einem Schlage vor Ihnen, in ihrer ganzen Schönheit! Es ist ein Schmuckkästchen — nicht zu vergleichen mit Sansibar oder gar Mombassa!"

Es dauerte allerdings sehr lange, bis der alte „Kaiser" sich zu der bewußten, so viel Herrliches erschließenden Landspitze hingestöhnt hatte; denn die Einfahrt zu allen von mir besuchten Häfen der afrikanischen Ostküste ist ein wahres Meisterstück der Schiffahrtskunst. Gefährliche Korallenriffe und langgestreckte, durch die Monsune fortwährend auf der Wanderung erhaltene Dünen nötigen die Schiffe auf der Einfahrt zu den unglaublichsten Bogen, Wendungen und Umwegen, so daß oft kein Mensch am Strande zu beurteilen vermag, ob der Dampfer auf der Einfahrt oder auf der Ausreise begriffen ist. Man könnte beinahe glauben, die Natur habe in bester Absicht den Zugang zum ostafrikanischen Paradies so schwierig wie möglich zu gestalten versucht.

Endlich mußte aber selbst der „Kaiser" die vielbesungene Landspitze erreichen, und — da lag es vor unseren neugierigen Blicken — Dar=es=Salaam, der „Hafen des Friedens". Die Einfahrt eröffnete die Aussicht auf das etwa drei Seemeilen lange und eine Seemeile breite Hafenbecken, dessen Ufer mit Mangroven, Mangobäumen und Kokospalmen bestanden sind. Im Hintergrunde gegen Norden erheben sich auf dem zu einer Höhe von 12—14 m ansteigenden Strand, in langer Reihe, weiße, würfelförmige Gebäude, untermischt mit üppigem Laubwerk, überragt von mächtigen Mangobäumen und zahllosen Palmen.

In der Tat sehr hübsch, dieses Bild, aber keineswegs imposant oder den in uns erregten Erwartungen entsprechend. Es fehlen hier die einen Überblick ermöglichenden Bodenerhebungen, ohne welche keine Landschaft Bedeutung zu erlangen vermag. Die ganze Umgebung ist tischflach, und so präsentiert sich allein der am Strand gelegene Teil der Stadt, was, mit Rücksicht auf ihre wirklich schöne, geschmackvolle Anlage und Sauberkeit, zu bedauern ist.

Einen vorzüglichen Eindruck machen die in zahlreichen Booten sich beim Dampfer sammelnden schwarzen Ruderer in ihren sauberen, hellen Matrosenanzügen, deren Kragen eine breite, schwarzweißrote

Einfassung tragen. Es herrscht hier offenbar ein anderer Geist als in Sansibar, wo sich ein ganz unglaubliches, freches Gesindel an den Fremden herandrängt. So etwas, wie Disziplin, liegt in der Luft und breitet sich wohltuend, beschwichtigend über die Schreilust der wollköpfigen Menge.

Wir sagten dem „Kaiser" leichten Herzens Lebewohl, ruderten mit unserem Handgepäck und den Gewehren nach dem Strand und stiegen die hohe Ufertreppe empor. Das Gepäck kam zunächst ins Zollhaus, wo wir es am Nachmittag ausgefolgt erhielten. Unser erster Gang galt natürlich unserem „Hotel". „Hotel zum deutschen Kaiser" steht in großen Buchstaben an dem stattlichen weißen Gebäude, das an der Hafenstraße oder „Kaiser Wilhelmstraße" gelegen ist. Das Innere macht mit seinen geräumigen, hellen Sälen einen sehr sauberen, gemütlichen Eindruck.

Zu meiner nicht geringen Überraschung überreichte mir der freundliche Wirt, ein Ungar, Namens Hajdu, nach der Begrüßung zwei Briefe meiner Angehörigen.

„Was, Briefe von zu Hause? Aber das ist ja ganz unmöglich! Wir kommen ja eben vom Dampfer aus Europa!"

„Ja, die Briefe hat die französische Post gebracht, deren Schiffe bekanntlich viel rascher fahren."

Ah, — so! her mit den Briefen! — Der erste ist in Deutschland datiert

Landung in Dar es Salaam. [illegible] Juni [illegible].

vom 9., der zweite gar erst vom 10. Juni; beide liegen seit 27. Juni, mich erwartend, im Hotel, und heute, da wir mit dem Reichspostdampfer „Kaiser“ endlich in Dar-es-Salaam angegondelt kommen, schreiben wir den 30. Juni, mittags 12 Uhr. Heiliges Kanonenrohr! — seit 7. Juni von Neapel ab, also 23 Tage lang, sitzen wir auf diesem subventionierten Dampfkasten! Die französische Post aber nimmt ab Marseille Briefe mit, welche am 10. Juni in Deutschland aufgegeben sind und liefert sie so zeitig in Sansibar ab, daß die Lokaldampfer dieselben am 27. Juni bereits nach Dar-es-Salaam bringen! Der französische Dampfer hat uns jedenfalls im Monsun, während wir „sieben Meilen im Wasser und vier überm Grund“ liefen, stolz überholt und die Reise um etwa acht Tage rascher gemacht!!!

Ich bin sonst ein ganz guter Patriot, wenn ich auch nicht alles, was in Deutschland geschieht, als über jeder Kritik erhaben ansehe. Aber angesichts dieser, an die Zeiten des Krähwinkler Landsturms erinnernde Leistung der Deutsch-Ostafrika-Linie (in Ostafrika übersetzt man die Initialen D.-O.-A.-L. etwas anders und treffender!) leistete ich den Schwur: In meinem Leben sieht mich keiner der D.-O.-A.-L.-Schneckendampfer je wieder an Bord! Wenn es sich um eine Spazierfahrt an der herrlichen Küste Norwegens entlang handelte, könnte man diese Fahrtverlängerung noch eher in Kauf nehmen! Aber — Teufel — es ist wahrhaftig keine Vergnügungsfahrt durch die Glühhitze des Roten Meeres oder die vom Monsun zu Salzstaub gepeitschten Sturmwogen des Indischen Ozeans, und eine Gesellschaft, welche, um Geld zu sparen, auf rücksichtslose Weise die Qualen einer solchen Reise um Tage verlängert, verdient nicht die Unterstützung des Reisepublikums, noch weniger aber diejenige des Deutschen Reiches!!!

Dabei sind die kleineren „Reichspostdampfer“ aller neuzeitigen Einrichtungen bar, haben nicht einmal Eiskühlräume, so daß ungenießbares Fleisch auf der mit teuerem Geld bezahlten Tafel keine Seltenheit ist. Ich kann deshalb, solange derartige, das deutsche Gefühl beschämende Zustände auf der Linie vorherrschen, den Reisenden nur empfehlen, die vorzüglichen, durch brillante Verpflegung ausgezeichneten Dampfer der „Messageries maritimes“ ab Marseille zu

benützen. Zum Passagierpreis von 925 Frcs. fährt man in 15 bis 16 Tagen von Marseille nach Sansibar, kürzt also die qualvolle Reise durch das Rote Meer und den Monsun ganz beträchtlich ab. Jeder Tag zählt aber auf jenen widerwärtigen, ja sogar gesundheitsgefährlichen (Hitzschlag!) Strecken doppelt, nein zehnfach!

Nach dem ziemlich einfachen Mittagstisch bei Hajdu statteten Vierordt und ich vor allen Dingen dem kaiserlichen Gouverneur, Herrn Generalmajor v. Liebert, unseren Besuch ab. Der Herr General, eine stattliche, soldatische Erscheinung, empfing uns in

Straße im Negerviertel zu Dar es Salaam.

seinem Arbeitszimmer auf das liebenswürdigste und erteilte uns wertvolle Auskunft über eine Reihe, unsere geplante Reise ins Innere betreffende Verhältnisse. Über unseren Führer, den Elefantenjäger Knochenhauer, der uns in Kilwa erwartete, äußerte er sich in sehr anerkennender Weise und bezeichnete ihn als tüchtigen Jäger. Sehr wertvoll erwies sich für uns eine schriftliche Empfehlung des Herrn Generals an den kaiserlichen Bezirksamtmann zu Kilwa.

Überhaupt muß ich bekennen, daß sämtliche Beamte, mit welchen wir in Berührung kamen, außerordentlich entgegenkommend waren, und daß sich alle Formalitäten glatt und rasch erledigten.

Arbeit wartete unserer noch genug, trotzdem unsere eigentliche Expeditionsausrüstung, in große Kisten verpackt, unter Zollverschluß nach Kilwa gehen sollte und wir uns dort erst mit dem Auspacken derselben befassen konnten. Unsere europäischen Reisekleider erwiesen sich an der heißen, afrikanischen Küste als ganz unbrauchbar, und da Khakianzüge wohl auf der Jagd, aber nicht im gesellschaftlichen Verkehr gebräuchlich sind (die ganze Schutztruppe, d. h. die gemeinen schwarzen Askari sind in den gelbbraunen Khaki gekleidet), so suchten wir, in Begleitung des ortskundigen Herrn T., unverzüglich einen Schneider auf und ließen uns weiße Tropenanzüge anfertigen. Der gesamte Handwerksbetrieb liegt in den Händen von Indern und Goanesen, ganz gleich, ob es sich um Schneider, Schuster, Barbiere, Schreiner oder Schlosser handelt. Europäer sind nur als Beamte, Aufseher, Bauleiter, Großkaufleute oder Wirte tätig, und zwar wohl deshalb, weil ihnen das Klima jede Art dauernder Tätigkeit unmöglich macht. Ebensowenig gibt es weiße Dienstboten.

Den Proviant für die Expedition kauften wir in einem Geschäftshause zu Dar-es-Salaam — eine Heidenarbeit, bis alle die hundert verschiedenen Sachen, welche eine nach langen Wochen berechnete Reise durch unbewohnte, beinahe wasserlose Gebiete erforderte, zusammengestellt waren. — Fleischkonserven, Butter, Thee, Mehl, Zucker, eingemachte Früchte, Chokolade, Kakao, Fruchtsäfte, Gemüse, Käse, Gewürze, ferner — last not least — Wein, Cognac, Whisky, Sekt, und zum Schluß Kochgeschirr! Brrr! — der Kopf glühte, bis wir uns endlich beruhigt sagen konnten: „Es fehlt nichts mehr!“ Wir bekamen einen schwachen Begriff davon, was die Aufgabe bedeute, eine große Expedition auszurüsten, wie sie die berühmten Afrikareisenden, als Stanley, Dr. Peters, Stuhlmann u. a. unternommen haben. Was wir planten, war dagegen eine Spritztour — und doch wußten wir am Schluß nicht mehr, wo uns der Kopf stand, während die Geldbeutel mit sichtbarer Erleichterung das Ende des großen Kaufgeschäftes empfanden.

Das Verpacken der gekauften Vorräte überließen wir vertrauensvoll dem Handelshause, einer deutschen Firma. Die Leute sind in der Ausrüstung von derartigen Expeditionen bewandert und wissen besser Bescheid als ein von Europa herübergekommener Neuling.

Die Vorräte werden in kleine Petroleumkisten, welche ihrer Größe nach eine Trägerlast von 20—25 Kilo aufnehmen, verpackt. Unser Proviant ergab zwanzig derartiger Lasten, so daß wir unter Zurechnung der übrigen Expeditionsausrüstung — Zelte, Betten, Kleider, Patronen ꝛc. — auf eine stattliche Karawane rechnen konnten.

Hafenstraße von Dar-es-Salaam.

Wir hatten bereits vorher, schriftlich von Europa aus, Auftrag zum Ankauf von zwei Maultieren, sowie zur Anwerbung von zwei schwarzen Dienern, sog. Boys, zwei Pferdejungen und eines Koches gegeben. Auch diese Ausrüstungsgegenstände fanden sich in zufriedenstellender Verfassung vor. Die zum Reiten bestimmten Maultiere waren kräftig und munter, ebenso die beiden zum persönlichen Dienst

bestimmten Jungen, welche eine große Befriedigung über unsere totale Unkenntnis des Kiswahili, der Landessprache der Küstenneger, zu verraten schienen. Die beiden Burschen mochten 17—18 Jahre alt sein; Vierordt wählte den auf den Namen Seliman hörenden, während ich den ziemlich selbstbewußt und schlitzöhrig aussehenden Fikerini auf mein Gewissen nahm. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß Knochenhauer jedenfalls ein sehr verständliches Kiswahili reden werde.

Beide Boys führten vom Bezirksamt ausgestellte Dienstbücher, in welchen, neben ihrem Nationale, die Zeugnisse früherer Dienstherren eingetragen waren. Als Lohn verabredeten wir unter Vermittlung des Herrn T. 16 Rupies pro Monat, selbstverständlich mit freier Verköstigung und Dienerkleidung. Die Jungen, welche bisher in langen arabischen Hemden und roter Kofia (Mütze) umherstolziert waren, erschienen nach kurzer Zeit in Khakianzügen, welche nur von Negern getragen werden, welche in einem Dienstverhältnis stehen.

Wir gewannen endlich Zeit, uns in Dar-es-Salaam selbst etwas umzusehen. Ich muß bekennen, daß die Stadt, welche allerdings nur etwa 400 Europäer beherbergt, gegenüber 20000 Schwarzen und Farbigen, einen vorzüglichen Eindruck macht! Gerade, breite Straßen, in welchen peinliche Sauberkeit herrscht, durchziehen sie, und die üppige Tropenvegetation unterstützt das Bestreben der Stadtverwaltung der Hauptstadt unserer Kolonie — Pardon! — unseres „Schutzgebietes", ein gefälliges, einladendes Aussehen zu verleihen. Selbst das Negerviertel, welches sich mit seinen Schilfhütten an die Europäerstadt anschließt, macht einen weit besseren, ordentlicheren Eindruck als die Schmutzquartiere der Eingeborenen in Mombassa und Sansibar.

Allerdings — es herrscht in Dar-es-Salaam auch nicht jenes fieberhafte Getriebe und Leben, wie an dem ostafrikanischen Welthandelsplatz Sansibar! Dar-es-Salaam ist in Wahrheit „der Hafen des Friedens", und wenn ein Schriftsteller vom „potsdämlichen Dar-es-Salaam" spricht, so kann ich nicht anders, als ihm vollständig zustimmen! Die Stadt trägt dasselbe Gepräge wie die märkische Nebenresidenz — leere Straßen, in welchen, bei fruchtbarem

Wetter, Grünfutter wächst, und jene feierliche erhabene Stille, welche vom Mangel an Handel und Verkehr und von einem Überfluß an verwaltenden, regierenden, beaufsichtigenden Beamten herrührt.

Übrigens ist diese eigenartige Atmosphäre, dieses Zurücktreten der der Produktion, dem Güteraustausche und dem Verkehr dienenden Elemente, hinter denjenigen der Verwaltung, kein Sonderkennzeichen Dar-es-Salaams, sondern eine allgemeine, in den wirtschaftlichen Verhältnissen Deutsch-Ostafrika's begründete Erscheinung. Die „Kolonie" besitzt einen ausgedehnten, über das ganze ungeheure Gebiet von beinahe einer Million Quadratkilometer mit angeblich sechs Millionen Einwohnern (das Deutsche Reich mißt 540000 □km) sich erstreckenden Verwaltungsapparat, während es in Deutsch-Ostafrika mit seinen endlosen, wasser- und menschenarmen Steppenflächen eigentlich verteufelt wenig zu verwalten gibt!

Ein schwarzer Hüne. (190 cm.)
Dar-es-Salaam.

Eine Verwaltung kann schließlich nicht um ihrer selbst willen da sein, oder zum Zweck der Beaufsichtigung und Beherrschung einer uncivilisierten und unproduktiven Bevölkerung; sie hat nur Sinn und Daseinsberechtigung, wenn sie sich in den Dienst produktiver, eine feste wirtschaftliche Grundlage schaffender Kräfte, des Ackerbaues, der Industrie und des Handels zu stellen vermag. Denn wo nichts erzeugt wird, wo sich kein wirtschaftlicher Gewinn erzielen läßt, da gibt es auch nichts zu verwalten, zu reglementieren, zu schützen.

Nach diesen höchst einfachen Grundsätzen haben die Engländer seither kolonisiert; sie haben ihre Kaufleute und Pflanzer als Pioniere stets vorausgesandt in fremde, weltferne Gebiete, und sind mit staatlichem Schutz und Verwaltung, entsprechend den Bedürfnissen und der Entwicklung der Kolonieen, nachgerückt. Sie haben, ohne sich an Theorieen zu kehren, ihren Kolonisten in fremden Ländern freie Hand gelassen, sich mit den Verhältnissen, so gut wie möglich, abzufinden, und sind vor allen Dingen zu Hause geblieben mit der Neigung, die im civilisierten Europa geltenden zarten, moralischen Begriffe und Bedenken zu übertragen auf den Verkehr mit rohen, wilden, nur den eisernen Zwang respektierenden Völkerschaften.

Ungefähr umgekehrt haben sich die Dinge in Deutsch-Ostafrika entwickelt. Statt kalt rechnender, besonnener Kaufleute sind, Anfang der achtziger Jahre, koloniale Schwärmer und Ideologen übers Meer gezogen, erfüllt von dem einzigen Gedanken: Deutschland muß unter allen Umständen Kolonieen haben — ganz einerlei wo! In unbesonnener, überstürzender Weise wurden menschenleere, unfruchtbare, ungesunde Gebiete mit unzugänglichem Innern in Besitz genommen, welche die ländergierigen Engländer offenbar deshalb nicht längst annektiert hatten, weil sie diese eben für minderwertig hielten!

Diesem weniger mit dem kühlen Verstand, als mit warmem, überquellenden Herzen und einer Anzahl landesüblicher Phrasen zu Werk gehenden Kolonialerwerb entspricht vollkommen die „Entwicklung" Deutsch-Ostafrika's! Die kolonialpolitischen, in allen Farben schillernden Seifenblasen, welche noch vor zehn Jahren aufgestiegen sind, wurden eine nach der anderen durch die grausamen Tatsachen zerstäubt. Der ursprüngliche Plan, der ja die Grundlage jeder Kolonialpolitik bildet, den Auswandererstrom, die Überproduktion des Mutterlandes an Menschen, nach den Kolonieen zu leiten, damit Kapital und Arbeitskraft erhalten bleiben, hat sich als Hirngespinst erwiesen!

Selbst die fanatischsten Kolonialschwärmer gestehen heute zu, daß das Schutzgebiet sich nicht eignet für Ansiedlung europäischer Bauern, welche sich, durch eigene harte Arbeit, Haus und Hof gründen und dauernd daselbst leben sollen. Denn abgesehen davon, daß im

äquatorialen Afrika überhaupt kein Europäer schwerere körperliche Arbeit zu verrichten vermag, macht das Klima einen dauernden Aufenthalt unmöglich. Die Europäer, welche mehr als sechs Tropenjahre, ohne dauernde Schädigung ihrer Gesundheit, in Ostafrika auszuhalten vermögen, sind große Seltenheiten; der Einfluß des Tropenklimas untergräbt selbst die eisernste Konstitution, setzt die Widerstandsfähigkeit des Körpers von Jahr zu Jahr mehr herab, bis er endlich einer der beiden Hauptkrankheiten Ostafrika's, der Malaria (Sumpffieber) oder der Dysenterie (Ruhr), erliegt.

Die Erfahrung lehrt, daß nicht nur keine Acclimatisation oder Anpassung stattfindet, sondern im Gegenteil eine zunehmende Erlahmung der Widerstandskraft, die sich äußert durch Blutverderbnis, frühes Altern und schlechtes Aussehen. Wenn man an der ostafrikanischen Küste die bleichen, krankhaften Gesichter der Europäer, ihre müde Haltung beobachtet, und sie vergleicht mit dem frischen Aussehen der Neuangekommenen, so erhält man den besten Begriff von der Einwirkung des Klimas auf den Eingewanderten. Die meisten gleichen zerfallenden Ruinen, und nur wenige sind es, die sich einen Teil der ursprünglichen Kraft und Frische erhalten haben. Die Beamten und Angestellten erhalten alle 2½ Jahre einen halbjährigen Urlaub, um sich in Europa zu erholen, d. h. das verdorbene Blut aufzubessern. Trotzdem nimmt ihre Widerstandsfähigkeit proportional zur Dauer ihres Tropenaufenthaltes ab, die sie befallenden Fieber werden immer gefährlicher, und wenn sie nicht rechtzeitig dauernd nach Europa übersiedeln, ist es nur eine Frage der Zeit, bis sie am fernen Strand Ostafrikas ein vorzeitiges Ende finden.

Den traurigsten Eindruck machten die europäischen Kinder, welche mir drüben vor Augen gekommen sind! Den armen Geschöpfen, mit der wachsfarbigen Haut und dem erschreckend krankhaften Aussehen, sieht man deutlicher als Erwachsenen an, wie das ungesunde, dem Weißen feindliche Klima am Lebensmark zehrt und die Entwicklung hemmt.

Nach meiner Ansicht gehört übrigens wenig Verstand und Beobachtungsgabe dazu, um herauszufinden, daß das tropische Afrika niemals zur Heimat von Europäern werden und daß diese sich niemals, mögen die sanitären Verhältnisse in den Städten verbessert werden,

wie sie wollen, dem Klima anzupassen imstande sein werden. Dem tropischen Afrika hat die Natur den Neger angepaßt; er allein ist ausgerüstet mit einer Körperbeschaffenheit, welche allen Einflüssen des dortigen Klimas standzuhalten vermag.

Und nun vergleiche man den Neger mit seiner samtartigen, stets kühlen, eine reiche Schweiß- und Talgdrüsenbildung aufweisenden Haut, mit dem Weißen! Völlig entblößt legt sich der Schwarze stundenlang in die Strahlen der glühenden afrikanischen Mittagssonne; mit kahl geschorenem bloßen Kopf arbeitet er tagelang in der Sonnenglut, ohne den geringsten Nachteil zu verspüren. Der Europäer wäre unter gleichen Verhältnissen nach den ersten zehn Minuten ein verlorener Mann, als Opfer des Sonnenstiches und der Hirnhautentzündung! Ich sehe diese tiefgehenden Unterschiede für sehr bedeutungsvoll an und glaube, daß sie darauf zu schließen berechtigen, in welchem Maße das Klima des tropischen Afrika von den Daseinsbedingungen abweicht, für welche die Konstitution der weißen Rasse geschaffen ist.

Dieser theoretischen Schlußfolgerung entsprechen die tatsächlichen Verhältnisse vollkommen. Nach dem amtlichen Bericht über das Verwaltungsjahr 1899/1900 lebten in Deutsch-Ostafrika 1139 Weiße, und von diesen befanden sich, in der Zeit vom 1. Juli 1899 bis 30. Juni 1900, allein in Dar-es-Salaam 277, in Tanga 128, also zusammen 405, oder über 35% der Gesamtzahl, in den Lazaretten. 248 Erkrankungen rührten von Malaria her. Rechnet man auf die Gebiete im Innern und im Süden der Kolonie nur noch weitere 15% Erkrankungen, was jedenfalls viel zu wenig ist, so ergibt sich die Tatsache, daß die Hälfte der weißen Bevölkerung jedes Jahr erkrankt! Gestorben sind von jenen 405 Kranken in Dar-es-Salaam und Tanga 15, was, oberflächlich betrachtet, nicht viel erscheint, aber dennoch als eine ungewöhnliche Sterblichkeitsziffer bezeichnet werden muß, mit Rücksicht darauf, daß es sich beinahe ausschließlich um tropendiensttaugliche, also kerngesunde junge Männer, im Alter von 25 bis 35 Jahren, handelt! Wollte man die Sterblichkeitsziffer unter den gleichen Verhältnissen für Europa berechnen, z. B. für die europäischen Heere, so würde sich ein ganz gewaltiger Unterschied ergeben.

„Wir haben in Ostafrika keinen Quadratmeter Bodenfläche, der als malariafrei gelten kann!“ — Dieser Ausspruch rührt von keinem Geringeren her, als von Major v. Wißmann, von dem sich wohl behaupten läßt, daß er die Kolonie gründlich kennt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Malaria über das ganze Schutzgebiet verbreitet ist, und daß auch die Höhenlagen infiziert sind. An der Küste neigt man dazu, das Innere als gesünder anzusehen, und hört man Leute, die im Innern gelebt haben, so vernimmt man, daß dort die Weißen wie die Fliegen sterben.

Die „Afrikaner“, welche ein Interesse daran haben, Schönfärberei zu betreiben und alles im rosigen Licht darzustellen, sei es nun, weil sie mit Geld und Gut engagiert sind, oder als Beamte der Kolonie ihre Existenz verdanken, suchen die Malaria als harmlose Krankheit zu charakterisieren. So schrieb z. B. Leutnant Wolfrum in seinen „Tagebuchblättern“: „Was heißt es endlich, wenn jemand im Jahre ein- oder zweimal ein paar Tage lang an Kopfschmerz, Appetitlosigkeit und etwas erhöhter Körperwärme leidet. Das haben viele Leute doch auch zu Hause. Ich bin überhaupt der Meinung, daß mancher dieser Fieberanfälle ein einfacher Katzenjammer ist!“

Gegenüber derartigen lächerlichen Anschauungen muß festgestellt werden, daß die ostafrikanische Malaria eine sehr ernste Infektionskrankheit ist, welche, unter ungünstigen Verhältnissen, leicht einen tödlichen Ausgang nimmt oder aber in schwereres Siechtum übergeht. Der erste Fieberanfall hat allerdings in der Regel keine nachteiligen Folgen; das nützt aber demjenigen, der sich längere Zeit in Ostafrika aufhält oder gar dauernd dort niederlassen will, gar nichts. Dem ersten Fieber folgt das zweite, und jede neue Erkrankung bereitet den Boden vor für die nächste Infektion, denn sie setzt die Widerstandsfähigkeit des Körpers herab. Schließlich tritt die Malaria in der schwersten, der perniciösen Form, als sog. „Schwarzwasserfieber“ auf, und rafft ihr Opfer hinweg.

Der Träger des Malariagiftes ist ein der niedersten Tierstufe, der Klasse der Wurzelfüßler, angehörender Mikroparasit, der, nach dem Ergebnis der neuesten Forschungen, in der Regel durch Moskitostiche eingeimpft wird. Dem entspricht die Tatsache, daß im Innern Deutsch-

Ostafrika's, während der Trockenzeit, Juli—September, wo, infolge der kalten Nächte, die Moskitos verschwinden, die Malaria-Erkrankungen seltener zu sein pflegen. Wenigstens habe ich, schon 30—40 km von der Küste entfernt, während der „kalten" Jahreszeit, keine Moskitos mehr beobachtet.

Der Krankheitsträger bedarf zu seinem Gedeihen jedenfalls der Feuchtigkeit; sumpfige Niederungen und ihre Umgebungen sind deshalb auch stets Malariaherde. Und wenn die große Regenzeit, vom März bis Mai, ganz Ostafrika in einen ungeheuren Sumpf verwandelt hat und in dieser feuchtwarmen, schwülen Atmosphäre, während der Periode der Austrocknung, Myriaden von Moskitos tanzen, dann erreicht auch die Zahl der Malaria-Erkrankungen ihren Höhepunkt.

Hieraus ergibt sich schon, daß alle sog. „sanitären Verbesserungen", Austrocknung der Sümpfe 2c., auf die Verbreitung der Malaria von keinem nennenswerten Einfluß sein können. *Denn die Regenzeit und das feuchtwarme Klima werden unveränderlich bestehen bleiben — und mit ihnen die Malaria, die Geißel des tropischen Afrika!*

Daß unter diesen Umständen von einer Besiedlung der Kolonie mit deutschen Bauern nicht die Rede sein kann, liegt auf der flachen Hand. Es hieße ein Verbrechen begehen, wollte man unerfahrene Leute zur Auswanderung nach einem solchen, Krankheit und Untergang bringenden Lande verführen.

Aber auch die Inhaber von gewerblichen und Handelsunternehmungen können, sofern es sich nicht um größere Gesellschaften handelt, keiner sorgenfreien Zukunft entgegensehen. Ist es einem Unternehmer geglückt, durch jahrelangen Fleiß und persönliche Tüchtigkeit, sein Geschäft in die Höhe zu bringen, so sieht er sich am Schluß vor die Wahl gestellt, entweder, unter dem Einfluß des tückischen Tropenklimas, zu Grunde zu gehen oder seine Unternehmung um jeden Preis zu verkaufen und nach Europa zurückzukehren. Die Gründung eines Unternehmens in Ostafrika hätte also nur Sinn und Wert, wenn sich die Aussicht böte, im Verlaufe weniger Jahre Reichtümer zu sammeln und dem Fieberlande dann wieder den Rücken zu kehren. Wie wir weiter sehen werden, ist es aber um die

Aussicht, in Deutsch-Ostafrika ein reicher Mann zu werden, sehr traurig bestellt.

Die Kolonie hat sich nämlich, trotz aller Anstrengungen des Gouvernements und der daselbst engagierten Gesellschaften, und trotz vieler Geldopfer seitens des Reiches, nicht zu entwickeln vermocht. Die Handelsbilanz ist und bleibt eine überaus ungünstige. Die Einfuhr nach Deutsch-Ostafrika ist allerdings, innerhalb der letzten 10 Jahre, von 7 Millionen Mark auf ca. 11 Millionen gestiegen, aber nicht weil die eingeborene Bevölkerung etwa konsumfähiger und kaufkräftiger geworden wäre, sondern weil der Eisenbahn- und Plantagenbau größere Aufwendungen erforderte. Beiläufig bemerkt, nimmt das deutsche Mutterland an dieser Einfuhr nur mit etwa 2 Millionen Mark (1899 Mk. 2018833) teil, während Sansibar für 7 Millionen Mark liefert. So mancher Kolonialschwärmer weiß nicht einmal, daß, laut Berliner Generalakte vom 26. Februar 1885, die Gleichberechtigung aller Nationen im überseeischen Handel anerkannt ist, daß also die übrigen Länder unter genau denselben Bedingungen nach unsern Kolonieen liefern können, wie Deutschland. Wenn wir Hunderte von Millionen in die ostafrikanische Kolonie stecken für Bahnbau, Straßenanlagen rc., so haben die andern Nationen von diesen Opfern den gleichen Nutzen wie wir! Alle Zölle und Abgaben gelten gleichmäßig für Deutsche, wie für Nichtdeutsche!

Die Ausfuhr betrug im Jahre 1893: 5½ Millionen Mark, sank 1898 auf 4,3 Millionen und betrug 1899 gar nur noch 3,9 Millionen! In diesen Zahlen drückt sich die „Entwicklung" der Kolonie drastischer aus, als dies seitenlange Darstellungen zu tun vermöchten. Von der Ausfuhr gingen 1899 24 % nach Deutschland, 68 % nach Sansibar!*)

Deutsch-Ostafrika ist also wirtschaftlich ganz zweifellos in unaufhaltsamem Niedergang begriffen, und es handelt sich nur noch darum, die Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung festzustellen.

*) Im Jahre 1900/01 betrug die gesamte Einfuhr 11,5 Millionen Mark, die Ausfuhr 4,3 Millionen. Von Deutschland wurden für 4,1 Millionen eingeführt, nach Deutschland für 998 000 Mark ausgeführt. D. V.

Für denjenigen, der die Dinge nicht durch die Brille des fanatischen Kolonialenthusiasten, sondern mit nüchternen Augen ansieht, liegen diese Ursachen klar zu Tage. Alle Hoffnungen, welche man auf die Entwicklung des Plantagenbaues und der Viehzucht gesetzt hatte, erwiesen sich als trügerisch. Der Anbau der verschiedenartigsten Kulturgewächse ist kaum über das Versuchsstadium hinausgekommen, und heute scheinen die Verhältnisse so zu liegen, daß man nicht weiß, was gebaut werden soll, und sich nach geeigneten Pflanzengattungen auf der Suche befindet.

Die „Afrikaner" schreiben die Mißerfolge allen möglichen Ursachen zu — nur eine lassen sie nicht gelten: daß das ganze Land einen ausgeprägten kulturfeindlichen Charakter besitzt und sich für Ansiedlungszwecke, wenigstens in weiten Gebieten, überhaupt nicht eignet! Ganz abgesehen von der Ungunst des Klimas, die sich sehr häufig durch alle Kulturen vernichtende Trockenperioden äußert, hat das Maß, in welchem in Ostafrika alle kulturfeindlichen Schädlinge und Landplagen gedeihen, etwas Überraschendes! Kaum ist mit einem neuen Kulturgewächs der zu guten Hoffnungen berechtigende Anbau begonnen worden, so stellt sich auch schon irgend ein Schädling ein, welcher die Anlage, und damit alle Aussichten auf Rentabilität, vernichtet.

Ganz bedeutende Aussichten eröffnete einige Zeit hindurch der mit aller Energie betriebene Kaffeebau. Da zeigte sich im Jahre 1894 auf der Pflanzung Derema im Handeï-Gebirge ein rostbrauner Pilz, die berüchtigte Hemileia vastatrix, der sich in den Kaffeepflanzungen seither allgemein eingenistet zu haben scheint und alles zu ruinieren droht. Der Pilz verbreitet sich zur Regenzeit ungeheuer schnell, die Bäume verlieren die Blätter und gehen ein.

Die Kaffeepflanzungen zu Mrogoro sind durch einen etwa 2 cm langen Bohrkäfer vollkommen zerstört worden, und außerdem ist eine besondere Art Milben, welche an den Wurzeln sitzt, in Tätigkeit, um das Werk der Vernichtung zu vollenden.

Derartige schädigende Einflüsse sind um so bedenklicher, als die Produktionskosten in Ostafrika ohnehin höhere sind, als in anderen kaffeeerzeugenden Ländern. Professor Wohltmann aus Bonn berechnet für Ostafrika die Produktionskosten pro Kaffeebaum auf

1,30 Mk. bis 2,50 Mk., für Java auf 50—60 Pfennige. Ich bin der Ansicht, daß, die Richtigkeit dieser Rechnung vorausgesetzt, damit die Konkurrenzunfähigkeit des ostafrikanischen Kaffeebaues festgestellt ist. — Hierzu kommt noch, daß die Aussichten für den Kaffeebau auf dem Weltmarkt ganz trübe sind. Es herrscht zur Zeit eine Überproduktion, welche jeder Vorstellung spottet. Der Kaffeeverbrauch der Welt beträgt pro Jahr etwa 14 Millionen Sack, à 60 Kilo; die Weltproduktion aber wird auf 16½ Millionen Sack geschätzt. Die einfache Folge ist der Untergang der konkurrenzunfähigen, zu teuer produzierenden Kulturen, an deren Spitze wohl Ostafrika stehen dürfte.

Die Ausfuhr von Kaffee betrug 1898 noch 174000 Rupies und ist 1899 auf 69000 Rupies zurückgegangen. Diese Zahlen sind so lächerlich klein, daß sie die Verhältnisse des ostafrikanischen Kaffeebaues besser illustrieren wie lange Berichte.

Der Anbau von Baumwolle ist, als nicht lohnend, aufgegeben worden; der Artikel figuriert nicht mehr in der Ausfuhrstatistik.

Ebenso ist der Tabak aus der Statistik verschwunden. Der Anbau desselben scheint aufgegeben worden zu sein, weil einerseits die Qualität des erzielten Krautes den Ansprüchen des Marktes nicht genügte, während andererseits die Quantität, und damit die Rentabilität, durch die klimatischen Einflüsse verringert wurde. Die Versuchsplantage Mohorro berichtete im Jahre 1898: „Ausgesetzt wurden im ganzen 800,000 Pflanzen, von denen die meisten vertrockneten!" Aus dem Bezirk Saadani lautet der Bericht in lakonischer Kürze: „Tabak. Die Quantität der Ausfuhr war eine geringe, auch die Qualität eine wenig gute!"

Hier fällt mir ein, was der in Rosa malende Hauptmann Rochus Schmidt in seinem Buche „Deutschlands Kolonieen" im Jahre 1894 geschrieben hat. Über den Plantagenbetrieb in Lewa berichtete er: „Die gesamten Unkosten belaufen sich zur Zeit auf 120000 Mk. im Jahre. Rechnet man, daß die Qualität des Lewa-Tabakes gut genug ist, um bei der jetzigen Lage des Weltmarktes fürs Pfund einen Preis von 2 Mark zu erzielen (große Sumatras bringen 3—4 Mark fürs Pfund), so würde die 93er Ernte von 1000 Zentner 200000 Mark aufbringen. Damit wäre ein nicht unbeträchtlicher

Gewinn erzielt, der sich noch wesentlich steigern würde, wenn der Tabak später höher bezahlt würde!"

Ferner meint Herr Schmidt: „Die Kaffeekultur in Ostafrika verspricht besonders lohnend zu werden." Der Rückgang der Ausfuhr auf 69000 Rupies widerspricht allerdings dieser optimistischen Anschauung. Ich wollte durch diese Citate nur nachweisen, welcher Unterschied besteht zwischen den ziffernmäßigen Tatsachen und den Phantasieen der Kolonialschwärmer, welche aus dem dürren, kulturfeindlichen Ostafrika am liebsten ein zweites Indien, mit Hilfe der Tinte, hervorzaubern möchten. Daß durch derartige kritiklose Auffassungen, welchen die Grundsätze kaufmännischer Berechnung und Beurteilung fremd sind, gutgläubige Leute veranlaßt werden, ihr Geld in aussichtslose Unternehmungen zu stecken, entkleidet diese Art Schriftstellerei der sie im übrigen auszeichnenden Einfalt und Harmlosigkeit.

Die Vanillekultur vermag, wegen der häufigen Dürren, keine Bedeutung zu erlangen, wie denn überhaupt die monatelang, von Juni bis November, währenden natürlichen Trockenperioden, nach der Ansicht gründlicher und nüchtern denkender Afrikakenner, die Hauptursache sind, weshalb aus der Plantagenwirtschaft Ostafrika's nichts werden will.

Ende Oktober, Anfang November setzt die sog. „kleine Regenzeit" ein, die jedoch im Innern, sowie im Süden der Kolonie, von kurzer Dauer sein, mitunter auch ganz ausbleiben kann, in welchem Falle dann die Pflanzungen ungeheueren Schaden leiden. Die kleine Regenzeit währt in guten Jahren bis Ende Dezember und weicht dann einer bis zum März dauernden Trockenzeit. Im März beginnt die „große Regenzeit", die Mwua mkuba der Eingeborenen, welche, durch ungeheuere Wassermassen, ganz Ostafrika in einen fieberschwangeren Sumpf verwandelt. Von Mitte Mai ab verringern sich die Regen, und nun folgt die bereits erwähnte, fünf Monate anhaltende große Trockenzeit.

Es bedarf keiner großen Überlegung, um zu erkennen, daß diese unabänderlichen klimatischen Verhältnisse für Plantagenwirtschaft oder überhaupt für Landwirtschaft so ungünstig wie möglich sind. Ein Land ist um so fruchtbarer, je gleichmäßiger sich die Nieder=

schlagsmengen übers Jahr verteilen. Das Zusammendrängen der Regenzeiten auf einige Wochen umfassende Zeiträume begünstigt naturgemäß Extreme, und so wird es erklärlich, daß in Ostafrika in einem Jahre die Dürre alles ruiniert, während im nächsten das Übermaß der Niederschläge Schaden bringt.

Die Pflanzen, welche die meiste Aussicht auf nutzenbringende Kulturen gewährleisten, scheinen die Kokospalme und der Reis zu sein. Mit Reiskulturen sollen in den wasserreichen Niederungen der Küste, besonders im Rufiji-Delta, befriedigende Erfolge erzielt worden sein. Ebenso dürfte der Anbau einzelner Agaven-Arten zur Hanfgewinnung als aussichtsvoll bezeichnet werden.

Die Kokospalme ist übrigens nicht, wie manche meinen, ein in Ostafrika einheimischer Baum, sondern daselbst eingeführt; sie gedeiht durchaus nicht ohne Kultur und sogar nicht einmal überall im Küstengebiet.

Oberst v. Trotha, der Ostafrika nach allen Richtungen bereist hat und die Verhältnisse ebenso klar als nüchtern beurteilt, hielt in der „Gesellschaft für Erdkunde" zu Berlin einen sehr interessanten Vortrag, in welchem er sich über das Fortkommen der Kokospalme folgendermaßen äußert: „Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß die Kokospalme überall da gedeiht, wo der Salzgehalt des Bodens oder der Luft ein genügend großer ist. Es gibt Striche an der Küste unserer Kolonie, zwischen Kilwa und Lindi, wo sie nicht fortkommt. Auch im Norden an der Küste sind die Versuche, Kokosplantagen anzulegen, geradezu mißglückt! Der Eingeborene sagt: Die Kokospalme gedeiht nur da, wo Menschen wohnen!"

Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß die Bodenbewirtschaftung, infolge der ungünstigen klimatischen Verhältnisse, sehr traurige Ergebnisse geliefert hat. Es sind ungezählte Millionen in Plantagen gesteckt worden, ohne daß bis heute ein Nutzen erzielt werden konnte. Ja, — Ostafrika ist nicht einmal imstande, seine Bevölkerung zu ernähren, wie die Ein- und Ausfuhrstatistik beweist. Die Einfuhr von Reis und Getreide ist von 74000 Rupies im Jahre 1890, auf 1½ Millionen Rupies im Jahre 1899 gestiegen! Infolge häufiger Dürren im Innern auftretende Hungersnöte sind keine Seltenheit.

Die Arbeiterverhältnisse, welche von den kolonialen Schönfärbern stets günstig geschildert werden, dürften auch an den Mißerfolgen der Plantagenwirtschaft beteiligt sein. Der Neger ist faul und bedürfnislos; hat er einige Rupies verdient, so denkt er bald nicht mehr daran, sich weiter zu placken — er zieht nach einer der Küstenstädte und amüsiert sich, bis das Geld fort ist. Überhaupt macht sich eine zunehmende Neigung der Schwarzen bemerkbar, nach den Städten zu ziehen — tout comme chez nous! So wurden mir die „Arbeiterverhältnisse" von „Afrikanern" geschildert, und ich glaube, daß die Schilderungen zutreffend sind.

Es werden allerdings große Anstrengungen gemacht, die lieben schwarzen „Brüder" auf eine höhere Kulturstufe zu heben und die Heiden zu civilisierten Anschauungen zu bekehren. Wie überall in der Welt, ist der Versuch, rohe, beinahe auf der Affenstufe gebliebene Naturvölker für die „Segnungen" unserer Hyperkultur zu gewinnen, auch in Ostafrika nahezu resultatlos geblieben. Wenn die eine Mission berichtet: „Die farbige Christengemeinde besteht aus 24 erwachsenen Personen und 7 Kindern," und die andere: „Die Knabenschule in Magila ist sehr groß gewesen wegen der Hungersnot. Zu einer Zeit waren hier 180 Knaben einschließlich 10 Lehrlingen, aber als die Hungersnot abnahm, liefen viele Knaben davon," so kann lediglich die Achtung vor dem die Missionare beseelenden Geist davon abhalten, hier eine Satire zu schreiben.

Was sagen denn die paar angeblichen „Christen" und selbst die Hunderte von „Katechumenen", welche gewöhnlich aus sehr selbstsüchtigen, mit dem „Seelenheil" wenig verwandten Gründen die Missionen besuchen, gegen die Millionen in Apathie oder direkter Ablehnung verharrender Schwarzen! Der Mohammedanismus, mit seinen grobsinnlichen, den geringen geistigen Anlagen der Neger weit mehr entsprechenden Vorstellungen, hat beinahe die ganze schwarze Bevölkerung, soweit sie sich vom Heidentum abgekehrt hat, mindestens aber 95% davon, für sich gewonnen und alle Anstrengungen, Mohammedaner zu Christen zu bekehren, bleiben, nicht allein in Ostafrika, bis auf nichtssagende Ausnahmen, ergebnislos.

Das Schönste ist übrigens, daß, wie man mir in Afrika von verschiedenen Seiten versicherte, niemand einen „gelehrten" Boy will, der Lesen und Schreiben gelernt hat. Vielfach wird die Ansicht ge-

äußert, daß der Neger durch die Schulbildung ganz unbrauchbar werde, zum Dünkel neige und das Lügen und Stehlen betreiben lerne. Mir erscheint die Behauptung, daß durch die Berührung roher Naturvölker mit der europäischen Kultur die in ihnen schlummernden schlechten Eigenschaften geweckt werden, durchaus verständlich.

Unter allen Umständen betrachte ich den Versuch, durch das Aufpfropfen theoretischer Kenntnisse aus den Schwarzen mehr zu machen, wie die Natur aus ihnen gemacht hat, als eine Wahnidee, deren Unhaltbarkeit sich noch erweisen wird. Vorerst dürfte der handfeste Kiboko als das einzige Kulturmittel gelten, welches nachhaltigen Eindruck auf die schwarzen Gemüter zu machen vermag.

Kaum viel bessere Aussichten, als der Plantagenwirtschaft, scheinen sich in Ostafrika der Viehzucht zu eröffnen. Im Innern bleiben weite Gebiete der Viehhaltung unzugänglich, wegen der alles vernichtenden Tsetsefliege, und an der Küste grassiert die Texaskrankheit unter dem Viehstand.

Der amtliche Bericht vom Jahr 1897/98 sagt darüber:

„Die Viehzucht der Kolonie hat sich leider in dem verflossenen Jahre nicht in dem erhofften Maße gehoben. Durch Verteilung von Vieh an einige größere Jumben unter der Bedingung, daß, nach Verdoppelung der gegebenen Stücke, jedes weitere Stück dem Jumben zu Eigentum gehören solle, war der Versuch gemacht worden, Vieh dem Lande zuzuführen. Der größte Teil ist aber an der Tsetse- und der Texaskrankheit wieder eingegangen, nachdem es schon durch die diesjährige Trockenheit sehr zu leiden gehabt hatte. Auf Vorschlag des Herrn Geheimrats Prof. Dr. Koch aus Berlin, der die beiden Krankheiten hierselbst fand und studierte, wurde, um die Verschleppung des Texasfiebers zu vermeiden, ein Transport von Vieh an der Küste nur innerhalb einer gewissen Zone gestattet, ein Rücktransport ins Innere dagegen verboten. Ferner wird zur Zeit, durch in kürzeren Zwischenräumen erfolgende Viehtransporte, versucht, die günstigste Zeit und die günstigste Straße, behufs Vermeidung der Tsetsekrankheit, bei den Transporten für die Strecke von den Seeen über Tabora nach Dar-es-Salaam, ausfindig zu machen.

Die Schweinezucht hat erfreuliche Fortschritte gemacht. Sowohl in Dar-es-Salaam wie an anderen Stellen haben Händler mit Erfolg größere Züchtereien angelegt.

Auch die Geflügelzucht nimmt ebenfalls an Umfang stets zu. Nur in Usambara verendete plötzlich, infolge einer ansteckenden Krankheit, ein großer Teil der Hühner."

Daß die Verhältnisse sich mittlerweile nicht gebessert haben, beweist der Bericht vom Jahr 1900, der folgendermaßen lautet:

„Zur Beurteilung der Aussichten, welche sich der Viehzucht in Ostafrika eröffnen, dürfte es für den Leser interessant sein, zu hören, daß die Kühe daselbst wenig oder keine Milch geben. Ein bis zwei Liter pro Tag wird schon als etwas Außergewöhnliches angesehen. Überdies ist der Fettgehalt der Milch gleich Null."

Tatsächlich ist nirgends, auch nicht an den Küstenplätzen, frische Milch zu bekommen. Wir behalfen uns an der Küste meistens, und auf unserer Expedition natürlich ausschließlich, mit kondensierter Milch, welche, mit dem schlammigen Pfützenwasser der Steppe und Kakao vermischt, ein Getränk ergab, vor dem sich bei uns der ärmste Stromer schütteln würde.

Nach dem amtlichen Bericht vom Jahr 1900 scheinen sich die Verhältnisse der Viehhaltung in nichts gebessert zu haben. Derselbe entwirft folgendes trübe Bild, das von den sonst verbreiteten schönfärberischen, alle Gefahren als Übertreibung kennzeichnenden Darstellungen gewaltig absticht, und keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß die Viehzucht in Ostafrika ebensowenig eine sichere Erwerbsquelle für Ansiedler zu bieten vermag, wie die Landwirtschaft und andere wirtschaftliche Unternehmungen:

Veterinärbericht.

1. Surra.

Die seit einem Jahre angestellten Untersuchungen über das Vorkommen der Tsetsefliege haben ergeben, daß auf allen bisher untersuchten Karawanenwegen, vom Innern bis zur Küste, Stellen passiert werden müssen, an denen die Tsetsefliege sich das ganze Jahr über aufhält. Die Verluste, die durch den Stich der Tsetsefliege verursacht werden, schwanken in weiten Grenzen. Eine Heilung erkrankter Rinder ist nie beobachtet. Es ist versucht worden, Rindvieh, Kamele, Maultiere und Esel durch Impfung immun zu machen, doch läßt sich über den Wert der Impfung noch kein abschließendes Urteil fällen.

2. Texasfieber.

Texasfieber ist an der Küste endemisch und verursacht große Verluste. Die Texasfieberzone ist eng begrenzt und reicht über einen wenige Kilometer breiten Küstenstrich nicht hinaus. Einmaliges Überstehen der Krankheit sichert dauernde Immunität. Serumimpfungen sind vorgenommen. Ein abschließendes Resultat ist noch nicht erzielt.

3. Rinderpest.

Die Rinderpest, deren Schreckgespenst vom englischen Gebiete droht, ist auch in diesem Jahre von den Grenzen abgewehrt worden. Die Untersuchungen des Tierarztes am Seuchenherde auf englischem Gebiete haben ergeben, daß das Kilimandjaro-Gebiet außer Gefahr ist, daß aber die Gebiete Schirati-Muanza und Bukoba gefährdet sind, sofern es den englischen Behörden nicht gelingt, die Seuche auf ihrem Gebiete zu dämpfen."

Die Rinderpest hat übrigens schon einmal im Jahre 1893 nicht nur den gesamten Viehstand, sondern auch den größten Teil des Wildstandes vernichtet.

Wir können zur Vervollständigung des Bildes hier folgen lassen, was der Bericht vom Jahr 1898 über die landwirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen zu sagen weiß:

„Die Landwirtschaft im allgemeinen hat im vergangenen Jahre schwer zu leiden gehabt unter ganz abnormer Dürre, nachdem im Vorjahre ebenso ungewöhnliche Nässe gewesen war. Sowohl die kleine Regenzeit im November, als die große im April, sind fast ganz ausgeblieben. Dazu kam, daß Anfang Dezember 1897 die Heuschrecken wieder auftraten, zuerst im südlichen Bezirk. Sie erreichten Dar-es-Salaam in den ersten Tagen des Januar und haben ganz besonders die Bezirke Bagamoyo und Pangani heimgesucht. Wenn die Massen dieser Tiere auch noch nicht die der früheren Jahre erreichten, so haben sie doch stellenweise bösen Schaden getan. Ganz besonders ist das fühlbar für die Reiskultur. Auch die Zuckerpflanzungen am Pangani haben durch ihren Fraß gelitten. Am wenigsten haben die Gegenden um Lindi und Mikindani zu leiden gehabt, so daß dort eine gute Mittelernte erzielt ist.

Die Bemühungen des Gouvernements, den Anbau der Ölfrüchte zu fördern, scheiterten an der Indolenz der Eingeborenen, welche jetzt zu leicht Verdienst auf den europäischen Pflanzungen, bei Karawanen 2c. finden. Es ist zu hoffen, daß die Ölfruchtkultur sich infolge der Einführung der Hüttensteuer hebt, da diese auch in Ölfrüchten, Kautschuk, Wachs 2c. bezahlt werden kann.

Wenn auch die Dürre und Heuschreckennot eine große Verteuerung der Lebensmittel erzeugen wird, so hat sie doch die Wirkung, daß Arbeitskräfte billig und massenhaft angeboten werden, so daß die Pflanzungen Arbeiter in jeder gewünschten Anzahl bekommen können.

Hindernd für die ausgiebige Besiedlung des Landes ist die große Anziehungskraft der Städte für die Neger, wo sie ihren Lebensunterhalt leicht und schnell finden können, ohne mit der Hacke mühsam die Felder bestellen zu müssen.

Im Verhältnis zu den Bedürfnissen der Leute und ihren Leistungen sind die Löhne noch immer zu hoch."

Damit ist also bestätigt, was man mir in Ostafrika überall versicherte! Sobald der Schwarze einige Rupies, für ihn ein Vermögen, verdient hat, denkt er nicht mehr ans Arbeiten, sondern streikt und faulenzt! Um die Kerle überhaupt zur Arbeit zu nötigen, muß man eine „Hüttensteuer" erheben, d. h. ihnen einen Teil ihrer Arbeitsproduktion in gesetzlicher Form wegnehmen, so ungefähr, wie man eine Legehenne zu vermehrter Eiererzeugung zwingt, indem man ihr die Eier eskamotiert!

Anderwärts ermuntert man die Leute zur Arbeit durch Lohnaufbesserung; in Ostafrika aber „sind die Löhne noch immer zu hoch" — die Schwarzen werden durch sie zum Faulenzen verleitet!

Nach meiner Überzeugung wird sich früher oder später die Erkenntnis durchringen, daß für eine so minderwertige, tiefstehende Menschenrasse die Sklaverei, der Arbeitszwang, die einzig mögliche Form ist, in welcher ihre Leistungsfähigkeit nutzbar gemacht werden kann. Allerdings empört sich bei dem bloßen Wort „Sklaverei" schon das „christliche" Gefühl in unserm frommen Europa, weil wir nicht von der Gewohnheit lassen können, mit der Muttermilch eingesogene falsche Begriffe und Vorstellungen, Vorurteile, auf dem Gebiete der Kolonialpolitik bestimmend sein zu lassen, und wilde, der Kultur unzugängliche, weil geistig tiefstehende Menschenrassen mit der europäischen Elle zu messen.

Ob nun die „Hüttensteuer", Dürre und Heuschreckennot, d. h. Hungersnot, die Schwarzen zur Arbeit zwingen, oder ob der Zwang unmittelbar durch Gesetz eingeführt wird, kommt auf das Gleiche heraus. Der Sklave ist aber unter allen Umständen besser daran, weil die Sorge für sein leibliches Wohl dem Arbeitgeber zufällt, der ihn auch in Zeiten der Not zu erhalten hat.

Vollständig stimme ich Oberst v. Trotha bei, wenn er sagt: „Ich habe selten glücklichere und zufriedenere Menschen gesehen, als die Sklaven und Sklavinnen in den Häusern reicher Araber. Das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven ist ein absolut patriarchalisches, und letztere sind zweifellos glücklicher als unsere, durch das Kapital geknechteten, ‚freien' Fronarbeiter. Sapienti sat! Ich will damit nicht den ‚Weisen', sondern den ‚Wissenden' bezeichnet haben!"

Daß die ostafrikanische Kolonie bezüglich ihrer Entwicklung stillsteht, wenn nicht im Rückgang begriffen ist, wird selbst von den begeistertsten Anhängern einer mit Hochdruck arbeitenden Kolonialpolitik kaum in Abrede gestellt. Nur hinsichtlich der Ursachen dieser tiefbedauerlichen Erscheinung weichen die Ansichten der Herren ab. Sie führen die Mißerfolge nicht zurück auf die Ungunst der klimatischen Verhältnisse und die Kulturfeindlichkeit des Landes, sondern auf den Mangel an ausreichenden Mitteln zum Verkehr mit dem Hinterlande. Hauptsächlich der Bau einer Zentralbahn nach dem Seeengebiet wird als das Mittel bezeichnet, welches die hoffnungslose Lage der Kolonie mit einem Schlage zu verbessern vermöchte.

Ich maße mir nicht an, darüber zu urteilen, inwiefern diese optimistischen Anschauungen gerechtfertigt sind oder sich als letzte Hoffnung von Leuten darstellen, welche sich mit ihrem Vermögen unbesonnener Weise in Ostafrika engagiert haben. Denn zu einem derartigen Urteil genügt nicht ein vorübergehender Aufenthalt, sondern es ist dazu die gründliche Kenntnis von Land und Leuten im Innern erforderlich.

Ich kann jedoch hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, aus demselben Grunde, diejenigen sogenannten „Afrikaner", welche am lautesten nach der rettenden Zentralbahn rufen, gerade so wenig urteilsfähig sind. Merkwürdigerweise findet man nämlich unter der weißen Küstenbevölkerung höchst selten jemand, der schon im Innern war, ja weitaus die meisten der „Afrikaner" sind, trotzdem sie jahrelang an den Küstenplätzen sitzen, noch keine zehn Kilometer weit in das Innere des „dunklen Weltteils" eingedrungen!!! Ich habe mich während meines Aufenthaltes in Ostafrika über nichts mehr erstaunt, als über diese Indolenz der dort ansässigen Europäer!

Was nun gar die Gebiete beim Viktoria-Nyansa anbelangt, so können dieselben, trotz aller Karten und der vielen Reisebeschreibungen, die wir besitzen, so gut wie unbekannt bezeichnet werden. Denn ein flüchtiges Durchqueren des Landes oder der Aufenthalt auf einer Station, deren Bereich kaum über einige Quadratkilometer hinausgeht, genügt nicht zur Beurteilung. Diese mangelhafte Kenntnis

ist schuld daran, daß die Schilderungen der Reisenden ebenso große Abweichungen aufweisen, wie die Landkarten.

Während einzelne Reisende das Gebiet am Viktoriasee als Paradies malen, lautet beispielsweise der Reisebericht des mehrfach genannten Oberst v. Trotha ganz anders. In seinem Vortrag, gehalten im Juni 1897, sagte er: „Der See! Vollgesogen mit den phantastischen Schilderungen eines früheren Reisenden, betrat ich seine Ufer; grausam enttäuscht habe ich sie verlassen! Es kann nicht der Zweck dieses Berichtes über meine Reise sein, mich über die Verwendbarkeit oder die Unbrauchbarkeit dieses Sees zu kultureller Arbeit auszulassen. Ich kann es aber nicht unterdrücken, auch hier zu bemerken, daß die Ufer des Sees einen reizlosen, nüchternen Eindruck auf mich machten, der sich dann in dem südlichen Teile, in welchem verbrannte Steppen mit meilenlangen Versumpfungen abwechseln, bis zu einem geradezu erschrecklichen steigerte."

Damit stimmt überein, was mir in Afrika Schutztruppen-Offiziere sagten, die längere Zeit im Seeengebiet weilten: daß sich daselbst die gefährlichsten Fiebergegenden Ostafrika's befänden!

Das Gebiet zwischen Viktoria-Nyansa und Kiwu-See wurde und wird heute noch als das gelobte Land gepriesen, wo sich die kühnsten Träume der Kolonialschwärmer verwirklichen lassen sollten. Ruanda heißt dieses Paradies, von welchem der jetzige Gouverneur Graf Götzen, bei Beschreibung seiner im Jahre 1893 unternommenen Reise, ein äußerst anziehendes Bild entwirft. Er spricht dort von der Möglichkeit der Ansiedlung, obgleich er sich a. a. O. zu folgendem Geständnis veranlaßt sieht:

„Was nun die Ergiebigkeit des Bodens in seiner Gesamtheit angeht, so konnte ich in dieser Richtung naturgemäß nicht zu einem abschließenden Urteil kommen. Zu einem eingehenderen Studium über die Bodenbeschaffenheit, die Arten der Produkte, die Ertragsaussichten bei rationeller Landbebauung, würden zum mindesten ebenso viele Monate erforderlich sein, als uns zum Durchziehen ganz Zentralafrika's zu Gebote standen."

Das sind ganz gewiß vernünftige, nüchterne Ansichten, welche vorteilhaft abstechen von den bombastischen Schilderungen vieler

Reisewerke, welchen der Anblick einiger Bananenpflanzungen oder von Zuckererbsen und Stangenbohnen genügen, um ein zweites Indien auszumalen.

Nachdem Graf Götzen sehr richtig ausgeführt hat, daß eine einfache Durchquerung des Landes „naturgemäß“ nicht zu einem „abschließenden Urteil“ berechtigt, sondern daß hierzu der Aufenthalt von vielen Monaten erforderlich ist, bleibt es unverständlich, wie er dennoch folgendes „abschließende Urteil“ fällen mag. „— Ein ganz herrliches Land, das den schönsten, und vor allem fruchtbarsten Gebieten Afrika's zugeteilt werden muß! Und wenn sich in tropischen Ländern oft genug mit dem Begriff ‚fruchtbar‘, der Begriff ‚ungesund‘ untrennbar verbindet, so macht Ruanda hiervon eine rühmliche Ausnahme. Bei der durchschnittlichen Seehöhe des Landes (1800 bis 2000 m) muß dieses als durchaus fieberfrei angesehen werden, und unsere Erfahrungen bestätigen diese Behauptung durchaus!“

Das ist der Stil, in welchem afrikanische Kolonialstimmung gemacht zu werden pflegt!

Drei Europäer, unter welchen sich ein Arzt befindet, der sofort Chinin gibt, wenn ein Sumpf in Sicht kommt, durchziehen in raschen Märschen, innerhalb sechs Wochen, ein unbekanntes Land, ohne einen Fieberanfall zu bekommen: folglich bestätigt die „Erfahrung“, daß „dieses als durchaus fieberfrei angesehen werden muß“!

Die Herren dürfen sich nach derartigen Proben kritikloser Berichterstattung nicht wundern, wenn das Publikum die Afrikaliteratur mit desto kritischeren Augen ansehen lernt und sich hütet, noch mehr Geld in die Sandfelder des „dunklen Weltteils“ zu stecken. Wie berechtigt eine derartige skeptische Haltung auch gegenüber dem afrikanischen Paradies Ruanda ist, zeigt ein Bericht des Forschungsreisenden Dr. Richard Kandt an das Kaiserliche Gouvernement vom 20. Oktober 1900, dem ich folgende Stellen entnehme:

„Die Provinz Bugessera machte einen noch weniger günstigen Eindruck auf mich als im Jahre 1898. Wir litten sehr unter Wassermangel, da es im ganzen Lande in der Trockenzeit keinen Bach gibt und in den natürlichen Brunnen nur eine spärliche,

stinkende(!) Flüssigkeit vorhanden war. Darunter leidet der ganze Bezirk. Seit fünf Jahren(!!) soll der Regen nicht mehr ausgiebig genug gefallen sein; dazu ein Überfluß von Wildschweinen, die die Felder verwüsten, und infolgedessen chronischer Nahrungsmangel und Auswanderung in glücklichere Gebiete von Ruanda oder Urundi. Zwar gibt es große Herden auffallend stattlicher Ziegen, mit denen ein reger Tauschverkehr unterhalten wird, aber hier, wie leider fast überall, ist der Viehbesitz sehr ungleich verteilt. Wie ich von Herrn Bischof Hirt hörte, sollen die Verhältnisse von Kissakka noch trauriger sein. Hier kommt außer dem Regenmangel, der den des benachbarten Bugessera noch übertreffen soll, der aber allein, bei sonst vernünftiger Landeskultur, die Notlage nicht herbeiführen würde, noch die Mißhandlung durch den zahlreichen niederen Adel und die Aussaugung durch die Schmarotzer des Hofes, der es Kissakka noch immer nachträgt, daß es solange der Invasion sich widersetzte. Kurz — das Land, das Graf Götzen noch in so freundlichen Farben geschildert hat, soll heute erbärmlich darniederliegen und auch große Gebiete, von deren ehemaligem Reichtum die ausgedehnten verlassenen Bananenschamben erzählen, wenn nicht entvölkert, so doch volkarm geworden sein. Auch hier wendet sich der Strom der Emigranten teils nach Urundi, teils nach gesegneteren Gegenden Ruandas, teils auch nach Ndorwa (Mpororo)."

Wir haben hier die öfters beobachtete, für Afrika typische Erscheinung, daß die Reiseberichte sich völlig widersprechen, einander geradezu aufheben, und daß der eine Berichterstatter in Weiß, der andere in Schwarz malt. Im obigen Falle ist dies vielleicht folgendermaßen zu erklären: Graf Götzen hat das Land im Mai und Juni, unmittelbar nach der Regenzeit, Dr. Kandt im Oktober, am Ende der fünf Monate währenden Trockenperiode, durchquert. Es fallen mir hier meine eigenen Streifzüge durch die kahlen, wasserlosen, einen schauerlichen Anblick gewährenden ostafrikanischen Waldsteppen ein, welche andere Reisende im Januar, wo alles blüht und grünt, betreten haben und bewundernd von einer „parkähnlichen" Landschaft reden. Jawohl — ein netter Park — dieser afrikanische Busch!

Nach den Schilderungen des Oberst v. Trotha soll Urundi, das an die nordöstliche Ecke des Tanganyika stoßende Gebiet, von außerordentlicher landschaftlicher Schönheit sein; er nennt es das „Paradies der Kolonie", allerdings ohne sich über seine Fruchtbarkeit und Besiedlungsfähigkeit zu äußern. Trotha ist im übrigen nicht

dafür, Kraft, Zeit und Geld für die Erschließung und Kolonisierung des Innern zu verwenden.

„Mir hat mein dreijähriger Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika die Überzeugung beigebracht und den Beweis geliefert," sagt er, „daß unsere Arbeit in dieser Kolonie für die nächsten fünfzig Jahre nur an der Küste und in ihrem nächsten Hinterlande liegt, und daß wir vollauf zu tun haben, wenn wir dessen Erzeugnisse für die Heimat nutzbar machen wollen."

Derselben Ansicht sind noch viele Afrikakenner, und deshalb ist weder bei der Regierung, noch im Reichstag Stimmung vorhanden für den Bau einer ungezählte Millionen verschlingenden „Zentralbahn". —

Eine solche, quer durch das Schutzgebiet nach dem Viktoria-Nyansa oder Tanganyika führende Bahn ließe sich rechtfertigen, wenn folgende Gesichtspunkte zutreffen würden:

1. zu rascher und sicherer Verbindung mit, im Innern, besonders im Seeengebiete, zu errichtenden Ansiedlungen;
2. zur Hebung und Heranziehung des Handels;
3. aus strategischen und politischen Gründen.

Die Gegner der Bahn stellen die Haltbarkeit dieser Gründe in Abrede. Sie sagen:

1. Ansiedlungen sind keine vorhanden, und Kapital zu ihrer Gründung wird sich, nach den Erfahrungen in Usambara, auch sobald nicht finden.
2. Der Handel ist ohne solche Ansiedlungen keiner weiteren Steigerung fähig; er bewegt sich in Bahnen, die älter sind als die Kolonie.
3. Militärische Gründe sind vorerst nicht vorhanden.

Vielfach ist auch die Meinung laut geworden, daß wir eine Bahn bauen müßten, weil die Engländer ihre Ugandabahn gebaut haben, und damit den ganzen Handel auf ihr Gebiet überleiteten. Nach meinem Dafürhalten ist dieses Argument nicht besonders glücklich gewählt. In erster Linie ist zu berücksichtigen, daß die englische Ugandabahn ihr Entstehen nicht wirtschaftlichen, sondern politischen Gründen verdankt. Die Engländer wollen sich mit dieser

Bahn, neben der Wasserstraße durchs Rote Meer, noch einen Überlandweg nach Indien offen halten, jedenfalls in der Voraussicht, das der Seeweg unter Umständen gesperrt werden könnte. Das Ziel der Ugandabahn ist nicht der Viktoriasee, sondern Ägypten — ein abenteuerliches, aber für die heutige Technik und die Engländer keineswegs unmögliches Unternehmen.

Nach meinem Verständnis ist die strategische Ugandabahn für uns vielmehr ein Grund, keine Zentralbahn zu bauen, weil die Rentabilität einer Konkurrenzbahn nur auf die Hälfte veranschlagt werden kann, ganz abgesehen davon, daß man doch nicht eine 700 km lange, Unsummen verschlingende Bahn ins Blaue hineinbaut!

Man verbinde die küstennahen Gebirge durch Eisenbahnen mit den Hafenplätzen und suche die ostafrikanische Kolonie, durch Anbau der fruchtbaren Alluvialgebiete, von der Küste aus, mit einem wirtschaftlichen Untergrund zu versehen, statt die Augen, wie nach einer Fata morgana, auf die sagenhaften Schlaraffenländer des Innern zu richten! Gelingt es nicht, an der Küste wirtschaftlich festen Fuß zu fassen, so hat die Kolonie nach menschlicher Voraussicht keine Zukunft! —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — Im Hafen von Dar-es-Salaam lag der an der ostafrikanischen Küste stationierte Kreuzer „Condor“, von dessen Offizieren wir mehrere im Hotel zum „Deutschen Kaiser“ kennen lernten. Die Herren luden Vierordt und mich in liebenswürdigster Weise zur Besichtigung des Schiffes ein, und wir zögerten nicht, am nächsten Tage, einem Sonntage, nachmittags der Einladung Folge zu leisten. Ein von deutschen Blaujacken gerudertes Boot brachte uns nach dem Kreuzer hinüber, nach dessen Besichtigung wir in der Offiziersmesse am Abendessen teilnahmen. Wir unterhielten uns im Kreise der frohgelaunten Marineoffiziere, die sich gegenüber ihren Gästen in Aufmerksamkeiten überboten, vortrefflich und ließen uns widerstandslos einen famosen Moselwein eingießen. —

In das etwas eintönige Leben an Bord eines an der friedlichen Küste Ostafrika's stationierten Kriegsschiffes hatten, kurz zuvor, die Wirren des durch die Engländer gegen die Burenrepubliken unternommenen Raubzuges für den „Condor“ einige Abwechslung gebracht.

Das Schiff lag in der Delagoa-Bai, als der deutsche Reichspostdampfer „Bundesrat" durch englische Kriegsschiffe aufgebracht wurde. Der „Condor" hatte ein Boot nach dem deutschen Dampfer gesandt, um durch einen Offizier Erkundigung über den Grund der Beschlagnahme einzuziehen. Der betreffende, an unserer Tischrunde anwesende Offizier schilderte in anschaulicher Weise den Vorfall, in dessen Verlauf die frechen Briten dem deutschen Offizier das Betreten des deutschen Dampfers verwehrten.

Während der Abendtafel beschlossen einige der Offiziere, mit an Land zu gehen, um uns eine in kommender Nacht stattfindende Ngoma, eine zur Feier einer Negerhochzeit stattfindende Festlichkeit der Eingeborenen, zu zeigen. Ngoma heißt wörtlich Trommel, hat jedoch hier die Bedeutung eines öffentlichen Tanzvergnügens, bei welchem die Trommel, eine Art Pauke, die mit den Fäusten geschlagen wird, die Hauptrolle spielt.

Dar-es-Salaam. „Hotel Deutscher Kaiser."

Es war etwa 10 Uhr abends, als wir einen weiten Platz betraten, auf dem sich uns ein Bild bot, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde! Tausende von Schwarzen wogten auf der ungeheuren Fläche durcheinander und führten, in großen Gruppen verteilt, teilweise unter freiem Himmel, teils in Zelten und mittelst Laubwerk errichteten Hütten, Gaukeleien auf, deren Sinn mir nicht klar geworden ist, die jedoch mit dem, was wir unter Tanz verstehen, keinerlei Ähnlichkeit besitzen.

Wir traten in eine der geräumigen Laubhütten ein, an deren Wand etwa dreißig Mädchen nebeneinander aufgestellt waren, während ihnen gegenüber die Burschen, sämtliche in lange, arabische Hemden gekleidet, Stellung genommen hatten. Am Ende des Raumes bearbeitete ein schwarzer Kerl die Ngoma mit den Fäusten in immer rascherem Tempo, schließlich in völlige Ekstase geratend, mit rollenden Augen wütende Grimassen schneidend. Während er wie wahnsinnig das einen ohrbetäubenden Lärm verursachende Kalbfell mißhandelte, wiegten sich unter dem Kommando eines schwarzen Ceremonienmeisters die Tänzerinnen unter näselndem Gesang hin und her, wie dies etwa beim „Schunkelwalzer“ üblich ist.

„Denn so wie du, so lieblich und so schön!“ stimmte einer der Offiziere an — in der Tat, es befanden sich einige, wenn auch nicht gerade „liebliche“, aber dennoch prächtig gewachsene, hohe Figuren unter den schwarzen, in das buntfarbige Leso eingehüllten Schönen, wie denn der Neger überhaupt sich durch ebenmäßigen, kräftigen Körperbau auszeichnet.

Die meiste Freude machte mir der schwarze Ngomaschläger! Je mehr wir über ihn und seinen heiligen Eifer lachten, desto grimmiger rollte er die Augen und bearbeitete er in wütendem Tempo das bedauernswerte Kalbfell. In einem Nebenraume war eine Anzahl schwarzer Jünglinge versammelt, die in ernstem Schweigen auf geflochtenen Matten saßen. Wir gingen, unbekümmert um die zur Absperrung getroffenen Maßregeln, durch alle Räume mehrerer Hütten, da dem Weißen selbstverständlich überall respektvoll Platz gemacht wird. —

Ein Zelt ist mir in Erinnerung geblieben, in welchem nacheinander heiratsfähige oder auch -lustige Suaheli-Jungfrauen auftraten, und mit singender Stimme ihren Lebenslauf schilderten, jedenfalls in der Absicht, die versammelte schwarze jeunesse dorée zum Einlaufen in den Hafen der Ehe zu bestimmen. Ich halte dies für eine ganz vorzügliche, auch bei uns in Europa nachahmenswerte Einrichtung. Wenn man von Zeit zu Zeit solche Ngoma veranstaltete, wobei die heiratslustigen jungen Damen — selbstverständlich streng wahrheitsgemäß! — ihre Lebensereignisse in Versform zum Vortrag brächten, so würde dies außerordentlich anregend auf die Klasse der Junggesellen wirken.

Die schwarzen Jungfrauen offenbarten übrigens ein ausgesprochenes Talent für öffentlichen Vortrag. Mit großer Unbefangenheit und Natürlichkeit trat eine nach der andern in die Mitte des dicht besetzten Raumes und schilderte hier mit etwas näselnder Stimme Lebenslust und -leid. Schade, daß wir nichts davon verstanden.

Das Kiswahili, die arabische Beimischung enthaltende Sprache der Küstenneger, ist, vermöge ihres Vokalreichtums, außerordentlich wohlklingend und darf auch hinsichtlich Wortreichtum und Satzbau als ziemlich entwickelt angesehen werden. Als Handels- und Verkehrssprache ist sie über alle Karawanenstraßen Zentralafrikas verbreitet.

Negerin im Leso.

Wieder ins Freie gelangt, fiel uns eine große Zahl in zwei langen Reihen aufgestellter Burschen auf, von denen jeder eine brennende Kerze in der Hand hielt. Die Ceremonie schien ebenfalls mit dem Liebesleben zusammenzuhängen, denn auch in Afrika geht es genau so zu wie bei uns: — bis jeder Hans seine Grete hat, steigt viel Mandolinengewimmer, Guitarregezitter und Ngomagepauke, untermischt mit Seufzern, gegen den ewigen Himmel auf!

Die vielen Tausende von schwarzen Menschenkindern, welche in phantastischen Gewändern, im unsichern Lampenschein durcheinander wogten, der ohrbetäubende Lärm der vielen ununterbrochen geschlagenen Ngomas, das Ganze überflutet von jenem süßlich-widerlichen Geruch, der den Negern eigentümlich ist, [und der sich bei solchen Massen-

ansammlungen bis zur Nasenbeleidigung verstärkt, vereinigten sich zu einem Bilde, das, wenn man die Nase fest zuhielt, an die Märchen aus tausend und eine Nacht erinnerte. —

Als ich nach Mitternacht zum Hotelfenster hinaussah, tönte aus der Ferne immer noch der Lärm der Ngoma durch die stille Tropennacht, denn erst mit Tagesanbruch endigen diese nächtlichen Feste. —

Auf den Abend des nächsten Tages hatten wir die Abreise nach Kilwa mit dem Dampfer „Safari" festgesetzt. Montag blieb deshalb noch eine Menge Arbeit zu erledigen, worunter das Abstempeln unserer Schußwaffen die zeitraubendste war. Jede in das Schutzgebiet einzuführende Handfeuerwaffe erhält eine Waffennummer, welche mittelst Stahlstempeln eingeschlagen wird. Außerdem hat der Besitzer von Hinterladewaffen sich, durch Unterzeichnung eines Scheines, zu verpflichten, dieselben unter keinen Umständen an Eingeborene zu veräußern.

An die Schwarzen werden nur Vorderlader abgegeben, meistens uralte Militärgewehre, die sich bei der ihnen seitens ihrer Besitzer zu teil werdenden Pflege sehr bald in einem schauerlichen Zustande befinden. Ich entsinne mich, in der Buschsteppe einst einem eingeborenen Jäger begegnet zu sein, der den verrosteten Lauf seines Gewehres mittelst Bindfaden am Schaft befestigt hatte. Dabei sind die Schwarzen entschiedene Liebhaber starker Pulverladungen, auf welche in der Regel zwei Rundkugeln gesetzt werden. Wie viele Gewehrläufe unter diesen Verhältnissen in Stücke gehen mögen, entzieht sich meiner Beurteilung. Jedenfalls würde sich einer „Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen" in Ostafrika ein unendliches Gebiet ersprießlicher Tätigkeit eröffnen.

Nachmittags hatten wir ans „Hotel" eine genügende Anzahl Träger bestellt, um die Gepäckstücke an den Strand schaffen zu lassen, von wo sie mittelst Booten nach dem Dampfer hinüber befördert wurden. Die Ablohnung der schwarzen Bande ergab ungeahnte Schwierigkeiten, da sich Kerle an unser Boot herandrängten und schreiend die Hände ausstreckten, die offenbar gar kein Gepäck getragen hatten. Schließlich ging mir die Geduld aus, und ich machte der Lärmszene dadurch ein rasches Ende, daß ich den Stock einigemal über die Wollköpfe hinschwirren ließ, worauf sie schleunigst Reißaus nahmen.

Mein getreuer Boy Fikerini hatte sich den ganzen Tag nicht blicken lassen und erschien erst kurz vor der Abreise. Der Wirt, Herr Hajdu, berichtete, der Bursche entschuldige sein Ausbleiben damit, daß er sich von seiner Bibi, d. h. seiner Frau, habe verabschieden müssen. Natürlich hatten die 17—18 jährigen Jungen bereits ihre Weiber, wie dies des Landes Brauch ist. Die Mädchen „heiraten" mit 12—14 Jahren, d. h. sie leben mit einem Burschen zusammen, so daß zwölfjährige Mütter unter dem die Frühreife fördernden Himmel Afrika's keine Seltenheit sind.

Im übrigen waren unsere braven Boys, trotz allem Trennungsschmerz und der Aussicht, dem schönen Dar-es-Salaam auf Monate Adieu sagen zu müssen, in heiterster Laune. Die Burschen befanden sich offenbar in dem Glauben, daß wir, die landes- und sprachunkundigen Weißen, mit ihnen allein eine Jagdexpedition ins Innere zu unternehmen beabsichtigten, wobei wir natürlich vollkommen auf sie und ihren guten Willen angewiesen sein würden. Herrliche Tage eines Lebens voll Faulheit und Ungebundenheit mochten die Schwarzen voraussehen, und die Lässigkeit, mit der sie auf dem Dampfer „Safari" gerade das unbedingt Notwendige nur leisteten, ließ in uns eine Ahnung aufsteigen, von dem, was kommen würde, wenn wir die Expedition allein, ohne landeskundigen Führer, unternehmen wollten. Ich sehe meinen treuen Fikerini heute noch, wie er, gerufen, faul aufstand, die Arme einigemal reckte und endlich mit verdrossener Miene herankam. Der Brave hatte keine Ahnung davon, daß der schöne Traum am nächsten Tag schon in Kilwa zu Ende sein sollte, und daß der Kiboko Knochenhauers so unerwartet alle Freiheits- und Faulheitsgefühle grausam zerstäuben werde!

Der Dampfer „Safari" der Deutschen Ostafrika-Linie vermittelt den Verkehr zwischen Bombay und den ostafrikanischen Küstenplätzen. Die Dampfer dieser Zweiglinie laufen alle kleineren Häfen bis hinunter nach Mikindani an, gehen jedoch nur alle vier Wochen. Die Dampfer sind klein; die „Safari" hat bloß 1600 t, was sich unangenehm bemerkbar machte, als wir in die schwere Dünnung kamen, welche der Indische Ozean, unter der Einwirkung des Monsuns, gegen die afrikanische Küste herüberwälzt.

Am nächsten Morgen fuhren wir in einigen Seemeilen Entfernung von der Küste an ödem Buschwald entlang, aus welchem an vielen Stellen mächtige Rauchsäulen emporstiegen, als Zeichen, daß, trotz des Verbotes, das Grasbrennen begonnen hatte. In der Ferne zeigten sich Hügelketten, die bei Kilwa nahe ans Ufer herantreten.

Kilwa-Kiwindje,

an seinen Palmen und Mangobäumen von weitem kenntlich, liegt vor uns. Im Hintergrunde erhebt sich der Cingino, ein Berg von 170 m Höhe, der lebhaft an die Bergformen bei Ingelheim im gesegneten Rheingau erinnert, nur mit dem Unterschied, daß auf ihm keine Reben wachsen. Ein breiter, durch den Buschwald führender Weg fällt uns, trotz der Entfernung, in die Augen — die Straße, auf der wir wenige Tage später nach Afrika hineinmarschieren sollten.

Die „Safari" war, etwa eine Seemeile vom Strand entfernt, vor Anker gegangen, da die diesem außerordentlichen Hafen vorgelagerten Dünen die Schiffe hindern, näher heran zu fahren. Mehrere Boote kamen von der Küste herübergerudert, um beim Dampfer anzulegen. In einem derselben fiel uns sofort eine in Khaki gekleidete, verwettert aussehende Gestalt mit breitrandigem Schlapphut und Reitstiefeln auf. Ein scharfgeschnittenes Gesicht, welches die Sonne Afrika's gebräunt hatte, richtete sich zu uns empor — es war Knochenhauer, der berühmteste Jäger Ostafrika's, der auch uns sofort richtig angesprochen zu haben schien. Nach fünf Minuten saßen wir bei einer Flasche Münchener im Rauchzimmer und erörterten, nachdem die erste Vorstellung und Begrüßung vorüber war, das Programm für die nächsten Tage.

Knochenhauer berichtete, daß er sein Lager drüben am Fuße des Cingino „bei Kilometer 1" aufgeschlagen habe und wir sofort nach Zusammenstellung der Expeditionsausrüstung, mit einer Trägerkolonne nach den Elefantenrevieren im Gebiete des Bwemkuru aufbrechen würden. Unterwegs wollten wir beim Durchqueren eines gutbesetzten Antilopenreviers einige Tage Rast machen! — Das waren doch endlich einmal Jagdaussichten, und sie erschienen uns

doppelt verlockend nach der endlosen Dampferfahrt, dem eintönigen, langweiligen Schiffsleben. Verlangend schweiften unsere Blicke hinüber nach den öden, gelbbraunen Buschwaldungen des Küstengeländes, hinter welchen sich die unendlichen Jagdgründe Afrika's ausbreiten, die besten des Erdballes, mit deren Wildreichtum kein anderes Land, heiße es, wie es wolle, nur entfernt verglichen werden kann!

Vor allen Dingen erkundigte sich Knochenhauer nach unseren fünf Boys und amüsierte sich nicht wenig, als wir unsere Klagen über deren an Flegelhaftigkeit grenzende Lässigkeit vortrugen. „Das soll innerhalb einer Viertelstunde anders werden!" meinte er beruhigend.

Zu rufen brauchten wir die schwarze Bande nicht — sie stand unweit der Türe und blickte mißtrauisch nach dem so unerwartet aufgetauchten Jäger her, der wahrscheinlich gar nicht in ihr bereits fertig gestelltes Reiseprogramm passen mochte. Nachdem wir die Burschen Knochenhauer als unsere Boys bezeichnet hatten, rief er sie heran und gab ihnen in fließendem Kiswahili in kurzem, befehlenden Ton den Auftrag, unser Gepäck zum Ausladen fertig zu machen. Das erste Opfer war der freche Fikerini, der offenbar gar nicht zu fassen vermochte, daß ein sprachkundiger, erfahrener Führer einen dicken Strich durch seine schönen Reisepläne ziehen könne. Mit verdrossener Miene blieb der Bengel stehen, als ob zu ihm chinesisch geredet worden wäre. Im nächsten Augenblick rollierte er, gleich einem auf den Kopf geschossenen Hasen, zwischen einige Warenballen hinein und der wuchtigen Ohrfeige folgten pfeifende Hiebe mit Knochenhauers Reitpeitsche, die so hageldicht auf den dünnen Khaki-Anzug niederprasselten, daß der brave Fikerini mit einer Schnelligkeit, die ich ihm nie zugetraut hätte, wieder auf die Läufe kam und Reißaus nahm.

Die Lektion war von wunderbarer Wirkung auf die schwarzen Gemüter — unsere Boys flogen künftighin nur so wie die Gummibälle, und als der treue Fikerini einige Tage später im Lager noch einmal gründliche Bekanntschaft mit dem Kiboko (der schweren Flußpferdpeitsche) gemacht hatte, war auch der letzte Rest von Dickköpfigkeit verschwunden; er ließ fortan nur noch gute Eigenschaften leuchten.

Bismarck hat einst gesagt: „Dem deutschen Temperament fehlt die Flasche Sekt!“ Ich möchte diesen Ausspruch mit Bezug auf die Schwarzen dahin abändern: „Der Neger ist nur brauchbar, so lange der Kiboko über ihm schwebt!“ Gegen diese Tatsache vermögen alle Phrasen, alle am grünen Tisch erzeugte Humanitätsduselei nicht aufzukommen.

Boma in Kilwa. (Bezirksamt und Hotel für empfohlene Deutsche.)

Damit ist noch lange nicht gesagt, daß es notwendig sei, die Schwarzen wie Hunde zu behandeln oder nur sie häufig zu züchtigen. Abgesehen von einigen rechtzeitig verabfolgten Maulschellen, ist auf unserer Expedition kaum eine ernsthafte körperliche Züchtigung nötig geworden, was bei einer 85 Köpfe zählenden Karawane sicherlich etwas heißen will. Die Leute sind durchweg gut behandelt worden, und Knochenhauer ließ häufig, im Verkehr mit den Trägern, Scherzreden hören, welche die Schwarzen mit lautem Gelächter beantworteten. Aber — der Kiboko war stets gegenwärtig, und jeder der Burschen wußte, daß Faulheit und schlechter Wille oder gar Widersetzlichkeit Hiebe zur Folge haben. Auf eine andere Grundlage läßt sich die Oberherrschaft der paar unter die Hunderttausend von Negern zerstreuten Weißen überhaupt nicht stützen. Die Furcht muß die Schwarzen regieren; fortgesetzte Freundlichkeit und Nachsicht würden sie unbedingt als Zeichen der Schwäche auffassen.

Die Landung in Kilwa war, der eingetretenen Ebbe wegen, mit großen Umständlichkeiten verknüpft. Der Strand ist so flach, daß die Ruderboote, mehrere hundert Schritt vom Ufer entfernt, halten mußten. Je zwei Schwarze legten die Ruder auf die Schultern; wir setzten uns rittlings auf diese improvisierten Tragsessel und wurden derart durch den fußtiefen Schlamm ans Ufer befördert. Unsere schweren Kisten mit der Expeditionsausrüstung, sowie die Maultiere wurden, nach Eintritt der Flut, unter unsäglichen Mühen gelandet.

Tor der Boma in Kilwa.

In der Boma, dem Amtsgebäude, wurden wir vom stellvertretenden Bezirksamtmann, Herrn C., auf das liebenswürdigste empfangen; derselbe schien von unserem Kommen bereits unterrichtet zu sein, da Kilwa durch Telephon mit dem 250 km entfernten Dar-es-Salaam verbunden ist. Ein Gasthaus ist in Kilwa nicht vorhanden, und so wurden wir für die paar Tage, welche zur Fertigstellung der Expedition erforderlich waren, im Bezirksamt einquartiert. Die Boma ist ein weitläufiges, aus Backsteinen erbautes, zweistöckiges Gebäude mit geräumigen Vorhallen, von welchen die im unteren Stock gelegene für die öffentlichen Gerichtssitzungen dient.

Im oberen Stock war uns ein geräumiges Zimmer angewiesen, in welchem zwei, mit den unvermeidlichen Moskitonetzen verhängte

Tropenbetten standen. Diese Art Betten, die wir bereits in Dar-es-Salaam erprobt hatten, sind, der Hitze wegen, hart wie Pritschen und entbehren völlig jener Eigenschaften, ohne welche sich europäische Menschenkinder ein civilisiertes Nachtlager nicht vorstellen können. Das Entsetzlichste waren mir stets die jeden frischen Luftzug hemmenden Moskitonetze, unter welchen man, wie eingesargt, daliegt und dem Summen der die Gruft umschwirrenden, blutdürstigen, winzigen Teufelsbestien lauscht.

Am ersten Abend war Vierordt zeitig zur Ruhe gegangen, während ich mit dem Amtmann in der Vorhalle, bei der herrlichen Abendkühle, noch eine Cigarre rauchte. Plötzlich wurden wir durch ein aus dem Schlafzimmer schallendes, gewaltiges Hallo meines Reisegefährten aufgeschreckt. Als wir mit Licht in das Zimmer eindrangen, bot sich uns ein Anblick, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Freund Vierordt saß aufrecht im Bett, die schußfertige Browningpistole in der Faust, und oben auf dem zwei Meter hohen Moskitonetzgestänge thronte ein Tier mit langer Rute, das mit großen Glotzaugen auf uns herabäugte. Zuerst dachte ich an ein katzenartiges Raubtier, das eingedrungen sei, bis der Amtmann lachend ausrief: „Ach, das ist ja unser Nachtaffe, der durchs offene Fenster hereingeklettert ist!“

Die in der Finsternis, wie glühende Kohlen, leuchtenden Seher des Nachtschwärmers hatten natürlich meinen Gefährten in keine geringe Aufregung versetzt, da sie an alles eher erinnerten als an einen gezähmten Nachtaffen.

Die beiden nächsten Tage brachten eine Menge Arbeit, zunächst durch die Verzollung unserer von Europa eingeführten Ausrüstung, und sodann durch deren Verpackung in Trägerlasten von ca. 50 Pfund. — Unter der Anleitung unseres erfahrenen Expeditionsführers Knochenhauer ging die Sache rascher von statten, als wir anfänglich dachten, und schließlich hatten wir die stattliche Zahl von 85 Trägerlasten bereitstehen. Die Anwerbung der Träger verursachte keine Schwierigkeiten, da nahezu 2000 Schwarze, wovon die meisten mit Karawanen vom Nyassa gekommen waren, beschäftigungslos an der Küste herumlungerten.

Knochenhauer warb die unter dem Kommando eines Trägerführers stehenden Mpagazi (Träger) für 5 Rupies pro Kopf an, um

welchen Lohn jeder seine Last nach dem etwa 200 km entfernten Barikiwa, der nächsten Militärstation, auf dem Wege nach dem Nyassa, zu befördern hatte.

Außer seiner Last trägt jeder Mpagazi noch ein Bündel mit Matama (Negerhirse), das ihm unterwegs zur Nahrung dient und das er selbst zu stellen hat. Der Trägerlohn wird als Handgeld vorausbezahlt, und durch seine Annahme wird der Träger zur Lasten-

Kettengefangene in Kilwa.

beförderung nach Vereinbarung verpflichtet. Der Kontraktbruch, d. h. das Auskneifen, wird durch gerichtliches Urteil mit 25 Peitschenhieben und, in schweren Fällen, außerdem durch Anschließen an die Kette bestraft. Solche Kettengefangenen, die gewöhnlich zu vier bis sechs zusammengeschlossen werden, sind, in Kilwa und auch in Dar-es-Salaam, eine Menge zu sehen. Sie verrichten, unter Aufsicht eines sie mit geladenem Gewehr bewachenden Askari, allerlei Arbeiten und sind beinahe immer heiter und froh gelaunt; das Ding, welches man Ehrgefühl nennt, und z. B. dem Araber, sowie dem nord-

amerikanischen Indianer im hohen Grade eigen ist, scheint dem Neger, ebenso wie Mut und Stolz, gänzlich unbekannt zu sein. Ich halte die Schwarzen, samt und sonders, für eine moralisch und geistig minderwertige Menschenrasse.

Die gesamten Lasten wurden hinausbefördert ins Lager, welches Knochenhauer mit kundigem Blick, etwa einen Kilometer hinter Kilwa, unter einer Gruppe prächtiger Mangobäume aufgeschlagen hatte, deren dichtes Laubdach jedem Sonnenstrahl den Durchgang verwehrte.

Dieses Lager, mit seinem kühlen Schatten und angenehmen Dämmerlicht, gefiel uns über die Maßen, und wir konnten kaum den Zeitpunkt abwarten, wo wir den Aufenthalt in der Boma mit dem Lagerleben vertauschen konnten. Daß die herrlichen, dicht belaubten Mangobäume nur an der Küste vorkommen, und daß die Biwaks im kahlen, sonnendurchglühten Buschwald des Innern sich ganz erheblich unterscheiden sollten von dem einladenden Lager bei Kilometerstein Nr. 1 hinter Kilwa – das ahnten wir allerdings nicht. —

Einstweilen probierten wir unsere Drillinge auf die zahlreichen Schildraben, Schmarotzermilane und Bronzetauben und freuten uns, endlich wieder Gewehre in der Hand und Gamaschen an den Beinen zu haben.

Kilwa selbst bietet nicht viel Interessantes, und auch in gesellschaftlicher Hinsicht ist das Leben der daselbst stationierten Deutschen ein äußerst einförmiges. Unter den Tausenden von Schwarzen befanden sich dort sieben Weiße, und diese sieben deutschen Brüder hatten sich ihre urdeutschen Nationaleigentümlichkeiten, am weltenfernen Strande Ostafrika's so glücklich bewahrt, daß sie in zwei getrennten Lagern lebten. Und da wundern sich manche Leute darüber, daß ein Bismarck, samt einem französischen Angriffskrieg, nötig waren, um dem Elend der politischen Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes ein Ende zu machen! Wenn irgendwo zwei Deutsche zusammenkommen, gründen sie einen Verein; kommen aber drei zusammen, so bilden sie sicherlich zwei Parteien. Daß in Kilwa aber gar sieben Deutsche sich in nur zwei Parteien zersplitterten, legt einen erfreulichen Beweis von der Macht des deutschen Einheitsgedankens ab.

Der Boden Kilwas ist auch schon von deutschem Blut gefärbt worden. Unweit der Boma steht das alte Stationshaus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, an welchem eine schlichte Marmortafel besagt, daß hier die Beamten der Gesellschaft, Krieger und Hessel, bei dem großen Aufstand der Eingeborenen im Jahre 1888, den Heldentod starben. Tausende von Schwarzen belagerten das von den beiden Deutschen mit größter Tapferkeit verteidigte einstöckige Gebäude, bis das vor Kilwa erscheinende deutsche Kanonenboot „Möve" dem ungleichen Kampf ein Ende machen zu wollen schien. Als das Kriegsschiff untätig draußen liegen blieb, erkletterte Krieger eine im Stationshof stehende Kokospalme, um durch Signale die gefahrvolle Lage der Eingeschlossenen anzuzeigen und wurde von den Rebellen natürlich sofort herabgeschossen. Und nun ereignete sich etwas, wofür der gewöhnliche Menschenverstand vergeblich nach einer ausreichenden Erklärung suchen wird: statt den bedrängten Landsleuten Hilfe zu bringen, ging die „Möve" wieder in See und dampfte davon. Hessel erschoß sich, um nicht den grausamen Feinden in die Hände zu fallen. Der Kommandant „rechtfertigte" sein unglaubliches Verhalten mit der vom Geschwaderchef, Admiral Deinhardt, erhaltenen bestimmten Weisung, „sich durch die Verhältnisse unter keinen Umständen zu einem kriegerischen Einschreiten hinreißen zu lassen!"

Wenn man so etwas, angesichts der Gedenktafel am Stationsgebäude zu Kilwa-Kiwindje, erzählen hört, wird man unwillkürlich an die Taten des Krähwinkler Landsturms erinnert! Der Zorn übermannt einen bei dem Gedanken, daß einige Granatschüsse des Kriegsschiffes genügt hätten, um das feige, schwarze Gesindel, gleich einem Schwarm Spatzen, in alle Winde zu zerstreuen und das Leben zweier tapferer Männer zu retten!

— — Unsere wenigen freien Stunden vor dem Abmarsch ins Innere benützten wir zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Kilwas, wozu unter anderem eine von einem Indier unterhaltene Kneipe mit ganz brauchbarem Billard zählt. Der Wirt hieß Sousa, ein Name, der in Ostafrika unter den indischen Händlern so gemein ist, daß ich nicht fehlzugehen glaube, wenn ich annehme, er habe dort die gleiche Bedeutung, wie bei uns der nicht ungewöhnliche

Name Schulze. Knochenhauer war ein ebenso geübter als leidenschaftlicher Billardspieler, und der wackere Sousa schleppte manche Flasche Pilsener herbei, während wir unermüdlich die Bälle über das grüne Tuch rollen ließen.

Das gewöhnliche Getränk der Deutschen in Ostafrika ist der berühmte „Cognac-Soda", der, wie der Witz erzählt, in drei verschiedenen, nach den Maßen einer schwedischen Streichholzschachtel hergestellten Abstufungen getrunken wird. Ein großes Glas dient zur Aufnahme der in jedem Hause dem Gaste zuerst gebotenen Erfrischung; das Cognacmaß wird durch die flach, quer oder gar hochkantig neben das Glas gestellte Streichholzschachtel bestimmt. Letztere Mischung kommt allerdings schon mehr auf durch Sodawasser verdünnten Cognac heraus, wird aber tatsächlich von manchen überzeugten Freunden des viel verleumdeten Alkohols mit Behagen hinter die Binde gegossen. Nach meiner Ansicht ist ein solches Unmaß, besonders in den Tropen, der reine Frevel. Andererseits aber stehe ich nicht an, die grundsätzliche Verwerfung des Alkoholgenusses, das Predigen der völligen Abstinenz, für den vollendetsten Blödsinn der an muckerhaften Ideen so reichen Neuzeit zu erklären. Ein mäßiger Alkoholgenuß ist ganz zweifellos von wohltätigem Einfluß auf den Organismus und kann als natürliches Mittel zur Paralysierung des das Nervensystem im hohen Grade schädigenden Kampfes ums Dasein gelten, dessen seelische Depressionen weit mehr Unheil anrichten, als alle Alkoholika. Nur das Übermaß läßt den Alkohol zum Gift werden, genau so wie Thee, Kaffee, Tabak und andere Genußmittel.

Mit großem Interesse wohnten wir einer in der unteren Halle der Boma stattfindenden öffentlichen Gerichtssitzung bei, in welcher der Bezirksamtmann, als Einzelrichter, eine Reihe der verschiedensten Straffälle aburteilte. In einem Falle handelte es sich um Vergewaltigung einer holden Suaheli-Maid durch einen schwarzen Stammesgenossen. Die schwarze Jungfrau entfaltete ein ganz kolossales Mundwerk, wie die Neger im allgemeinen, sobald sie in Erregung geraten, eine außerordentliche Redegewandtheit entwickeln. Ein farbiger Dolmetscher waltete seines Amtes, und eine Anzahl in arabische Tracht gekleideter Ortsvorsteher schienen dem Richter als

Beiräte zu sekundieren, jedenfalls um den landesüblichen Gebräuchen und Sitten, bei der Beurteilung der einzelnen Fälle, die erforderliche Berücksichtigung zu sichern.

Einige Zeit nachher hatten wir Gelegenheit, der Urteilsvollstreckung im Hofe der Boma beizuwohnen. Nicht weniger als 15 Schwarze, die zu je 25 Kibokohieben verurteilt waren, standen in Reih und Glied an der Mauer und erwarteten ihre Strafe.

Eine Kitanda, das den Eingeborenen als Lagerstätte dienende mit Kokosfasern geflochtene Gestell, stand in der Mitte des Hofes. Einer der Delinquenten nach dem andern legte sich auf das „Ruhebett"; seine Arme wurden durch Askari festgehalten, die Beine mittelst eines starken Strickes befestigt. Hierauf trat ein Tschau (farbiger Unteroffizier) mit der schweren Flußpferdpeitsche, dem Kiboko, zur Seite und zählte die Hiebe auf. Gewöhnlich färbte, nach den ersten 5—6 Hieben, der rote Schweiß das dünne Hüftentuch. Sobald die wohlgezählten Fünfundzwanzig mit aller Wucht aufgemessen waren, stand der Bestrafte auf, trat vor den die Exekution befehligenden weißen Feldwebel, legte militärisch die rechte Hand an den Wollkopf und bedankte sich für die Strafe!

Wir sahen der Wissenschaft halber der Auspeitschung von vier oder fünf der Kerle zu; ich habe aber von keinem einen Schmerzenslaut vernommen oder nur eine Bewegung gesehen, welche auf Schmerz deutete. Der Kiboko hätte mit demselben Effekt auf Wollsäcke niederpfeifen können. Ich erkläre mir diese Erscheinung durch die größere Unempfindlichkeit gegen den Schmerz, welche alle Naturvölker auszeichnet.

Wenn der Wilde Schmerzen, unter welchen jeder Weiße zusammenbrechen würde, stoisch erträgt, so ist dies nicht auf seine größere Standhaftigkeit, Willenskraft oder Selbstbeherrschung zurückzuführen, sondern seinem verringerten Schmerzgefühl zuzuschreiben, das seinen Grund in der Beschaffenheit der Nerven hat. Die Abstufung des Schmerzgefühles, d. h. der Unempfindlichkeit gegen körperliche Verletzungen, läßt sich durch die ganze Tierwelt verfolgen, so daß wir nieder organisierte Tiere, trotz der furchtbarsten Verstümmelung, keinen Schmerz äußern, ja sogar die Tätigkeit der Nahrungsaufnahme ꝛc. fortsetzen sehen. Mit der Ausbildung des

Geisteslebens, der Entwicklung der Intelligenz steigert sich auch die Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse aller Art. Deshalb pflegen auch die viel mit dem Kopf arbeitenden, denkenden Menschen feinfühliger, schmerzempfindlicher zu sein, als stumpfsinnige, beschränkte. Die durch Willenskraft, Charakterfestigkeit, Mut unterdrückten Schmerzäußerungen haben hier mit der Tatsache der Empfindung nichts zu tun.

Während wir oben in unserem Zimmer mit Packen beschäftigt waren, hörten wir unten im Hofe den eintönigen Takt des Kiboko, und ich müßte lügen, wenn ich nicht gestehen wollte, daß ich froh war, als endlich Stille eintrat. Die Prügelstrafe macht einen widerwärtigen Eindruck, wenn ich auch gerne zugestehe, daß die Schwarzen nur mit Hilfe des Kiboko in Zucht und Ordnung gehalten werden können. Wer das Gegenteil behauptet, der hat die schwarzen „Brüder" nicht kennen gelernt. Ich gehe sogar noch weiter und bekenne mich zu der Ansicht, daß auch bei uns in Europa der Kiboko in manchen Fällen segensreich wirken würde. Wo Gemeinheit, Niedertracht und Bosheit zu Tage treten, wäre er am Platze. Der niederträchtige Verleumder, der das Lebensglück ganzer Familien vernichtet; der Kerl, der aus Bosheit und Rachsucht junge Obstbäume abknickt — ihnen gehören fünfundzwanzig aufgezählt, von Rechts wegen. Dem heimtückischen Schlingensteller würde ich die doppelte Auflage zuerkennen.

— Sehr schlimm ist es in Ostafrika um das Geld als Tauschmittel bestellt. Der Einfluß Indiens hat die Einführung der durch die Englisch-Ostafrikanische Gesellschaft überall an der Küste eingebürgerten indischen Rupie, einer Silbermünze im Wert von ca. Mk. 1,40, veranlaßt. Es werden von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft außerdem Stücke à ½ und ¼ Rupie in Silber, und Kupfermünzen à 1 Pesa, 64 Pesa = 1 Rupie, geprägt — ein wahrhaft scheußliches Geld.

Der Mangel an Gold und Papier nötigt bei größeren Zahlungen eine mit Silber und Kupfer angefüllte Ledertasche mitzuschleppen, so daß wir oft, keuchend unter der Last unseres Reichtums, durch die Straßen Dar-es-Salaams und Kilwas zogen. Schließlich brachten wir aber unsere blanken Rupies alle anstandslos an den Mann und

bereiteten uns, erheblich erleichtert, zum Abmarsch in die Jagdgründe des Innern vor.

Merkwürdigerweise fand sich auch unter den Weißen in Kilwa keiner, der schon weiter als einige Kilometer ins Innere vorgedrungen wäre. Diese Abneigung gegen Exkursionen in die Wildnis scheint an der afrikanischen Ostküste typisch zu sein.

Von unserem Zimmer in der Boma hörten wir jede Nacht das unheimliche, langgezogene „U=u=u=u=i!" klingende Heulen der Hyänen, die an den Strand herabkamen, um Fraß zu suchen. Die wilden Laute klangen wie Musik in unsere Ohren und schienen uns aufzufordern, endlich fortzuziehen von den Palmen Ostafrika's, nach seinen endlosen Waldsteppen und Savannen.

V.

Auf dem Marsch ins Innere.

9*

„Leo Safari!"
(„Heute reisen wir!")

Die 85 Trägerlasten waren verteilt, die Maultiere gesattelt, und um 1/2 5 Uhr abends schwangen wir uns in den Sattel, um frohen Mutes gegen die Höhe des Eingino anzureiten. Ein scharfer Trab trennte uns bald von der langsam nachfolgenden Trägerkolonne und unseren, die Gewehre tragenden Boys. Oben auf dem Kamme steht das Klubhaus, und von hier aus warfen wir noch einmal einen Blick zurück auf das unten am Strande liegende Kilwa und die unendliche Fläche des Indischen Ozeans.

Auf der Höhe passieren wir eine Schamba, die mit Pflanzungen und prächtigen Mangobäumen umgeben ist, und nach kurzer Zeit eröffnet sich die Aussicht gegen Westen. Im Scheine der Abendsonne liegt ein weites, mit Buschwerk bestandenes Hügelland vor unseren erwartungsvollen Blicken — das Innere des dunklen Weltteils pflanzt seine Vorposten vor uns auf!

So weit das Auge reicht, breitet sich die in eintöniges Gelbgrau gehüllte Landschaft aus, und wir überzeugen uns gleich in der ersten

Stunde von einer Tatsache, welche dem Küstenbewohner kaum auffällt, daß nämlich die prächtigen Palmen, die so echt afrikanisch ihre graziösen Häupter im Winde wiegen, die schattigen Mangobäume und viele andere herrlichen Blattpflanzen, deren saftiges Grün die Augen des Ankömmlings erfreut, dem Innern Ostafrika's völlig fremd sind, daß sie hier gar kein Heimatrecht haben, sondern als aus anderen Tropengegenden eingeführte und in den Küstenniederlassungen acclimatisierte Fremdlinge angesehen werden müssen. Palmen und Mangobäume finden sich nur da, wo sie künstlich angepflanzt werden, und selbst an der Küste gibt es weite Strecken, wo keine Kokospalme gedeiht. Nach den Aussagen unseres Führers soll sogar der riesige Baobab, der Affenbrotbaum, ursprünglich der ostafrikanischen Flora fremd sein und sich von der Küste aus, den Verkehrswegen entlang, verbreitet haben; bei dem auf mehrere Jahrtausende geschätzten Alter der größten dieser Baumriesen dürfte sich eine solche Behauptung kaum genügend begründen lassen. —

Ich habe den Eindruck, als ob die durch das Fehlen der wichtigsten Fruchtbäume genügend gekennzeichnete Armut der ostafrikanischen Pflanzenwelt, in den meisten Reisewerken, aus kolonialpolitischen Gründen, verschwiegen werde, weil daraus fatale Schlüsse auf die Ertragsfähigkeit der Kolonie gezogen werden könnten. Unsere Kolonialschwärmer möchten Deutsch-Ostafrika als ein Land malen, in welchem Milch und Honig fließt, während etwa neun Zehntel des ganzen ungeheuren Gebietes von beinahe einer Million Quadratkilometer Flächeninhalt unfruchtbare, wasserlose Busch- und Grassteppe darstellt; die in der Nähe von kleinen Wasserlöchern errichteten Stationen und Ansiedlungen der Eingeborenen erscheinen als Oasen in der Wüste. Nur eine Erscheinung ist über ganz Ostafrika beinahe gleichmäßig verbreitet — das Fieber!

Unter allen Preßerzeugnissen der Kolonialschwärmer ist mir keines besser im Gedächtnis geblieben, wie die „Tagebuchblätter" des Leutnants Wolfrum, die Deutsch-Ostafrika zum Paradies zu stempeln versuchten. — Der phantasievolle, junge Mann, der am Kilima-Njaro ein betrübendes Ende fand, erblickte überall tropische Fruchtbarkeit und Bedingungen für ungeheuren kolonialen Aufschwung. Aus Dar-es-Salaam sah er ein zweites Sansibar entstehen; Viehzucht,

Plantagenbetrieb, Schneidemühlen, Ziegelbrennereien und alle möglichen Unternehmungen erschienen ihm als Kinderspiel. An der Küste entlang dampfend, schrieb er folgendes: „Die Küste macht im großen ganzen denselben flachen, dichtbewaldeten Eindruck, wie nördlich von Dar-es-Salaam; doch schauen aus dem Innern heraus viel-verheißend, blaue Hügelketten, und treten sogar (!) bei Kilwa-Kiwindje dicht bis ans Meer heran!“

Also „blaue Hügelketten“ genügen schon, um in den Augen des kolonialen Optimismus „vielverheißend“ zu erscheinen! Nun, diese „blauen“ Hügelketten lagen jetzt vor uns, als gelbgraue, öde, wasser-

Klubhaus auf dem Cingino bei Kilwa.

lose Buschsteppe, und der Führer versicherte uns, daß Hunderte von Kilometern weit, nach Norden, Westen und Süden, das Landschaftsbild überall den gleichen trostlosen Charakter trage. Ich halte es doch für geradezu unverantwortlich, auf den bloßen Schein hin sich rosarote Vorstellungen zu bilden, sie in der Presse zu verbreiten, und dadurch die Gefahr heraufzubeschwören, daß Dritte sich verleiten lassen, in dem Wahne, hinter den „blauen Hügelketten“ müßten goldene Berge zu finden sein, vielleicht die heimische Laufbahn verscherzend, ins gelobte Land Deutsch-Ostafrika auszuwandern!

Die Straße, auf der wir ins Innere marschierten, ist, zwischen Dar-es-Salaam und dem Rowuma, die einzige nach dem Nyassa

führende Verbindungslinie. Die Entfernung von Kilwa nach der Militärstation Ssongea beträgt etwa 500 km, nach dem Nyassa 600 km. Sehr bald sollten wir einen Begriff bekommen von afrikanischen Wegverhältnissen! —

Es wurde gerade dunkel, als wir, den Abhang des Eingino hinabreitend, unser erstes Nachtlager im Rasthause Nr. 1, beim Kilometerstein 7, erreichten. Diese Kilometersteine, die sich so selbstbewußt längs der Straße aufpflanzten und genau angaben, wie weit es zum Flaschenbierlager im kühlen Keller des trefflichen Sousa zu Kilwa sei, machten auf uns einen vorzüglichen Eindruck. Ich malte mir schon aus, wie sich die Ziffer 500 bei Ssongea ausnehmen müsse. —

Das sogenannte Rasthaus erwies sich als eine im Rechteck etwa 1½ m hoch aufgeführte, rohe Backsteinmauer, 10—12 m lang, 6—8 m breit, darüber ein auf Stangengerüst befestigtes dichtes, weit herabhängendes Schilfdach. Zum Zweck der Ventilation war zwischen Dach und Mauer, etwa ½ m hoch, freier Raum gelassen; zwei Eingänge ohne Tür ließen der Luft noch weiteren Zutritt. Diese Rasthäuser, die sich auf der Karawanenstraße stets bei den nur im Küstengebiet vorhandenen, aus 3—4 Hütten bestehenden Ansiedlungen finden, sind durch das Gouvernement errichtet worden und zum ausschließlichen Gebrauche der Europäer bestimmt. Ein Farbiger, der sich darin häuslich niederläßt, wird von den ankommenden Weißen kurzerhand an die frische Luft gesetzt.

Zu unserer nicht gerade angenehmen Überraschung erwies sich Rasthaus Nr. 1 von einer starken Karawane besetzt, bei der sich allerdings nur ein Weißer befand. Es war ein deutscher Baumeister, Namens Kröber, mit indischen Bauhandwerkern und 60 Trägern auf dem Wege nach Ssongea, um daselbst, im Auftrag der Regierung, Gebäude zu errichten. Wir begrüßten unseren Landsmann so warm wie möglich und begannen, nachdem die Träger nach und nach eingetroffen waren, uns häuslich einzurichten. — Der Zelttisch wurde aufgeschlagen, die Feldbetten hergerichtet und eine frugale Abendmahlzeit eingenommen, deren Zusammensetzung sich gewaltig unterschied von den auf dem „Kaiser" üblichen Diners. —

Doch einerlei — wir waren in Afrika, auf dem Wege nach seinen gesegneten Jagdgründen, abgeschnitten allerdings von den

Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten der Kultur, aber auch entronnen allen ihren Einschränkungen und Belästigungen, welche durch die Geltendmachung der Rechte anderer entstehen! „Tout notre mal vient, de ne pouvoir pas être seul!“ sagt der französische Philosoph Labruyère. — Nicht nur auf den Bergen, sondern auch in den afrikanischen Steppen wohnt die Freiheit, und das Gefühl schrankenloser Unabhängigkeit ist das erste, welches im Kulturmenschen am Rande der Wildnis lebendig wird. Draußen unter den Mangobäumen lagerten die Schwarzen um die hellloderndeu Feuer, deren flackernder Schein das fremdartige Bild noch phantastischer erscheinen läßt. Die gekoppelten Maultiere weiden im Mondschein am Rande des nahen Dickichts, und wir sitzen rauchend am Zelttisch und lauschen, beim Licht der Expeditionslaterne, den Erzählungen des Baumeisters. Seit 16 Jahren hatte er Deutschland nicht mehr

Rasthaus Nr. 1. (Könnte auch Rattenhaus heißen.)

gesehen; sein unstetes Wanderleben führte ihn durch Nord- und Südamerika, Indien, China und Südafrika. „Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen!" — es war spät am Abend, als wir endlich unter unsere Moskitonetze krochen.

Ruhe herrschte im Lager; oben aber im Schilfdach, über unseren Köpfen, wurde es lebendig. Es raschelte in allen Ecken, huschte auf der Mauer, auf den Gerüststangen und endlich über die Moskitonetze hin. Eine Unmenge Ratten trieb ihr Wesen im Rasthause, und ihr Rascheln und Quietschen ließ uns lange keinen Schlaf finden. Die Moskitonetze mußte ich als vortreffliche Erfindung anerkennen; daß sie zum Schutze gegen Ratten dienen könnten, daran hatte ich allerdings zu Hause nicht gedacht.

Am nächsten Morgen hatten wir einen prächtigen Sonnenaufgang; ich bin der Meinung, daß das Phänomen gerade durch die kurze Dauer der tropischen Dämmerung, welche alle Vorgänge in einem kürzeren Zeitraum zusammenfaßt, an Eindruck gewinnt. Während in Deutschland (50° nördlicher Breite) die Dämmerungserscheinungen im Juni 2—3 Stunden währen, so daß die um 4 Uhr aufgehende Sonne sich schon gegen 2 Uhr durch einen Lichtschimmer im Osten ankündigt, ist, wie bereits früher bemerkt, die Dämmerungsdauer in Afrika eine weit kürzere. — Nach meinen Beobachtungen kann, wenn man selbst die ersten leisen Lichterscheinungen einbeziehen will, die Dämmerungsdauer auf kaum mehr als eine halbe Stunde bemessen werden. Um ½6 Uhr herrscht noch tiefe Finsternis; der südliche Sternhimmel wölbt sich, bei der herrschenden Luftklarheit die kleinsten Sterne erkennen lassend, über uns. Von der nächsten Umgebung sind nur Umrisse sichtbar; die Mangobäume heben sich, gleich schwarzen Bergen, vom helleren Nachthimmel ab. Da schießt der erste Lichtstrahl im Osten empor, und bevor wir uns recht vergewissert haben, ob er als Bote des aufsteigenden Tagesgestirnes angesehen werden muß, ist an Stelle des Dunkels bereits lichte Dämmerung getreten. Rosiger Schimmer überflutet schon die kahlen Äste der den Busch überragenden, hochstämmigen Akazien, umspielt die im Morgenwind zitternden Blätter der Kokospalmen und senkt sich bald herab auf die Erde. Kleine Wölkchen, am Morgenhimmel hinziehend, färben sich glutrot, und ein Lichtmeer dringt, rasch fortschreitend, von Osten

herauf. Was kurz zuvor noch in graue Dämmerung gehüllt war, liegt auf einmal in Tageshelle vor uns; bis zu den blauen Bergen,

Oberländer

in weiter Ferne, dringt schon der Blick. Um 6 Uhr erhebt sich in weiß strahlendem Licht die Sonne Afrika's über den Horizont. —

Die Dämmerungserscheinungen wurden von kräftigen Flüchen des Führers eingeleitet, die bald in klangvollem Kiswahili, bald in klarem Deutsch sich über die Gruppen der Träger hin ergossen. Es

war auch aller Anlaß zur Aufregung vorhanden: unsere Pferdejungen hatten die Nacht benützt, um sich — hier wörtlich zu nehmen — seitwärts in den Busch zu schlagen. Sie waren ausgerissen und hatten, was für unseren Führer das Empörendste war, seinen Leibjäger mitgenommen. Der wackere Mussa, der langjährige Gefährte auf so vielen Jagdzügen, auf dessen Treue Knochenhauer Berge gebaut hätte, war — das wurde um so klarer, je mehr das Tageslicht fortschritt — wie ein gemeiner Lastträger durchgegangen! Alle schwarze Menschenkenntnis unseres erfahrenen Führers war an Mussa zu schanden geworden, und geraumer Zeit bedurfte der treulos verlassene Bwana, um die Möglichkeit des Ereignisses überhaupt zu fassen. Doch ihre sorgfältig zusammengepackten Khaki-Anzüge, welche die Deserteure hinterlassen hatten, beseitigten jeden Zweifel. Die europäischen Kleidungsstücke waren von den Burschen nicht, wie ein gläubiges Herz vielleicht vermuten könnte, etwa deshalb abgelegt worden, weil sie uns gehörten, sondern weil diese gelben Uniformen die sofortige Festnahme der Durchgänger an der Küste zur Folge gehabt hätten. Ein Schwarzer in Khaki ist nur im Dienste eines Europäers denkbar. Außerdem würde die Mitnahme der Khaki-Anzüge, bei etwaiger Abfassung der Ausreißer, ihnen, als Diebstahl, eine Aufbesserung um verschiedene Kibokohiebe eingebracht haben. Es sind doch ehrliche Kerle, diese Schwarzen! Allerdings, den in Dar-es-Salaam an die Pferdejungen bezahlten Vorschuß von je 16 Rupies = 22 Mark hatten die Ausreißer nicht in den Khaki-Anzügen stecken lassen, sondern mitgenommen.

Für den braven Mussa war jedenfalls der Aufenthalt im lustigen Kilwa zum Capua geworden. Die Genüsse, welche dort ein schwarzes Menschenkind zu erfreuen vermögen, allen voran die niedlichen, in bunte Leso gehüllten Bibi (Weiber), hatten wohl tiefen Eindruck auf sein weiches Herz gemacht und ihm die Rückkehr ins Elefantenrevier gründlich verleidet. —

Trotzdem bezweifelte der Führer, daß sich die Bande nach Kilwa gewendet habe, wo sie Gefahr lief, sofort aufgegriffen zu werden. Er vermutete, daß sich die Burschen nach einem nördlichen Küstenplatz an den Rufiji-Mündungen, quer durch den Busch, flüchten würden. Möglicherweise lief einer oder der andere dabei einem umherstreichenden

Löwen in den Fang! Wer fragt in Afrika nach dem Verbleiben eines durchgebrannten Negers! —

Für uns war der Vorfall sehr unangenehm, denn ohne Pferdejungen konnten wir den Marsch unmöglich fortsetzen. Die Boys hatten mit unserer persönlichen Bedienung, dem Tragen der Gewehre und der Begleitung auf Jagd, vollauf zu tun und konnten sich um die Maultiere, das Satteln ꝛc. so wenig kümmern, wie die ihre Lasten schleppenden Träger. Es blieb nichts übrig, als Ersatz in Kilwa zu holen; ohne Verzug bestieg Knochenhauer sein Maultier und ritt im scharfen Trabe nach der Küste zurück. —

Die Dauer seiner Abwesenheit benützten Vierordt und ich zu einer Durchstreifung der nächsten Umgebung. Das Lager befand sich in einem Talgrunde, der von etwa 200 m hohen, sanft ansteigenden, mit kahlem Buschwald bestandenen Hügeln umsäumt war. In etwa 200 Schritt Entfernung standen unter Mangobäumen einige Eingeborenenhütten, deren Bewohner sich bei unserer Annäherung, wie es schien, im Innern verkrochen! Im Talgrunde deutete abgestandenes Schilf den in der Regenzeit sich bildenden breiten Wasserlauf an. Nirgends vermochte ich jedoch auch nur eine Spur von Feuchtigkeit oder gar Wasser zu entdecken. Alles dürr, vertrocknet und abgestorben, so weit das Auge reicht. Anfänglich konnte ich mir nicht erklären, woher das Wasser für unser Lager bezogen worden sein sollte, bis ich endlich, im Gebüsch und Rohr versteckt, unweit des Rasthauses einen etwa 4 m im Durchmesser haltenden Tümpel entdeckte. — Brrr! — ich schüttelte mich bei dem Gedanken, daß diese Brühe nicht nur zur Tränkung der 150 Schwarzen gedient, sondern uns Koch-, Thee- und Toilettenwasser geliefert hatte! Wir sollten noch andere afrikanische Wasserverhältnisse kennen lernen, gegen welche der Wassertümpel hinter dem Cingino als Gesundbrunnen erscheinen konnte.

Da nach unseren deutschen Begriffen sich auch Wild finden mußte, wo Wald und Deckung war, so unternahmen wir, in der Erwartung, wenigstens Federwild anzutreffen, mit den Boys eine Streife quer durch den Busch. Das Holz war stark mit Dornen und Schilf durchwachsen, und zahlreiche, tiefe Rinnsale, die allerdings seit Wochen völlig ausgetrocknet lagen, ließen erkennen, welche Wassermassen in der Regenzeit die Hänge hinabströmen mußten.

Kein Wunder, daß sich im Grunde seeenartige Wasserbecken zeigten; augenscheinlich wurde während der Regenzeit das Gelände in einen Sumpf verwandelt, und in der Trockenzeit fehlte das kostbare, für Menschen, Tiere und Pflanzen gleich unentbehrliche Naß so völlig, daß gänzliche Dürre eintrat.

Außer einer Anzahl Wildtauben und Schmarotzermilane bekam ich kein Wild zu Gesicht und konnte mich überzeugen, daß die Berichte, wonach die Gebiete in der Nähe der Küstenniederlassungen vollkommen wildarm sein sollen, den Tatsachen entsprechen.

Hier bekam ich zum erstenmal den Paradieswitwenvogel (Steganura paradisea) zu sehen. Der den Webern zugezählte Vogel bietet ein prächtiges Flugbild, wenn er in weitem Bogenfluge, die langen Stoßfedern hinter sich, die Luft durchschneidet.

Gegen Mittag steigerte sich die Hitze in dem keinem frischen Luftzug Zutritt gestattenden Talkessel bis zur Unerträglichkeit. Die glühenden Sonnenstrahlen nötigten uns zum Rückzug nach dem schattigen Lager, wo wir zu unserer Überraschung den Bezirksamtmann vorfanden, der herübergeritten war, nachdem er vom Führer über die Verlängerung unseres Aufenthaltes Nachricht erhalten hatte. Er berichtete, daß unser Führer mit neuen Pferdejungen schon von Kilwa unterwegs sei und bald eintreffen müsse. Der Zweck seines unerwarteten Besuches war ein amtlicher, ja sogar der höheren Politik angehöriger. Er teilte uns mit, daß, nach eingetroffenen Nachrichten, die Engländer Agenten ins Land gesandt hätten, um unter der Bevölkerung Krieger für den Aschanti-Krieg anzuwerben. Diese Sendboten seien, nach einer Weisung der Regierung, aufzufangen und, wenn möglich, einzuliefern. Da jeder Deutsche in der deutschen Kolonie unbedenklich als Parteigänger seines Vaterlandes angesehen werden kann, so konnte das Ersuchen, wenn möglich gegen die englischen Werber mitzuwirken, nichts Ungewöhnliches enthalten. Es versteht sich von selbst, daß wir mit Freuden unsere Mithilfe gegen die Umtriebe zusagten, und zwar um so aufrichtiger, als es sich ja darum handelte, gegen die vielgeliebten Engländer vorzugehen. Ich bin der Meinung, daß es jedem anständigen Menschen einen besonderen Hochgenuß bereiten muß, der Welt irgend einen, wenn auch noch so geringfügigen Dienst gegen das Räubervolk zu leisten!

Endlich traf der Führer ein, und die Rüstungen zum Weitermarsch wurden eifrig betrieben. Um ½3 Uhr setzten wir uns, nach herzlichem Abschied vom Bezirksamtmann, an die Spitze der Kolonne und ritten den Hügel hinan. Die Boys hatten ein für allemal strenge Weisung, mit übergehängten und geladenen Gewehren dicht hinter den Maultieren zu marschieren.

Diese Anordnung war deshalb von größter Wichtigkeit, weil auf einem Marsch durch die afrikanische Wildnis kein Mensch vorauszusehen vermag, was die nächste Minute bringen wird. Die schwarzen Boys, die barfuß, also katzenleise nachfolgen, nehmen es ohne strenge Disziplin, mit dieser Marschanordnung nicht sehr genau. Wir kamen einst unverhofft an einen aufgeblockten Adler; als ich, rasch aus dem Sattel springend, nach dem Drilling greifen wollte, war weder der diesen tragende Pferdejunge, noch der Boy zu finden. „Atakuja sasa hivi!“ (Er wird sofort kommen) sagte der nächste Träger. Jawohl — endlich kamen die Kerle, sich gemütlich unterhaltend, um eine Biegung des Weges; der Adler hatte längst das Weite gesucht. Da mir das Kiswahili nicht geläufig genug war, um eine genügende Strafpredigt halten zu können, wählte ich eine in der ganzen Welt verständliche Zeichensprache — ich versetzte den Burschen eine Anzahl klatschender Ohrfeigen, die sich von vorzüglicher Wirkung erwiesen. Sie folgten künftig mit der Nase am Waidloch des Maultieres, und sobald der Ruf „Lete bunduki!“ (Gewehr her!) hörbar wurde, präsentierten sie Drilling und Repetierbüchse. Der Schwarze ist nur zuverlässig und brauchbar, so lange ihn die Furcht vor dem Kiboko beherrscht. Fortgesetzte Freundlichkeit verträgt er so wenig als irgend ein Hund. Man hätte nur nötig, die deutschen Humanitätsapostel, die sich über den Kiboko entrüsten, ins Innere Afrika's zu senden; sie würden in den ersten 24 Stunden gründlich kuriert sein. —

Auf dem Marsche trugen wir am Leibgurt den Standhauer und die schußfertige Browning-Pistole, die übrigens auch nachts stets zur Hand lagen. Die Browning-Pistole mit ihrer Präzision und enormem Durchschlag halte ich, der kleinen, flachen Form wegen, für eine vorzügliche Waffe bei Überfällen, überraschenden Begegnungen mit Raubzeug ꝛc. — Als Rückstoßlader konstruiert, ermöglicht sie dem Angegriffenen, den Gegner in so rascher Folge mit einem Hagel

tief eindringender Geschosse zu überschütten, daß so energischer Abwehr kein Feind gewachsen sein dürfte. Die Feuergeschwindigkeit ist die dreifache des Revolvers, der Pulverdampf fehlt gänzlich, denn zum Abdrücken ist gar keine Kraft erforderlich, ein Umstand, der bei Verwundungen, Überrumpelungen von höchster Bedeutung erscheint.

Trägerkolonne auf dem Marsch in der Steppe.

Die Straße, ein sogenannter „durchgeschlagener Weg", ist 3—4 m breit, in ziemlich gutem Zustande; man könnte sie, wie der Führer bemerkt, sehr wohl mit dem Veloziped befahren. Zahlreiche Durchlässe deuten an, welche Wassermengen in der Regenzeit herabströmen mögen; diese Überbrückungen sind so schlecht ausgeführt, daß wir, aus Furcht mit unseren Tieren durchzubrechen, vorziehen, sie, in die zu beiden Seiten hinlaufenden Wassergräben hinabsteigend, zu umgehen. —

Zu beiden Seiten der Straße dehnt sich der undurchdringliche Buschwald aus. Akazien, Mimosen, Tamarinden, flechtenbehaftete Ebenholzbäume ragen in dem Pflanzengewirr empor, das völlig kahl stehend, in seinem düsteren Graugelb einen wahrhaft trostlosen Anblick gewährt. Riesenhafte Baobabs, mit ihrem kahlen Geäste und den silbergrauen Stämmen weithin sichtbar, lenken von Zeit

zu Zeit die Aufmerksamkeit auf sich. Drei bis vier Meter hohes Gras erhöht die Undurchdringlichkeit des Busches, von der wir uns alsbald praktisch überzeugen sollten.

Gegen Abend strichen Tauben in solcher Menge über den Wald hin, wahrscheinlich einem fernen Wasserloch zu, daß wir die Drillinge gefechtsbereit machten, um die Abendtafel mit einem frischen Braten zu bereichern. Von mehreren herabgeschossenen Tauben fielen zwei, sowie ein vorüberstreichender Nashornvogel in das Dickicht. Obwohl unsere Boys lange in dem Gestrüpp nachsuchten, war die Beute mit keiner Mühe zu finden. Um das möglicherweise nur angeschossene Wild nicht langen Qualen zu überliefern, schleuderte der Führer einige Streichhölzer in das trockene Gras. Alsbald züngelten die Flammen gierig empor, und ehe zehn Minuten vergingen, hatten wir das Bild eines mit rasender Wut um sich greifenden Steppenbrandes vor Augen. Haushoch schlug die Lohe brausend gen Himmel, einen Aschenregen mitwirbelnd, und gleich Pistolenschüssen knatterten die platzenden Rohrstengel.

Der ganze Wald war binnen kurzem ein Flammenmeer, das wir, weiter reitend, noch vergrößerten, indem wir alle hundert Schritt brennende Zündhölzer in das Dickicht schleuderten. Selten versagte ein Feuerbrand; denn an unzähligen Stellen, längs des Wegrandes, züngelten bald die gelben Flammen auf. Gegen Abend bot die brennende Buschsteppe einen schauerlich schönen, unheimlichen Anblick. Weithin war der Himmel gerötet, und Rauchwolken hüllten den Horizont in dunkles Grau.

Dieses „Grasbrennen" ist in Ostafrika überall gebräuchlich und wird von den Eingeborenen hauptsächlich geübt, um frische Weide für die Viehherden zu gewinnen. Nach einiger Zeit sprießt überall, trotz der Dürre, aus der schwarzen Aschendecke frisches Grün hervor. Dem ohnehin schlechten, krüppelhaften Holzbestande schadet das Feuer schon deshalb nicht, weil es tatsächlich rasch wegflackerndes Strohfeuer ist und weil ferner die afrikanischen Holzarten meistens hart und zähe sind. Ebenso gering sind die Gefahren des Steppenbrandes für die Wildbestände zu erachten. Das Wild weiß, vermöge seiner Beweglichkeit, sofort Stellen zu finden, wo dünner oder ganz fehlender Graswuchs das Feuer nicht aufkommen läßt. Derartige

Stellen finden sich aber, wie man nachts an einem die Bergwand hinaufkletternden Brand deutlich sehen kann, sehr häufig.

Ich vermute, daß auch die berühmten Prairiebrände Nordamerikas ihre Schrecken hauptsächlich der Tinte phantasievoller Berichterstatter verdanken, da die Verhältnisse dort kaum andere sein werden, wie in Afrika. Jedoch möchte ich doch auch wieder nicht den Ansichten solcher Afrikareisenden beistimmen, welche einen Steppenbrand als ganz harmloses Ereignis hinstellen, welches der in die Quere kommenden Karawane nicht die geringste Gefahr bringe. Wenn z. B. zu lesen ist, daß man mit einem Sprung durch das fortschreitende Feuer unbesorgt hindurchsetzen könne, so ist dies offenbar Übertreibung in entgegengesetzter Richtung. Wir haben in Ostafrika viele Brände entzündet, aber ich muß gestehen, daß ich keinem derselben ohne besondere Vorsichtsmaßregeln begegnen möchte. Die Hitze des ordentlich entfachten Steppenbrandes ist schon über dem Wind eine so enorme, daß der Gluthauch unter dem Wind unbedingt gefahrvoll sein muß. Es darf keinesfalls vergessen werden, daß es nicht die Glut der einfachen Feuerlinie ist, welche windwärts wirkt, sondern die mit der Luftbewegung vorwärts getragene, auf der ganzen brennenden Fläche erzeugte, also wohl verzehnfachte Hitze. Dieselbe steigt wohl, dem Naturgesetz folgend, mit der erwärmten Luft empor, allein was auf der Erdoberfläche hingeführt wird, genügt vollkommen, um dem Betroffenen den Gedanken, mit „einem Sprung" hindurchzusetzen, gründlich zu verleiden.

Allerdings ist die Gefahr deshalb nicht groß, weil niemand von einem Steppenbrand überrascht wird, so wenig wie von einem Prairiebrand in Nordamerika. Meilenweit sieht man den emporwirbelnden Rauch und vermag jeder Gefahr leicht dadurch zu entgehen, daß man, wie dies ja auch die nordamerikanischen Indianer zu tun pflegen, selbst einen Brand entzündet. An der abgebrannten Fläche findet das nahende Feuer völligen Untergang.

Die Steppenbrände in Afrika haben noch eine andere Bedeutung, als die der Schaffung neuer Weide für vielfach nicht vorhandene Viehherden. Sie bilden eines der mächtigsten Mittel zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse, zur Vernichtung schädlicher Tiere, somit also zur Kultivierung des Landes. Alle gründlichen

Afrikakenner, wie Knochenhauer, die nicht ihre Studien an der Küste oder auf kurzen Expeditionen, sondern durch jahrelangen Aufenthalt in den Wildnissen des Innern gemacht haben, stimmen darin überein, daß das Grasbrennen von ungeheurer Wichtigkeit für die Zukunft der Kolonie sei! In erster Linie werden durch das Feuer die überall am Boden, im Pflanzenwuchs ꝛc. haftenden Fieberkeime vernichtet. Das Feuer, hier das „freundliche Element“, bringt den tückischen Mikroparasiten, die im feuchtwarmen Tropenklima, sowohl in den Niederungen, wie auf Höhen von 1500 Meter, lustig gedeihen, sichern Untergang. Man hat mir versichert, daß Gebiete, in welchen regelmäßig Jahre hindurch Gras gebrannt wird, weit gesünder, weniger von Malaria heimgesucht seien, als andere, wo wegen Ansiedlungen, Plantagenbetrieb oder auch wegen Mangel an den Feuerbrand ins reife Gras schleudernden Menschen, keine Brände entstehen. Ich kann wegen fehlender Erfahrung nicht beurteilen, inwiefern diese Behauptung richtig oder zu weit gehend ist; begreiflich scheint sie mir, ebenso wie die weitere Annahme, daß die Umgrabung und Auflockerung des Erdreiches, wie der Plantagenbetrieb sie erfordert, die Entwicklung der Fieberkeime begünstige.

Außer den Fieberkeimen wird aber durch die Steppenbrände eine Legion schädlicher oder geradezu gefährlicher Tiere vernichtet. Schlangen, Skorpione, Moskitos, Sandflöhe, Ameisen, Heuschrecken gehen mit Sicherheit zu Grunde, und auch die unheimliche Tsetsefliege kann sich vor den hoch auflodernden Flammen nicht retten. Und nicht allein diese Plagen, mit welchen die Natur Afrika so reichlich beglückt hat, finden sicheren Untergang in dem Feuermeer, sondern auch ihre Brut!

Man sollte meinen, die Regierung könne nichts Gescheiteres tun, als das Grasbrennen methodisch anzuordnen und dafür zu sorgen, daß überall, wo Gras und Rohrwuchs vorkommt, und das ist wohl auf neun Zehnteln des ungeheuren Gebietes der Fall, im Juli und August die Rauchsäulen der Steppenbrände emporwirbeln, als Vorreiter der Kultur!

Statt dessen ist das „Grasbrennen“ verboten!! Aus welchen Gründen, ist mir unbekannt; vermutlich nach § 308

des R.St.G.B., welcher mit Zuchthausstrafe denjenigen bedroht, der u. a. Waldungen, Torfmoore &c. in Brand setzt. Allerdings kümmert sich vernünftigerweise kein Mensch um dieses hochweise Verbot — überall steigen die Rauchwolken über der endlosen Buschsteppe empor. Denn wer sich eine Cigarre oder ein Lagerfeuer anzündet, schleudert den Feuerbrand in das dürre Gras.

Nach meinem Dafürhalten sollte ganz Ostafrika im Juli in Flammen gehüllt werden; im Verlaufe weniger Jahre müßte eine Besserung der Gesundheitsverhältnisse und das Verschwinden einer Reihe unerträglicher Landplagen festzustellen sein. Man hat nur nötig zu beobachten, wie sich die Verhältnisse da gestalten, wo aus irgend welchen Gründen kein Gras gebrannt wird. Bei Kilwa finden sich ausgedehnte Grasflächen, die deshalb üppig bewachsen sind, weil sich hier in der Regenzeit weite Sümpfe bilden. Das dürre Gras bricht nieder und verfault in dem stagnierenden Wasser. Kein Wunder, daß Kilwa eines der verrufensten Fiebernester der ganzen Küste ist; die Brutstätten der Malaria finden sich dicht dabei. Welchen Hochgenuß müßte es gewähren, im Juli, wenn der Sumpfboden völlig ausgedörrt daliegt, den zündenden Funken in das dürre Gras und Rohrgestrüpp zu werfen, damit der ganze Plunder gen Himmel lodert!

Dieselben Verhältnisse, wie hinter Kilwa, sind in Ostafrika überall anzutreffen; die während der Regenzeit sich bildenden, einen enormen Graswuchs erzeugenden, gefährlichen Sümpfe liegen im Juli trocken. Der Todfeind aller Bacillen und niedrigen Organismen, das Feuer, kann überall mit Leichtigkeit zum Kampfe gegen Krankheit und tausend andere im Verborgenen lauernde Übel aufgerufen werden — das gewaltigste Desinfektionsmittel liegt vor der Nase! Es ist aber bei Strafe verboten, sich seiner zu bedienen!! Warum? — Das wissen allein die Götter, die ja mit so vielen Dingen auf dieser Welt vergeblich kämpfen!

Gegen Abend erreichten wir den Lagerplatz Geringere bei Kilometer 24. Vorher bot sich uns noch ein Schauspiel, das mir erwähnenswert erscheint, weil es einen interessanten Einblick in afrikanische Familienverhältnisse gewährt. In langen Schritten eilte ein in gelben Khaki gekleideter Askari, den Kiboko unternehmend

schwingend, an uns vorüber. Wie die nachfolgenden Träger erzählten, war dem biedern Sudanesen die bessere Hälfte in Kilwa durchgebrannt, um sich, aller ehelichen Treue vergessend, einem jungen Träger von der vorausgezogenen Karawane des deutschen Baumeisters anzuschließen. Doch der liebende Gatte hatte die Spur der verdufteten Schönen ausfindig zu machen gewußt und überraschte das flatterhafte Pärchen unter den grünen Mangobäumen bei Geringere. Leider konnten wir dem unerwarteten Wiedersehen des Ehepaares nicht beiwohnen; sie begegneten uns bereits auf dem Rückwege nach Kilwa begriffen — er, mit der Flußpferdpeitsche lebhaft gestikulierend, hinten, sie, die wiedergewonnene Frau, eine junge, 17—18 jährige Schwarze von üppigen Körperformen, verschämt zu uns aufblickend, voraus. Auf den Zuruf des Führers bestätigte der brave Sudanese mit freudestrahlendem Gesicht, daß er „sie wieder habe"! Wir hielten uns die Seiten vor Lachen! Was hätte ein solcher Vorfall im civilisierten Europa für ein Nachspiel gehabt — Scheidungsprozeß und Austrag mit totschießenden Waffen! Welches Beispiel alles verzeihender Versöhnlichkeit bot dagegen der wackere Askari, der mit seiner wieder eroberten Suleika zu den Penaten zurückmarschierte und aus dessen bronzefarbigem, grob geschnitzten Gesicht die reine Freude leuchtete darüber, daß er diesem lausigen Mpagazi (Träger) seine süße Last wieder abgenommen hatte.

Geringere besteht aus einigen unter mächtigen, schattigen Mangobäumen errichteten Negerhütten. Auf dem dahinter liegenden großen freien Platz, der von einem lebenden Zaun, einer ua umgeben ist, entwickelt sich reges Leben. Die Zelte werden aufgeschlagen, die Feldbetten gerichtet, die Maultiere abgesattelt und festgekoppelt; denn wenn sie sich nachts losreißen und ins Freie geraten, sind sie eine Beute des Raubzeugs. Ringsum flackern zahllose Lagerfeuer auf, und über hundert schwarze Gestalten drängen sich zur Bereitung der kärglichen, aus Mtama bestehenden Mahlzeit.

Die Gewehre werden geladen an den Zeltpfosten aufgehangen, so daß sie im Nu zur Hand sind. Die Boys schleppen die Blechkoffer herbei, damit die nötigsten Gegenstände — leichte Schuhe, Mütze und Cigarren — zur Hand seien. Dann bringen sie eine mit besonderer Sorgfalt und Achtung behandelte Kiste — sie ent-

hält das deutsche Nationalgetränk; wir haben uns den Luxus erlaubt, einige Kisten Bier, und zwar „echtes" Münchner Bürgerbräu, mit ins Innere zu nehmen. Lange wird es zwar nicht vorhalten; aber der früher oder später folgende Übergang zum alkoholfreien Temperenzlerleben vermag dadurch doch etwas gemildert, jedenfalls aber hinausgezögert zu werden. Der Führer umwickelt drei Flaschen liebevoll mit durchnäßten Lappen, um ihre afrikanische Temperatur wenigstens einigermaßen den Ansprüchen eines unverfälschten deutschen Bierdurstes anzupassen.

In wunderbarer Klarheit steht der Mond am nächtlichen Tropenhimmel, und unwillkürlich schweifen die Gedanken viele tausend Meilen weit nordwärts, wo die gleiche Silberscheibe jetzt die warme, deutsche Sommernacht erhellt! Weiße Nebelschleier schweben über der Waldwiese, vom nahen Schilfwasser tönt der melancholische Ruf des einsamen Teichhuhnes, und drüben im Stangenholz schreckt ein mißtrauischer Bock. Dort aber, wo in der Ferne die Lichter blitzen — dort liegt die Heimat — — —!

Wem bringen wir wohl das erste Glas, gefüllt mit schäumendem deutschen Gerstensaft? Den Lieben in weiter Ferne — die Gläser klingen zusammen, und die Bilder der fernen Heimat verdrängen für kurze Zeit die Gegenwart.

Drüben unter dem Mangobaum müht sich der schwarze Koch mit der Zubereitung des Abendessens ab, und bald verkündet der servierende Boy „Chakula tayari!" (Das Essen ist fertig!) Da das Mittagessen heute etwas unvollständig gewesen war, so gibt es zu Abend Suppe und, neben Wildtauben, Hasenbraten mit Rotkohl aus dem Konservenvorrat. Auch Brot ist zur Verfügung; der Koch bäckt alle zwei Tage aus den mitgenommenen, bedeutenden Mehlvorräten kleine Schwarzbrotlaibe. Für verwöhnte europäische Magen ist das Gebäck allerdings nicht berechnet; wenn man aber kein anderes hat, so gewöhnt man sich sehr bald an das Erzeugnis afrikanischer Kunstbäckerei. — Allen Afrikareisenden, welche Konserven mitführen wollen, ist dringend zu raten, sich damit in Europa zu versehen; sonst laufen sie Gefahr, drüben unter Umständen nicht nur mit minderwertigen Marken, sondern auch mit alter, abgelagerter Ware vorlieb nehmen zu müssen.

Nach Tisch treten Cigarre und Pfeife in ihre Rechte, und lange sitzen wir allabendlich in der herrlichen Abendkühle beisammen, um, beim flackernden Schein des Lagerfeuers, den Erzählungen des Führers zu lauschen, bis uns der immer stärker fallende Tau veranlaßt, die Zelte aufzusuchen. Die Schwarzen liegen im Freien nackt auf der Erde um ihre Feuer und schlafen den Schlaf des unverdorbenen Naturmenschen. Tiefe Stille umfängt schließlich das Lager, hin und wieder von dem Schnauben eines Maultieres unterbrochen. — Die Tropennacht ist lang — wohl dem, der nicht durch die viele Europäer befallende Schlaflosigkeit genötigt wird, auf dem harten Feldbett ruhelos die bleischweren Glieder umherwälzend, ihre Dauer bemessen zu lernen.

Früh morgens, bevor der Tag graut, wird es lebendig im Lager, denn die erfrischende Morgenkühle soll zum Marsche ausgenützt werden. „Seliman!" tönt jeden Morgen die Stimme des Führers aus dem Zelte herüber. „Ndio!" (Ja!) antwortet der Gerufene halbverschlafen, bis ihn einige Flüche seines Bwana auf die Läufe bringen. Die Jungen entnehmen unsere Toilettesachen den Blechkoffern, füllen die zusammenlegbaren Waschbecken mit dem jeden Tag trüber und schmutziger werdenden sog. Wasser und decken sodann den Frühstückstisch. Wir liegen noch in den Feldbetten, werden aber bald herausgetrieben durch die ihre Lasten bereitstellenden Träger; Zelt und Betten müssen verpackt werden, und die Schwarzen ziehen uns ohne weitere Umstände das Zelttuch überm Kopf fort. Rasch sind wir in den Kleidern, und ebenso rasch ist die Toilette beendet, denn Schnurrbartbinde, Pomade und Odeur sind längst überwundene Begriffe. Der Marsch durch die Wildnis enthebt uns einer Reihe von sonst unentbehrlich scheinenden Verschönerungsprozeduren. Die Schwarzen sind allerdings noch weit rascher reisefertig; sie stehen von der Erde auf, recken einigemal die faulen Glieder und hocken beim neu entfachten Feuer nieder, um zum Frühstück eine Handvoll Mtama zu kauen.

Unser Frühstück besteht aus Kakao, Zwieback, Brot, Käse, Wurst 2c. Den Kakao bereiten wir uns selbst, indem jeder eine Portion Kakaopulver, mit gestoßenem Zucker vermischt, in die Tasse schüttet und kochendes Wasser von einer Farbe aufgießt, die

eine ganz verzweifelte Ähnlichkeit mit Chokolade hat. Milch ist in dem herrlichen Affenland nirgends frisch zu bekommen; wir führen kondensierte Milch mit, wovon ein Kaffeelöffel voll hinreichen muß, dem Getränke einen civilisierten Anstrich zu geben.

Mittlerweile ist es den Pferdejungen gelungen, die jeden Versuch der Annäherung durch Ausschlagen und Beißen abwehrenden Maultiere zu satteln und aufzuzäumen. Der Führer gibt das Zeichen zum Aufbruch und, bevor die Sonne über die benachbarten Hügel lugt, befindet sich die lange Trägerkolonne im Marsch. Diese Morgenritte, in der erfrischenden Kühle des jungen Tages, zählen zu meinen schönsten Erinnerungen an die Märsche durch die afrikanische Wildnis. Wie neugeboren fühlen sich Mensch und Tier, und unter Lachen, Scherzen und Singen geht es in den taufrischen Morgen hinein.

Die niedliche Bronzetaube (Zwergtaube, auch Stahlflecktaube, Columba afra) läßt ihr an den heimischen Wiedehopf erinnerndes, aber weit klangvolleres „Wud-wud-wud-wud-wud!" unablässig ertönen. — Der Glockenvogel oder Schmiedvogel ruft sein in überraschender Weise das Klingen eines Schmiedhammers nachahmendes, weithin hörbares „Ping! — Ping! — Ping! — Ping!" durch den schweigenden Wald, mitunter accompagniert durch das „Peng! — Peng!" seines Weibchens. „Ping! Peng! — Ping! Peng! — Ping! Peng!" tönt es ununterbrochen fort — das merkwürdigste Vogelduett, das ich je zu Ohren bekam. Ein Flug riesiger Hornraben flattert durch den lichten Wald und spottet aller Anstrengungen, schußmäßig anzukommen. Tauben aller Arten streichen eilfertig über den Weg. Dann schwirrt wieder eine Schar Graupapageien in pfeilschnellem, gewandtem Flug, täuschend an eine Kette Kriekenten erinnernd, über den Wald hin. Mir fiel beim Anblick streichender Papageien stets der Ausspruch des Herrn Dr. Anton Reichenow über die afrikanischen Papageien („Die Vögel Deutsch-Ostafrikas") ein: „Ihr Flug ist schwerfällig!" Es wäre doch interessant, zu hören, wo Herr Reichenow seine Wissenschaft über den Papageienflug her hat; aus der freien Natur jedenfalls nicht, denn hier streicht der Papagei nicht „schwerfällig", sondern rascher und gewandter als irgend ein Vogel!

Hinter Geringere ist das Land eine weite Strecke waldlos und weist Feldbau der Eingeborenen auf. Die Felder machen einen ziemlich dürftigen Eindruck, was bei dem absoluten Wassermangel kein Wunder ist. Es begegneten uns wassertragende Weiber mit formlosen Tongefäßen auf dem Kopf, die *stundenweit* herkamen, um den täglichen Wasserbedarf aus dem Tümpel bei Geringere zu holen. Was soll aus einem Lande werden, das zeitweise durch unmäßig niederströmenden Regen in einen wegelosen, fieberschwangeren Sumpf verwandelt wird, und dann monatelang so dürr und trocken ist, daß die Menschen viele Kilometer weit gehen müssen, um trübes Pfützenwasser zu sammeln! Nur die hohlste Kolonialschwärmerei, die absolut Kolonieen haben will, weil andere sie auch haben — kleinen Kindern, nach den Spielsachen der Spielgenossen schreiend, vergleichbar — kann unter solchen trostlosen Verhältnissen an eine koloniale Zukunft glauben. Der Anblick des Landes, wie es sich, Hunderte von Kilometern weit, in schauerlicher, wasserloser Dürre ausbreitet, hat meine schlimmsten Erwartungen weit übertroffen! Und an der Küste lebend, ganz unbekannt mit den Verhältnissen, wie sie sich schon 30—40 Kilometer weit im Innern finden, schreibt der Optimist *Wolfrum* in sein Tagebuch: „Ich bin mit *sehr günstigen* Vorstellungen herübergekommen, und dieselben haben die Wirklichkeit nicht erreicht“ ... Das ist der Stil, in welchem Kolonialberichte fabriziert und in Unkundigen Vorstellungen erregt werden, die dann später zu bitteren

Dorfschulze in Mbati (Inner-Afrika).
Links Elefantenjäger Knochenbauer.

Enttäuschungen, Verlusten an Geld, Zeit und Gesundheit führen. Man würde bei uns mehr auf kolonialem Gebiet erreichen und weiter sein, wenn derartige unverantwortliche Schönfärbereien, in krassem Widerspruch mit wahrheitsgetreuen Schilderungen stehend, nicht viele besonnene Leute für immer abgeschreckt und mit unüberwindlichem Mißtrauen erfüllt hätten!

Hochinteressant sind die Erscheinungen der vertikalen Gliederung des Landes, wie sie sich schon beim Eintritt von der Küste her, beobachten lassen. Bekanntlich ist Zentralafrika eine ungeheuere Hochebene von 1000—1500 Meter Höhe, die terrassenförmig nach dem Indischen Ozean abfällt. Diese Hochebene muß als Grundstock alter, vom Wasser zerstörter und abgetragener, mächtiger Urgebirge angesehen werden, deren Reste noch in den sanftgewellten, aus Gneis und Granit bestehenden Hügeln und Kuppen zu erkennen sind. Die großen ostafrikanischen Seeen, wie der Viktoria-Nyansa, liegen nicht, wie viele zu glauben geneigt sind, im Tieflande, sondern auf dem erwähnten Hochplateau, etwa 1200 Meter über dem Meere. Wenn ich oben sagte, daß das terrassenförmige Ansteigen des Geländes und die Plateaubildung schon unweit der Küste bemerkbar wird, so ist dies zweifellos richtig. — Wir hatten auf unserem Marsch häufig Höhenzüge vor uns, deren Anblick keinen anderen Eindruck hervorrief, als den der Notwendigkeit, sie zu übersteigen, um jenseits in eine andere Einsenkung, ein Tal, hinab zu gelangen. Lauter Täuschung! Ganz unmerklich ersteigen wir die zuvor gesehene Höhe, ohne uns überhaupt bewußt zu werden, daß wir emporkommen; denn jenseits findet sich nicht etwa eine Talsenkung, sondern eine Hochebene, deren Rand aus der vorliegenden Niederung, von ferne gesehen, einen Höhenzug vorspiegelt. In der Ferne erscheint wiederum eine Hügelkette, welche eine weitere Terrasse, d. h. eine dahinterliegende höher liegende Ebene darstellt. So steigt das Gelände stufenförmig bis zum zentralen Hochplateau des Seeengebietes an; der Reisende befindet sich fortwährend auf weiten Ebenen und sieht in der Ferne Höhenzüge, die er scheinbar niemals zu erreichen vermag.

Im nördlichen Teile des deutschen Schutzgebietes, jenseits des Rufiji, sind die Bodenverhältnisse allerdings andere. Dort liegt zwischen der Küste und dem innerafrikanischen Hochplateau ein

Gürtel ausgedehnter Gebirgszüge, der mit dem Usambara-Gebirge beginnt und mit den Bergzügen von Useguha, Nguru sich an das Bergland von Uhehe anschließt. — Auf diese Bergländer sind die Blicke unserer Kolonialenthusiasten gerichtet, wie die der Reisenden in der Wüste auf die Fata morgana. Dort hoffen sie zu finden, was die Küstengebiete, wie es scheint, bis heute nicht geboten haben: ein gesundes, fieberfreies, fruchtbares, wasserreiches Land, welches die Ansiedlung deutscher Kolonisten gestattet! Es soll mich freuen, wenn diese Hoffnungen sich nicht, wie so viele andere, als trügerisch erweisen.

Höher steigt die Sonne und erinnert uns bald daran, daß wir uns auf afrikanischem Boden befinden. Heiß brennt sie auf unsere breitrandigen Schlapphüte herab und veranlaßt den Führer, wohl in etwas übertriebener Rücksicht, schon in Mbati bei Kilometer 33 Rast über Mittag zu machen.

Mbati besteht aus einigen großen Hütten und einem Rasthause, von der gleichen Bauart, wie dasjenige hinter dem Cingino. Der Dorfälteste, Abdallah Ben Ali Akida, ein alter Halbblutaraber mit weißem Bart, gutmütigem Gesicht und würdevollen Manieren, bewillkommnet uns durch warmen Händedruck. Er ist ein alter Bekannter des Führers, welch letzterer die Straße von seinem Lager im Innern nach der Küste, und umgekehrt, schon viele Male gezogen war.

Vierordt wünschte vor allen Dingen seine photographische Kunst an dem Alten und seinem Enkel, einem kräftig gebauten, breitschulterigen Jungen von 12 Jahren, zu erproben. Der glitzernde Apparat erfüllte jedoch die beiden Schwarzen mit derartigem Mißtrauen, daß der Führer sich zu ihrer Beruhigung neben sie stellen mußte, bis der gefährliche Akt vorüber war.

Die Hütte des Jumbe (Dorfschulzen) ist von ungewöhnlicher Größe, mit einem mächtigen, weit vorspringenden Rohrdach bedeckt, das eine Art Veranda bildet, woselbst die Bewohner den Abend mit ihrer liebsten Beschäftigung, dem süßen Nichtstun, hinzubringen pflegen. Im übrigen macht Mbati, in dessen Umgebung sich prächtige Mangobäume und andere hohe Laubholzbäume finden, auf einer Erhöhung gelegen, mit seiner breiten, sauberen Straße, seinen wohl-

unterhaltenen Hütten und dem geräumigen Unterkunftsplatz für Karawanen, einen vorzüglichen Eindruck.

Den Nachmittag benützten wir zur Erprobung unserer Repetierbüchsen, indem wir einen, etwa die Größe eines Mannes darstellenden Termitenbau, der kaum hundert Schritt vom Rasthaus entfernt stand, als Ziel benützten. Die Büchsen schossen natürlich, was wir allerdings, nach gründlicher Erprobung in der Heimat, vorher wußten, brillant; Schuß für Schuß saß auf dem angehefteten kleinen Papierstück. Jedoch waren wir beim Herangehen nicht wenig erstaunt, den Termitenbau beinahe ganz unversehrt zu finden. Die Geschosse hatten trotz ihrer furchtbaren, auf 2,75 g Blättchenpulver, der Originalmilitärladung, beruhenden Durchschlagskraft, den Bau nicht zertrümmern können. Ja, so ungeheuer fest und zäh erwies sich die von den merkwürdigen Ameisen aufgebaute Tonmasse, daß die Bleispitzengeschosse sich plattgeschlagen hatten, ohne tief einzudringen. Die meisten Termitenbauten sind alt und verlassen und erreichen, vermöge ihrer Festigkeit, jedenfalls ein hohes Alter. Ich habe in Afrika Riesenbauten von 5—6 Meter Höhe gesehen.

Später schossen wir noch eine Anzahl Tauben und erprobten unsere Schießfertigkeit an vorüberstreichenden Schildraben. Dagegen gelang es uns nicht, auf einen der über dem Wald ihre wunderbaren Flugkünste produzierenden Gaukler zu Schuß zu kommen. Diese Adler bieten ein eigenartiges Flugbild, wenn sie mit g e h o b e n e n Schwingen ihre Kreise ziehen, eine Flügelhaltung, wie ich sie bei keinem anderen Vogel noch beobachtet habe. Stundenlang kreisen sie auf diese Weise in gaukelndem Flug umher, dabei eher an einen Clown der Vogelwelt, wie an einen ernsten, würdevollen Adler, den König der Lüfte, erinnernd. Diesem Wesen entspricht auch der Charakter des Gauklers, der ein ganz feiger Geselle ist und sich in keiner Weise mit seinem, den Donnerkeil in den Fängen tragenden nordischen Gattungsverwandten vergleichen läßt. In wenig adlermäßiger Weise kröpft er Mäuse und anderes Niederwild, und soll sogar dem sehr wenig königlichen Heuschreckenfang ergeben sein.

So bedeutend die Hitze in der Sonne über Mittag war, so angenehm stach dagegen die Luftwärme im Schatten ab. Im Rasthause zeigte das Thermometer 29° C., eine Temperatur, die in

Deutschland von jedem sonnigen Juli- oder Augusttage weit übertroffen wird.

Um 3 Uhr nachmittags setzten wir den Marsch fort, der auf gut erhaltener, breiter Straße durch wellenförmiges Gelände führt. Der Waldbestand wird höher und erinnert mitunter an Hochwald; auch finden sich häufiger kleine, savannenartige Blößen eingesprengt. Die Kandelaber-Euphorbie verleiht dem Landschaftsbilde einen eigenartigen, exotischen Charakter, der merklich absticht von dem früher gesehenen Buschwald; dieser unterschied sich eigentlich wenig von dem Bilde, wie es ein 8—10jähriger, mit Gestrüpp und Dornen durchsetzter Laubholzschlag im süddeutschen Mittelwald, während des Winters, bietet. Wenn aber einzelne Reisende diesem afrikanischen Waldlande „Parkähnlichkeit" andichten wollen, so kann ich dies nur dadurch erklären, daß die betreffenden Herren die Gegend durch die Kolonialbrille angesehen haben, jenes Medium, welches alle Dinge in „unseren Kolonieen" in rosafarbiger Beleuchtung erscheinen läßt, die wasserlose Steppe in fruchtbares, nur des Pfluges harrendes Kulturland verwandelt und im aufreibenden, am Lebensmark nagenden, tückischen Fieber einen harmlosen Schnupfen erblickt!

Mitten in seinen interessanten Schilderungen brach der Führer auf einmal ab und raunte uns leise zu: „Ich glaube wahrhaftig, dort drüben blockt ein Kaiseradler!" Rasch wie der Wind waren wir aus dem Sattel, die vorzüglich dressierten Boys präsentierten die Gewehre, und die Repetierbüchsen ergreifend, die Sicherungen umschaltend, birschten wir leisen Schrittes in den Wald hinein, nach dem in stolzer Ruhe auf einem Überständer hockenden kaiserlichen Räuber hin. In dem Gewirr von Ästen war seine Figur allerdings nur undeutlich erkennbar; jedenfalls hatte er tüchtig gekröpft, sonst würde er kaum ausgehalten haben. Ich schätzte die Entfernung auf 120 Schritte, und da ich Vierordt schießen zu lassen wünschte, so blieb ich zurück. Endlich schien dieser eine Lücke gefunden zu haben, ein kurzes Visieren, und auf den peitschenartigen Knall antwortete so heller Kugelschlag, daß ich eigentlich gar nicht überrascht war, den „Kaiseradler" in majestätischer Ruhe seinen Platz behaupten zu sehen. „Da soll doch gleich eine Bombe dreinschlagen!" fluchte der Schütze,

„das ist ja gar kein Adler — ein Bienenstock ist's!" — Ein schallendes Gelächter beschloß die interessante Jagd. Es war tatsächlich ein wunderlich geformter Bienenstock, der da oben hing; unsere Heiterkeit wuchs noch, als wir, zurückgehend, uns überzeugten, welche überraschende Ähnlichkeit das Gebilde mit Aquila imperialis hatte — da war der etwas emporgereckte Kopf, der hängende abgerundete Stoß, die spitzen, langen Schwingen, die befiederten Fänge! Selbst das scharfe, mit den Tiergestalten der Wildnis vertraute Auge des Führers war getäuscht worden. Nur vor der zersetzenden Schärfe des Triëder-Binocles hielt der „Kaiseradler" nicht stand — er verwandelte sich in einen alten Bienenstock!

Auf dem Weitermarsche bekamen wir noch mehrfach solche „Kaiseradler" zu Gesicht; vermutlich bot die Gegend den Bienen günstige Bedingungen. Die Bauten hatten meistens eine wurstförmige Gestalt und waren in schräger Lage an hohen Bäumen aufgehängt. Die Stöcke hielten offenbar Winterruhe ab und erwachten erst mit Beginn der Regenzeit, im Oktober, wieder zu neuer Tätigkeit, wenn der jetzt dürre Wald, durch das belebende Naß, Blumen und Blüten zur Entfaltung zu bringen vermochte.

Gegen Abend ritten wir eine Höhe hinan und erreichten hinter deren Kamm, etwa um ½5 Uhr, den nächsten zum Nachtlager bestimmten „Wasserplatz". Weiter unten lagerte bereits die Karawane des deutschen Baumeisters, bei deren Anblick der Führer einen Ausruf des Unmutes nicht zu unterdrücken vermochte, und zwar nicht ohne Grund, denn die Zusammendrängung so vieler Menschen um ein dürftiges Naß spendendes Wasserloch war durchaus ungeeignet, die Annehmlichkeiten des Lagerlebens zu erhöhen.

Unsere Zelte wurden dicht an der Straße aufgeschlagen, und bis zu ihrer Fertigstellung unternahmen wir eine kleine Streiferei durch die Umgebung. Die Straße weiter verfolgend, war ich zunächst nicht wenig verwundert, sie in einen schmalen, stark ausgetretenen Fußpfad auslaufen zu sehen. Auf Befragen wurde uns die Erklärung, daß die breite ausgehauene Straße, bei unserem gegenwärtigen Rastort Mnasi, Kilometer 40, ihr Ende erreiche und der schmale Fußweg fortan die einzige Verbindungslinie nach dem Nyassa darstelle. Ich muß gestehen, daß mir eine primitivere Ver-

kehrseinrichtung niemals zu Gesicht gekommen ist, und daß nichts die Unzulänglichkeit der den Kolonisationsbestrebungen zur Verfügung stehenden Mittel besser zu veranschaulichen vermag, als dieser mehr einem Hochwildwechsel denn einer über 600 km langen Karawanenstraße gleichende Waldpfad.

Auf solchen engen, kaum meterbreiten Pfaden wird übrigens der gesamte innerafrikanische, sehr bedeutende Handelsverkehr fortgeleitet, und es gibt gründliche Kenner des Landes, welche die Beförderung auf den Köpfen der Träger nicht nur als die billigste, den Verhältnissen angemessenste, sondern auch als die einzig mögliche bezeichnen. Die Trägerkolonne überwindet alle Hindernisse; sie übersteigt Gebirge, durchzieht wasser- und vegetationslose Steppen, finstere Urwälder, mit der gleichen Sicherheit und Schnelligkeit, wie sie die während der Regenzeit plötzlich sich bildenden, rauschenden Flüsse durchquert! Welche anderen Beförderungsmittel sollten die Trägerkolonne ersetzen? Pferde erliegen in kurzer Zeit dem Fieber und sind im ostafrikanischen Klima überhaupt keiner dauernden Anstrengung fähig. Ochsen und Pferde würden, abgesehen davon, daß ihrer Verwendung überhaupt erst eine gründliche Ausgestaltung der Straßenverhältnisse, teure Weg- und Brückenbauten vorausgehen müßten, während der Trockenzeit, von Juni bis Oktober, nicht genügend Wasser und Futter finden. Und überdies würden sie sehr rasch dem Stich der furchtbaren Tsetsefliege erliegen, dieser Geißel unserer herrlichen ostafrikanischen Kolonie, deren Verhältnisse die Vermutung erwecken, daß dort tausend Teufel ihre Künste aufgeboten hätten, Mensch und Tier das Land zur Hölle zu machen, sie sicherem Untergang zu überliefern!

Wem fällt da nicht das diabolische Bekenntnis des Mephistopheles ein, der auf Faust's Ausruf:

> „Du kannst im großen nichts vernichten,
> Und fängst es nun im kleinen an!"

entgegnet:

> „Und dem verdammten Zeug, der Tier- und Menschenbrut,
> Dem ist nun gar nichts anzuhaben,
> Wie viele hab' ich schon begraben!
> Und immer cirkuliert ein neues, frisches Blut.

So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser und der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich!"

Nun — der ostafrikanische Teufel hat sich nicht die Flamme, sondern eine ganze Anzahl anderer „Spezialitäten" vorbehalten, mit welchen er der „verdammten Tier- und Menschenbrut" den Garaus oder wenigstens das Leben sauer macht. Fieber, Ruhr, Rinderpest, Moskitos, Sandflöhe, Heuschrecken, Tsetse, Ameisen sind lauter Nummern im teuflischen Rüstzeug, auf welche der Spruch: „Kleine Ursachen, große Wirkungen!" Anwendung finden kann. Die „Flamme" aber ist, entgegen dem Ausrufe des Mephistopheles, in Ostafrika keine Waffe des Teufels, sondern umgekehrt, in Form ausgedehnter, regelmäßiger Grasbrände, das mächtigste Kulturmittel zur Vernichtung der genannten Landplagen. Die Regierung scheint durch das Verbot des Grasbrennens allerdings die Meinung zu bekunden, daß es besser sei, dem Teufel zu lassen, was des Teufels ist!

Als wir am Tische saßen, bemerkte ich eine kleine, graue Fliege, die auf dem Tische hinlief. Ich machte den Führer auf das Insekt aufmerksam. „Eine Tsetsefliege!" rief er — „fangen Sie sie!" Ein rascher Ruck, und die Fliege befand sich in meiner hohlen Hand, wo ich sie vorsichtig tötete. Die Beute auf ein Blatt Papier legend, erkannten wir eine Fliege, die sich von unserer Stubenfliege lediglich durch etwas veränderte Zeichnung, abgerundetere Flügel und gefiederte Fühler unterschied, während der Größenunterschied nach meiner Schätzung kein bedeutender sein konnte. —

Ich vermochte kaum zu glauben, daß das winzige, harmlos aussehende Insekt, das da vor uns lag, eine der Hauptnummern in des Teufels Waffenschrank darstelle, daß diese winzige Teufelsbestie in den meisten Gebieten Ostafrika's jede Viehzucht unmöglich mache. Für Menschen, alles Wild, Ziegen, Esel und saugende Kälber ist der Stich der Tsetsefliege so ungefährlich, wie jeder andere Fliegenstich. Dagegen gehen alle übrigen Haustiere, Pferde, Rinder, Kamele u. s. w., auf wahrhaft unheimliche Weise, mit Sicherheit zu Grunde,

sobald sie von einer dieser furchtbaren Fliegen gestochen werden. Nach 14 Tagen, oft aber auch erst nach langen Zeiträumen, bis zu 1/2 Jahre, machen sich die Folgen des rätselhaften, ganz unbekannten Giftes bemerkbar. Die Augen verschwellen und sondern Wasser ab; Herz, Leber und Lunge erkranken, das Blut vermindert sich, dickt durch Eiweißstoff ein, und allgemeiner Entkräftung folgt der erlösende Tod*)!

Merkwürdig, unfaßlich bleibt unter allen Umständen die Erscheinung, daß wilde Zebras gegen das Gift vollkommen immun sind, daß sie dagegen, ebenso wie Pferd und Rind, dem Stich der Teufelsfliege erliegen, sobald sie domestiziert werden.

Wer will die Ursachen derartiger Erscheinungen ergründen, über die nicht einmal Vermutungen mit einigem Schein von Berechtigung aufgestellt werden dürfen? Die Werkstätte der Natur ist mit einem undurchdringlichen Schleier überzogen, und die Feinheiten des als „roh" verschrieenen Stoffes entziehen sich der Erkenntnis unserer groben Sinne. Die Wissenschaft vermag lediglich die Summe der Erscheinungen aufzuzeichnen, aber mit dieser Summe von Beobachtungen und Erfahrungen wächst die Zahl der unlösbaren Rätsel! Die Frage „warum?" verhallt ohne Antwort in der afrikanischen Wildnis ebensowohl, wie im Hörsal der europäischen Universität.

Und so ist auch die kleine, unscheinbare Tsetsefliege, welche da auf dem Tische liegt, ein Welträtsel, unbegreiflich wie tausend andere größere Erscheinungen! Jedenfalls aber kann ich mir für die Anhänger der Teleologie (der Lehre von der Zweckmäßigkeit der

*) Anmerkung. Über die Tsetse berichtet Knochenhauer: „Ihr Flug ist blitzartig schnell, mit singendem Ton. Schlägt man an einen von Tsetse bewohnten Strauch (die Fliegen sitzen meist auf der Unterseite der Blätter), so erheben sich alle mit summendem Geräusch, um blitzschnell auf ihren Platz zurückzukehren. Ebenso führen sie auch den Angriff auf das Vieh aus. Blitzschnelles Hinzufahren, Stechen und Zum-Strauch-Zurückkehren ist ein ganz charakteristisches Merkmal. Man kann oft seine Reit- oder Zugtiere, beim rechtzeitigen Bemerken der Fliege, dadurch retten, daß man schleunigst den Lagerplatz ändert, oder jeden Platz, auf dem man zu rasten beabsichtigt, vorher auf Tsetse untersucht. Sobald man die Tsetse aus eigener Anschauung kennt, wird sie einem so leicht nicht entgehen." Der Verfasser.

Welteinrichtung) keinen interessanteren Gegenstand denken, als dieses Insekt, das schuld daran ist, daß in weiten Gebieten Ostafrika's keine Viehzucht betrieben werden kann, obgleich die Bedingungen zur Unterhaltung großer Rinderherden mancherorts überaus günstige sind und das Bedürfnis zweifellos ein großes ist!

Betrachtet man die Verhältnisse Ostafrika's mit vorurteilsfreiem Blick, so gewinnt man den Eindruck, daß der Schöpfer ein unüberwindliches Bollwerk, in Form unzähliger schädlicher und gefährlicher Lebewesen habe errichten wollen, in der ausgesprochenen Absicht, das Land für immer der Kultur zu verschließen. Von diesem Gesichtspunkt aus ließe sich auch die Zweckmäßigkeit der Tsetsefliege, des Sandflohes, der Heuschrecken, des Fiebers, der Dysenterie begründen.

Die Neugierde trieb uns in der Dämmerung noch zur Untersuchung der Wasserplätze. Einen Abhang hinabsteigend, fanden wir im Gebüsch einige kleine Vertiefungen in dem aus Ton gebildeten Boden; in diesen Löchern sammelte sich eine trübe Flüssigkeit, die eher jungem Wein, sogenanntem Most, als Wasser glich, und eine Anzahl Schwarzer hockte mit ernsten Mienen um diesen afrikanischen Sprudel, um mittelst Kokosschalen das köstliche Naß zu schöpfen, sobald eine genügende Menge zusammengelaufen war. Unwillkürlich dachte ich an die Quellbäche des fernen Schwarzwaldes, wo die kristallene Flut unerschöpflich, mit geheimnisvollem Gurgeln und Plätschern, talwärts rinnt und dem durstigen Wanderer einen Trunk bietet, so erfrischend und belebend, daß sich kein anderes Getränk damit zu messen vermag! Und hier warten 150 durstende Menschen, bis die spärlichen Reste einer Flüssigkeit sich angesammelt haben, mit der man zu Hause sich scheuen würde, den Stubenboden aufzuwaschen! Armes Land!

Das erste, was wir, oben im Lager angekommen, vornahmen, war eine Flasche Rüdesheimer, deren Lebensgeister den in der Nähe der afrikanischen „Quelle" etwas in Unordnung geratenen Magen wieder ins Gleichgewicht brachten. Wir waren noch zu grün für die Verhältnisse der Wildnis; die Anschauungen des bequemen Kulturlebens hafteten noch an, wie dem nestflüchtenden Küken die Eierschalen. Offenbar kann es nicht überall in der Welt silberklar

sprudelnde Schwarzwaldbäche geben, und zum Wassertrinken waren wir eigentlich auch nicht nach Ostafrika gereist.

Während wir im hellen Mondschein vor dem Zelt bei unserem Rüdesheimer saßen und die Pfeifen qualmen ließen, langte eine kleine Karawane, aus dem Innern kommend, im Lager an. Ein Weißer befand sich dabei, ein Sanitätsunteroffizier aus Kilwa, der uns erzählte, daß er auf dem Marsche nach Barikiwa, der 200 km von der Küste entfernten Militärstation, gewesen sei. In Barikiwa sei alles krank; mehrere Fälle von Schwarzwasserfieber seien vorgekommen, und die schwere Erkrankung des Stationschefs habe ihn veranlaßt, die Reise anzutreten. Auf der Hälfte des Weges war der hilfebringende Samariter selbst vom Fieber gepackt worden, und da er gleichzeitig die Nachricht erhielt, daß der Stationschef gestorben sei, hatte er klugerweise den Rückmarsch nach der Küste angetreten.

„Meine Herren," schloß er seinen Bericht, „nehmen Sie sich bei Kilometer 62 hinter Makininda in acht. Gestern nacht bin ich dort von — Löwen angefallen worden!" Ich sah den blassen, bartlosen Mann, der im bleichen Mondlicht vor uns stand, verwundert an; er machte gar nicht den Eindruck, als ob ein hungriger Löwe sich besonders für ihn interessieren könne.

„Na," meinte Knochenhauer mit einer verächtlichen Handbewegung, „die Löwen hinter Makininda sollen sich vor uns in acht nehmen!" Da er von dem Löwenabenteuer gar nicht mehr zu erfahren suchte, und der Unteroffizier unsere Einladung, die Nacht in unserm Lager zuzubringen, ablehnte, um noch nach Mbati zu marschieren, so war die Unterhaltung bald zu Ende. Die Karawane verschwand im dunklen Buschwald.

„Das ist weiter gar nichts als ein Hasenfuß!" erklärte der Führer. „Der ist zum erstenmal in die Buschsteppe gekommen, hat nachts einen Löwen graulen hören und reißt nun aus! Seit drei Jahren (!) hat man auf der ganzen Strecke nichts mehr von Menschenfressern gehört. Wenn ein Löwe in der Nähe war, kann es sich nur um einen harmlosen Burschen handeln, der ausreißt wie eine Hyäne oder ein Schakal!"

So ganz schien mir diese Schlußfolgerung doch nicht für den sich rückwärts konzentrierenden armen Sanitätsunteroffizier zu passen.

Wer zum erstenmal in der nächtlichen Wildnis einen Löwen „graulen“ hört, der wünscht sicherlich nicht noch nähere Bekanntschaft mit dem Urheber dieser etwas unheimlichen Laute zu machen. Und die Untersuchung, ob es sich um einen „harmlosen Burschen“ oder einen Menschenfresser handelt, scheint mir nicht immer glatt durchführbar zu sein. Allerdings der eisenharte, an die Gefahren und Laute der Wildnis gewöhnte Jäger, der fünf Jahre lang ein Trapperleben in den Elefantenrevieren geführt und zahlloses Raubzeug mit sicherer Hand gestreckt hatte, beurteilte die Dinge von einem anderen Gesichtspunkte aus, wie der unerfahrene, mit Schußwaffen wenig vertraute Lazarettgehilfe, dem in der erhabenen Einsamkeit der Wildnis offenbar das Herz in die Hosen gefallen war. —

Der Führer machte uns auf vier einsame, die nahe Höhe schmückende Kokospalmen aufmerksam mit dem Bemerken, daß dies die letzten Palmen des Küstengebietes, auf dem Wege nach dem Innern, seien. Ihre vom Mondlicht beglänzten, befiederten Kronen blickten auf den Buschwald herab, wie die ersten Feldzeichen der gegen die kulturfeindliche Wildnis vordringenden Civilisation. Allerdings hatte ich den Eindruck, als ob die Wildnis mit Hilfe ihrer übermächtigen, versteckt operierenden Schutztruppen auf unabsehbare Zeit Sieger bleiben werde! —

Je weiter wir uns von der Küste entfernten, desto mehr machte sich das kontinentale Klima bemerkbar. Die Nächte wurden empfindlich kalt, so daß es nicht mehr möglich war, im leichten Khaki-Anzug im Freien zu sitzen; dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Haut, durch die Tageshitze, für Temperaturunterschiede überaus empfindlich wird. Gegen die kalten Nächte hatten wir natürlich nichts einzuwenden; sie legten den Moskitos das blutige Handwerk, und in die dicken Woylachs eingewickelt, schlief es sich unter dem Zelt herrlich. Desto unangenehmer empfanden wir dagegen die Taubildung; trotzdem die Zelte sorgfältig geschlossen wurden, waren die Kleider jeden Morgen völlig durchfeuchtet. Auf den im Freien stehenden Blechkoffern zeigte sich eine Wasserschicht, als ob es die Nacht über in Strömen geregnet hätte. Erst hier lernte ich die Vorzüge dieser für Afrikareisen unentbehrlichen Koffer kennen; Holz oder Leder würden den vernichtenden Einflüssen der Sonnen-

hitze und des Tauwassers auf die Dauer nicht widerstehen, ganz abgesehen davon, daß die weißen Ameisen sie bald zerstört hätten.

Die alle Begriffe übersteigende Taubildung läßt es auch erklärlich erscheinen, daß das Wild in der wasserlosen Steppe seine Lebensbedingungen findet. Hier trifft die Drömersche Theorie, wonach das Wild nicht schöpfen (trinken) soll, vollständig zu. Das Wild der afrikanischen Steppen schöpft nicht, zunächst weil es kein

Die vier letzten Palmen bei Kilometer 40.

Wasser findet, dann aber auch, weil es mit der Äsung morgens und nachts so viel Tauwasser aufnimmt, daß weitere Wasserzufuhr ganz entbehrlich wird. —

Ich bin der Ansicht, daß noch eine weitere Erscheinung, die in der afrikanischen Wildnis den Reisenden überrascht, und für welche eine Reihe von Schriftstellern vergeblich eine Erklärung sucht, auf Rechnung der allnächtlich niedergehenden Taumassen gesetzt werden muß. Zur Zeit der größten Dürre, im Juli, beginnt nämlich nicht

nur die schwarz gebrannte Savanne frisches Grün zu treiben, sondern der kahle Wald schmückt sich, lange vor der Regenzeit, schon Ende August, mit maigrünem, jungen Laub! Paul Reichard äußert in seinem Werke „Deutsch-Ostafrika“ folgende wunderliche Meinung: „Uns will scheinen, als beeilten sich die Bäume voll Sehnen nach Liebeslust, so schnell ihren besten Schmuck anzulegen, um den Amor der Pflanzen, die Insekten, ihres Amtes als Ehestifter sobald als möglich walten zu lassen, damit die Früchte noch vor Eintritt der rauhen, trockenen Zeiten zu gedeihlicher Reife erwachsen!“

Wenn ein Herrnhutscher Leinweber so etwas verkündet, so kann man das hingehen lassen! Aber in einem wissenschaftlichen Werk muten derartige teleologische Ansichten höchst sonderbar an; nicht minder die Behauptung, die Regenzeit kündige sich „durch ein bis jetzt noch ziemlich unerklärliches Zeichen“, nämlich eben durch das Treiben der Savannen und Bäume, an! — Wie kann sich die Regenzeit, inmitten der Zeit der größten Trockenheit durch sprossendes Laub ankündigen! Mit der gleichen Logik ließen sich die um Weihnachten neben dem warmen Ofen blühenden Hyazinthen als Vorboten des Frühlings betrachten!

Das Grünen der Waldsteppe hat mit der erst 6—8 Wochen später einsetzenden Regenzeit nicht das Geringste zu schaffen; es ist weiter nichts als eine natürliche Folge der enormen Niederschläge, welche in Tauform jede Nacht den Erdboden und die Vegetation durchnässen und ihren Höhepunkt gerade zur Zeit der größten Trockenheit, im August, erreichen. Der Tau ist es auch, der das junge Grün der abgebrannten Grassteppe hervorzaubert. Diese von mir aufgestellte Erklärung wird jeder für zutreffend halten, der einmal einen richtigen ostafrikanischen Taumorgen erlebt hat. —

In der Nacht wurde ich durch das unheimliche Geheul von Hyänen geweckt. Ihr lang gezogenes U—u—u—u—i! hallte aus der Tiefe des Tales herauf. Dazwischen ließ noch ein Nachtaffe sein „A—a—i“ hören, und die Laute der Wildnis verschwammen schließlich in verworrenen Träumen. — Es war noch heller Mondschein, als aus dem Zelt des Führers der stereotype Ruf „Seliman!“ den nahenden Morgen ankündigte. —

Punkt 6 Uhr marschierten wir ab, in den taufrischen Morgen hinein, und erreichten bereits um 10 Uhr, bei Kilometer 60, Makininda, eine Karawanenstation mit mehreren geräumigen Schutzhütten, wo wir bis zum nächsten Morgen bleiben sollten. Unterwegs hatten wir zu unserer Verwunderung mehrfach Meermuschelschalen gefunden, eine

Mittagsrast in der Steppe.

Erscheinung, die ich mir nur dadurch erklären kann, daß das wellige Gelände vor Jahrtausenden Meeresboden gewesen war, und daß der Kontinent sich allmählich über den Meeresspiegel erhoben habe. Derartige Hebungserscheinungen, welchen anderseits wieder Beispiele von sich senkendem Lande (Holland und die friesische Küste) gegenüberstehen, werden vielfach auf der Erde beobachtet. So ist beispielsweise Skandinavien ein aufsteigendes Land. Überhaupt ist die all-

gemein verbreitete Anschauung, daß unsere alte Erde ein starrer, fester, unveränderlicher Körper sei, so falsch wie möglich. Der Erdenwurm, genannt Mensch, ist, geblendet von Eigendünkel und Selbstgefühl, geneigt, die Dinge nach seinem eintagsfliegenartigen, traumhaften Dasein zu messen und sich als Mittelpunkt der Welt zu fühlen, während er doch offenbar zum Weltganzen im Verhältnis eines bedeutungslosen Parasiten steht. Der Wurm, der auf seinem Kohlkopf lebt, betrachtet diesen ebenfalls als ewig und unvergänglich.

Eine Streife durch die Umgebung Makinindas ergab absolute Armut an jagdbarem Wild. Außer einigen Lachtauben, einer Papageitaube, schoß ich noch einen kleinen Habicht mit blauem Schnabel und roten Fängen, den ich als Singhabicht ansprach. Der Vogel ließ mich auf etwa 30 Gänge ankommen, so daß ich ihn mit dem Schrotlauf leicht herabholen konnte. Im dichten Busch schoß ich einen schwarzweißen Star, den ich nach Reichenow als Speculipastor bicolor bestimmte. Reichenow sagt, derselbe sei im Schutzgebiet noch nie nachgewiesen; ich nehme für mich in Anspruch, diesen Nachweis geliefert zu haben.

Als einen Mangel des Reichenowschen Werkes betrachte ich das Fehlen der deutschen Benennungen. Das Buch soll, so viel ich verstehen konnte, den Jäger veranlassen, an der Erforschung der Vogelwelt Ostafrika's mitzuwirken und ihm bei dieser Aufgabe als Führer dienen. Wenn die hohe Wissenschaft sich die Mitarbeit von Laien sichern will, so soll sie vor allen Dingen deutsch reden. Ich bin überhaupt geneigt, den wissenschaftlichen Gebrauch, alle Dinge mit zungenverrenkenden lateinischen Namen zu belegen, als groben Unfug anzusehen. Man hat den Versuch gemacht, diesen Gebrauch mit dem Hinweis zu rechtfertigen, daß das Latein die internationale Gelehrtensprache sei; ich bin jedoch der Meinung, daß die Freude an den lateinischen Benennungen als eine Liebhaberei des deutschen Michels gelten muß. Denn Engländer und Franzosen gebrauchen weit mehr ihre Landessprache, als die lateinische. Überdies läßt sich ein größeres Durcheinander, als es das zoologische Namensverzeichnis aufweist, nicht leicht denken. Unter der Unzahl der „Systeme" finden sich die Fachgelehrten selbst nicht mehr zurecht. —

Im zwanzig Fuß hohen Steppengrase.

Unter allen Umständen ist es für den Laien schwierig, wenn nicht unmöglich, die Unmenge lateinischer Gattungs- und Artnamen sich einzuprägen, und er hat vollkommen recht, wenn er ein zoologisches Werk, aus dem die deutschen Artbezeichnungen ganz gestrichen sind, als unbrauchbar in die Ecke wirft!

Der Marsch führte uns am nächsten Morgen durch Wald, in welchem bereits Savannenbrände gewütet hatten. Es gibt nicht leicht ein trostloseres Bild als den Anblick der kahl gebrannten Steppe; der schwarze Boden mit den verkohlten Überresten des Gestrüppes, die von der Lohe angesengten Bäume, die mit Brandgeruch und feinen Ascheteilchen angefüllte Luft bringen eine Wirkung hervor, die ich nicht anders als niederdrückend bezeichnen kann. Kein Vogellaut unterbricht die Grabesstille, denn wie sollte ein Vogel Futter finden in dem Gelände, wo das lebensfeindliche Element alle Insekten erbarmungslos vernichtet hat! Neben dem Pfad brennt noch ein gefallener Baumstamm zum Zeichen, daß das Flammenmeer erst am Tage zuvor seinen Weg hier vorüber genommen haben konnte. Die ganze Gegend gleicht einem Schlachtfeld, und es fällt schwer zu glauben, daß der Wald, wie ein aus der Asche entstehender Phönix, binnen wenigen Wochen in jungem Grün prangen werde. —

Bald ändert sich das Landschaftsbild, und statt verkohlter Flächen breiten sich weite Savannen zwischen dem lichter und niedriger werdenden Buschwald aus. Makininda ist die letzte von Menschen bewohnte Raststätte auf dem Wege nach Barikiwa; bei Kilometerstein 64 hört mit den weißen Kilometersteinen die letzte Spur von Civilisation auf, und nur der schmale Pfad führt, so wie ihn die nackten Füße der zwischen der Küste und dem Nyassa verkehrenden, im Gänsemarsch laufenden Träger ausgetreten haben, in unberechenbaren Windungen westwärts. Das Gras erreicht in Niederungen, wo sich während der Regenzeit flache Seeen bilden, eine ungeheure Höhe, die ich, da uns auf den hochläufigen Maultieren die Halme um mehr als das Doppelte überragten, auf zwanzig Fuß schätzte.

Hier erst wurde uns klar, welche Gefahren diese, zu beiden Seiten durch dichten Gras- und Buschbestand eingesäumten schmalen Verkehrswege in Kriegszeiten für militärische Expeditionen heraufbeschwören. Eine Truppe vermag auf solchen Pfaden auch nicht

anders, als in langer Reihe auseinandergezogen, gleich einer Trägerkolonne, zu marschieren. Passiert sie in dieser ungünstigen Marschordnung einen geschickt angelegten, starken Hinterhalt, so ist sie in den meisten Fällen verloren.

Diesem Schicksal verfiel bekanntlich die Expedition des Leutnants von Zelewski am 17. August 1891 bei Lula in Uhehe. Die einschließlich der Träger 500 Mann zählende Expedition geriet in einen aus 3—4000 Wahehe gebildeten Hinterhalt und wurde bis auf sechzig Mann, die Leutnant von Tettenborn nach der Küste rettete, völlig niedergemacht. Allerdings muß berücksichtigt werden, daß die Truppe unglaublich leichtsinnig, ohne jede Sicherung durch Seitenpatrouillen und Spitze, auf schmalem Pfad auseinandergezogen, durch dichten Busch marschierte. So standen zu beiden Seiten 10—12 speerbewaffnete Wahehe gegen einen Askari, und die ganze Truppe, bis auf den Nachtrab unter Tettenborn, war in wenigen Minuten aufgerieben. Übrigens bewiesen auch hier wieder die Schwarzen ihre angeborene Feigheit; die vielen Tausende, ohnehin noch durch den Waffenerfolg angefeuert, fanden nicht den Mut, das Häuflein Tapferer unter Tettenborn anzugreifen. Sobald die Büchsenkugeln ihr unheimliches Pfeifen hören ließen, stoben die schwarzen Helden, wie ein Schwarm Spatzen auseinander.

Nach allem Gesehenen und Gehörten habe ich die Überzeugung, daß ein Dutzend kaltblütiger, sicherer Schützen, mit Repetiergewehren und genügender Munition ausgerüstet, eine gute Position gegen das ganze schwarze Ostafrika beliebig lange halten kann. Den modernen Büchsen halten die Kerle nicht stand und seien es auch Tausende. Man mag zu Gunsten der „aufständischen“ Schwarzen behaupten, daß sie ihr Vaterland verteidigen, also dasselbe tun, wofür wir unseren Vaterlandsverteidigern das Eiserne Kreuz anhängen. Ich bin jedoch der Ansicht, daß nur dasjenige Volk die Selbständigkeit verdient, welches sie zu bewahren vermag. Die Schwarzen Afrika's verdienen sie unter keinen Umständen; sie bedürfen, als geborene Sklavennaturen, unbedingt der Hörigkeit, und ich kann absolut nicht einsehen, wie den Weißen das natürliche Recht, Gebiete zu annektieren, deren sie bedürfen, und die von den dummen, faulen, unfähigen Bewohnern doch nicht ausgenützt werden können, mit

moralischen Gründen bestritten werden könnte. In der Politik gilt seit Abrahams Zeiten das Recht des Stärkeren, Fähigeren, Klügeren, und ich glaube, daß dieses Recht währen wird, so lange die Welt steht. Es ist deshalb ganz überflüssig, die Eroberungspolitik — und das ist jede Art Kolonialpolitik — mit der Notwendigkeit, den Heiden das Christentum zu predigen, zu bemänteln, ganz abgesehen davon, daß sich der Geist des Christentums schlecht verträgt mit einer Politik, als deren einzige Stütze die blanken Gewehrläufe der Schutztruppe angesehen werden müssen!

VI.

In den Waldsteppen des Kirukura.

Der Führer hatte in ganz zutreffender Weise verkündet, daß das Aufhören der Kilometersteine unseren Eintritt in die eigentlichen Jagdgründe bezeichne. Wir durchritten lichten Busch und erblickten vor uns eine mit dünnem Graswuchs bestandene Savanne, als der Führer plötzlich hielt und mir zurief: „Ein starker Keiler kommt auf dem Wege her!“ Im Nu war ich mit der Büchse in der Hand voraus und suchte mich in der angedeuteten Richtung anzubirschen. Leider mußte das Warzenschwein, denn um ein solches handelte es sich, die geräuschvoll marschierende Karawane vernommen haben; der Keiler bog ab und verschwand, bevor ich eine Kugel anzubringen vermochte, im nahen Busch.

„Schade, doppelt schade!“ meinte Knochenhauer; „es ist die höchste Zeit, daß wir ‚Fleisch‘ für die Träger kriegen. Sie sollen mal sehen, was für Leben in die Gesellschaft kommt, wenn einige Stücke Wild unter sie verteilt werden.“

Es war bereits Nachmittag, als wir eine weite Savanne mit dünnem Graswuchs erreichten, in deren Hintergrund, zu unserer Linken, sich lichter Buschwald erhob. Mit scharfem Blick musterte

Knochenhauer den Waldrand, hielt einen Augenblick und bog dann vom Wege ab, um, etwa hundert Schritt heranreitend, abermals unverwandt hinüberzuschauen. Wir waren natürlich längst aus dem Sattel und standen mit schußfertigen Büchsen bereit.

„Nach meiner Ansicht ist das braune Ding dort hinter dem Gestrüpp ein Termitenhügel," äußerte endlich der Jäger. „Allerdings, eine merkwürdige Form hat er!"

Wir sahen durch unsere Gläser hinüber, wo, in etwa dreihundert Schritt Entfernung, eine rotbraune Masse hinter den Ästen undeutlich sichtbar war.

„Das ist zweifellos ein Termitenhügel!" stimmten wir bei.

Während sich Knochenhauer und Vierordt zur Umkehr wandten, musterte ich nochmals genau die verdächtige Erscheinung. Gerade wollte ich das Glas absetzen — da — Donnerwetter! — hatte sich nicht das Ding bewegt? Abermals starrte ich hinüber; nichts rührte sich. „Na, so komm' doch endlich!" mahnte Vierordt.

„Ach was," entgegnete ich, „zu was haben wir denn unsere Repetierbüchsen eigentlich mit herübergeschleppt. Wir sind doch in keinem deutschen Wildpark, sondern in der afrikanischen Buschsteppe; ein Bauer wird wohl nicht hinter dem Busch sitzen!"

Ich hielt kurz entschlossen mitten auf den „Termitenhügel" und ließ fliegen. Auf den Knall machte das rote Ding eine mächtige Lançade und brach, wie sich später ergab, mit gutem Blattschuß in rasender Flucht durch den Busch. Heisa — jetzt kam Leben in den Buschwald — ein ganzes Rudel Wild wurde drüben flüchtig!

Meine Gefährten waren längst wieder von ihren Tieren herunter, und im Laufschritt eilten wir auf den Wald los.

„Hartebeeste!" rief Knochenhauer; „sie sind nicht weit geflüchtet!"

Als wir den Busch erreichten, trollte das Rudel zerstreut, etwa hundert Gänge vor uns her. Ein Stück hatte ich schräg von hinten auf einer Blöße frei. Auf meinen Schuß brach es nieder, wurde aber alsbald mit zerschossener Keule wieder hoch und flüchtete quer vorüber. Eine zweite Kugel wurde nötig. Doch da drüben wird überm Unterholz in voller Flucht ein weiteres Stück sichtbar; mit krumm gezogenem Rücken zeichnet es auf meinen Schuß waidwund. Eine

zweite Kugel, die ich durch den Buschwald nachsende, geht fehl, eine dritte vorbei. Bei meinen Gefährten kracht es in der gleichen Zeit sieben- bis achtmal, einzelne Geschosse heulen, wahrscheinlich an Stangen querschlagend, durch das Holz — das schönste Infanteriegefecht kann sich nicht wirkungsvoller anhören als diese afrikanische „Hochwildjagd".

Ich drücke gerade einen neuen Ladestreifen in das Magazin des Modell 98 — da flüchtet auf dreißig Gänge ein leibhaftiger

Mit Keulenschuß zusammenbrechendes Hartebeest.

Hase quer an mir vorüber. Mechanisch, wie auf einer deutschen Waldtreibjagd, fahre ich Lampe nach und will gerade das Mantelgeschoß fliegen lassen, da huscht in der Schußlinie ein dunkler Körper durch den Wald. — Da noch einer — zwei, drei! — Wahrscheinlich Hartebeeste! — ich warte mit gestochener Büchse, bis sie auf die Blöße treten — da — heiliges Kanonenrohr! Das sind ja unsere Träger, so wahr ich auf hundertzwanzig Gänge klar sehe! Vor Schreck fällt mir beinahe die Büchse aus der Hand.

„Kerls, wollt ihr wohl stehen!“ Jedenfalls hielten sie meinen Zuruf für eine Aufmunterung; mit langen Sätzen durch das Holz eilend, hatten sie sofort das verendete Hartebeest entdeckt. Als ich hinzukam, zog der eine der schwarzen Kerle mit seinem langen Messer einen tiefen Schnitt durch die Drossel des Wildes. Aus den Erzählungen Knochenhauers wußte ich, daß dieser Schächtschnitt eine rituelle Bedeutung habe. Unsere Träger waren, wie die ungeheure Mehrzahl der Schwarzen, Mohammedaner und durften als solche nur „Fleisch“ essen, das von Tieren herrührt, welchen vor dem Verenden, nach den Vorschriften des Korans, die Kehle durchschnitten worden war. Daß die Hartebeeste „maustot“ im Grase lagen, hinderte die Jünger Mohammeds allerdings nicht, ihren Hokuspokus aufzuführen. Allah wird ja wohl nicht alle kleinen Verstöße ankreiden! Und Nyama (Fleisch) schmeckt so gut!

Vierordt und Knochenhauer hatten leider auch mehrere Stücke angeschweißt. Ich konnte nicht finden, daß die auf der Strecke liegenden Hartebeeste den häßlichen Zeichnungen oder richtiger Zerrbildern gleich kommen, die man zu Hause häufig dem gebildeten Publikum auftischt. Der Kopf und Wedel hatten allerdings entschieden etwas Rindartiges und kennzeichnen das Kaama als echte Kuhantilope. Dieser Eindruck wird aber wesentlich gemildert durch die großen Lichter, welche an die unseres Rotwildes erinnern, und durch die prächtige Zeichnung der Decke, deren lichtes Zimtbraun wirkungsvoll absticht von dem zarten Weiß der Unterseite. Die Stärke eines guten Bockes dürfte wohl der eines mittelstarken Rothirsches gleichkommen. Als eine vorzügliche Einrichtung muß es, vom Standpunkt des trophäensammelnden Jägers, angesehen werden, daß es unter den Antilopen kein Kahlwild gibt und das Tier, gleich dem Bock, ein Gehörn trägt. Daß das Gehörn nie abgeworfen wird, verdient ebenfalls anerkannt zu werden.

Zunächst begaben wir uns an die Untersuchung der Schweißfährten und damit an die Vorbereitung der Nachsuche, für welche, da die Sonne sich bedenklich dem Horizont näherte, nicht viel Zeit übrig blieb. Nach deutscher Jagdregel hätten wir dem angeschweißten Wild unbedingt Ruhe lassen müssen bis zum nächsten Morgen, um es gehörig krank werden zu lassen. Knochenhauer versicherte uns

jedoch, daß keines der drei bis vier angeschossenen Stücke auch nur bis Mitternacht am Leben sei, da ein einziger Tropfen Schweiß genüge, um die zahlreichen Hyänen auf die Fährte zu bringen. Ein krankes Stück Wild werde mit Sicherheit, in der ersten Nacht, eine Beute des Raubzeuges. Eine Verzögerung der Nachsuche ist also in Afrika völlig zwecklos, weil es nur Sinn hat, schwerkrankem Wild nachzusuchen. Waidwund geschossene Stücke oder solche mit Laufschüssen sind für den Jäger regelmäßig verloren und gehören den Hyänen. Die Hyäne kann mithin als der richtige afrikanische Gebrauchshund angesehen werden.

Beim Verfolgen der Schweißfährte lernten wir die Augen unserer Schwarzen schätzen; wie alle Naturvölker, entwickelten dieselben eine wahrhaft bewundernswerte Findigkeit und hielten die dünnen, für unsere europäischen Augen in dem dürren Laub und Gestrüpp kaum sichtbaren Schweißfährten, wie der beste Schweißhund, durch dick und dünn, auf weite Strecken. Wie sehr sie recht hatten, zeigte ein aus dem Wundbett flüchtig abgehendes Hartebeest, das im Holz verschwand, bevor wir die Büchsen gebrauchen konnten. Wie der Teufel war ein halbes Dutzend schnellfüßiger Schwarzer hinterher, denn wenn der Neger seine Lieblingsspeise, Nyama („Fleisch"), in Aussicht hat, so schwindet all sein Phlegma, und er wird beweglich, wie ein Windhund. Natürlich war die Verfolgung vergebens, und nach einer Weile kehrten die Leute leer zurück, jedenfalls zu ihrem Glück, denn ein angeschossenes Hartebeest läßt sich nicht gerade so mit dem Messer abfangen, sondern nimmt den Verfolger ohne Besinnen energisch an. Das starke, spitze Gehörn bildet dabei eine nicht zu verachtende Waffe.

Während wir beratend beisammen standen, wechselte ein Ducker, eine jener geringen Schopfantilopen von der Stärke eines Schmalrehes, in noch nicht dreißig Gänge Entfernung an uns vorüber. Vierordt und ich schossen beinahe à tempo und zwar mit solcher Meisterschaft, daß die Geschosse vor dem zierlichen Wild in den Boden spritzten. So was kommt von der Fixigkeit! Da der Führer versicherte, daß der scheußlich gepudelte Ducker im nächsten Busch stehen bleibe, griff ich zum Drilling und suchte die ganze Umgebung ab. Jedoch vergebens — der Bursche hatte sich, wie dies in seiner Art

liegt und schon durch den treffenden Namen angezeigt wird, unbemerkt im Holz fortgeschlichen.

Der Führer erklärte eine Fortsetzung der Nachsuche für zwecklos, und so kehrten wir, etwas mißgestimmt über das Verlorengehen des kranken Wildes, zum Schauplatz unserer Heldentaten zurück. Selbstverständlich erwarteten wir, daß es sich zunächst darum handle, die gestreckten Stücke nach den Regeln der deutschen Hochwildjagd aufzubrechen und zu zerwirken — eine nette Arbeit, die da unserer wartete! Wir waren deshalb nicht wenig überrascht, als der Führer erklärte: „Das Aufbrechen und Zerwirken besorgen die Schwarzen!" Da ich Kopf und Hals des von mir zuerst mit gutem Blattschuß gestreckten starken Bockes präparieren zu lassen wünschte, schärfte ich die Haut vor den Blättern ringsum ab, streifte sie nach vorn und ließ den Hals am Schädel abtrennen. Die übrigen Gehörne sollten mit den Schädeln abgelöst werden.

Und nun begann das „Zerwirken" nach afrikanischer Methode, daß wir vor Entsetzen sprachlos da standen. Der eine Kerl trennte mit seinem langen Messer zunächst den Hals ab; gleichzeitig löste ein anderer, Haut und Wildbret durchschärfend, die Keulen. Dem gleichen Schicksal verfielen die Vorderläufe samt dem Bug, und jetzt lag der mit der halbzerschnittenen Decke einen wahrhaft schauerlichen Anblick bietende Rumpf vor uns! Die Haare standen uns zu Berge bei diesem Bilde! Doch es sollte noch besser kommen! Der Rumpf wurde stückweise zerschnitten, und um das herausquellende Gescheide riß sich die schwarze Bande, denn dasselbe gilt, am Feuer geröstet, als Delikatesse!

Wir zogen doch vor, nicht abzuwarten, bis die blutdürstigen, fleischlüsternen Kerle ihre Schächtmesser am Ende noch an uns selbst probieren möchten! Denn wahrhaftig — man konnte sich beim Anblick der gierigen Mienen, der funkelnden Augen und der blitzenden Messer, ohne große Phantasie, eine Kannibalenmahlzeit vorstellen. Knochenhauer schüttelte sich vor Lachen über unsere waidmännische Entrüstung und versicherte, daß es ihm anfangs genau so ergangen sei. Schließlich wäre es ihm egal gewesen, wie die Schwarzen das doch für sie bestimmte Wildbret behandelten. Für unsere eigene

Küche hatte er übrigens einen Bug sorgsam abgelöst, der denn auch abends im Lager delikat mundete.

Major von Wißmann sagt irgendwo, daß die afrikanische Jagd nichts mit der Poesie des deutschen Waidwerkes gemein habe, und ich mußte ihm nach der ersten Probe, die mir zu Gesicht gekommen war, vollkommen zustimmen. Nach meiner Ansicht ist der Unterschied im folgenden begründet: Der deutsche Jäger bejagt sein gehegtes Revier, dessen Wild er als sein eigen betrachtet; er gebraucht die Büchse lediglich, um einen nach bestimmten, waidmännischen Regeln festgesetzten, systematischen Abschuß zu erzielen. Hieraus ergeben sich die strengen Grundsätze der waidgerechten, deutschen Jagd, die Schonung des Mutterwildes, das Vermeiden unsicherer Schüsse, die geregelte Nachsuche, die sorgsame Wildnutzung 2c. ganz von selbst. Es läßt sich nicht leugnen, daß alle diese waidmännischen Handlungen eines Jägers, der seinem Wilde als Heger, Schützer, als Freund gegenübersteht, und der Aufenthalt im lieben, durch Erinnerungen vertraut gewordenen deutschen Waldrevier, vom Zauber der Poesie umflossen sind, und daß dieser Zauber um so voller zur Wirkung kommt, je mehr sich der Jäger vom öden, brutalen Schießertum fern hält und je gerechter er, mit Hilfe seines treuen Hundes, das edle Waidwerk nach Väterart ausübt!

Wie gänzlich verschieden von der idealen deutschen Jagd sind die Verhältnisse, unter welchen der afrikanische Jäger die Büchse führt! Nach manchem ergebnislosen Birschgang hat er endlich ein Rudel Wild in Sicht. Kein halbzahmes Wild, das ihm durch langjährige Hege vertraut und lieb ist und das sich im Winter um wohleingerichtete Fütterungen sammelt — nein — es ist wirkliches Wild, Geschöpfe der sich ringsum hundert Meilen weit in grauenhafter Einförmigkeit ausbreitenden Wildnis! Nicht gilt es einen planvollen, schonenden Abschuß mittelst der einläufigen Büchse vorzunehmen, sondern eine genügende Anzahl Wild soll für die nach Nyama („Fleisch") lüsterne, oft aber auch, aus Mangel an Lebensmitteln, bittere Not leidende große Trägerkolonne gefällt werden! Ferner reizt den passionierten Jäger die Aussicht, seltene, nie gesehene, mithin doppelt wertvolle Trophäen zu erbeuten! Was soll hier die im deutschen Revier ge-

bräuchliche einläufige oder auch Doppelbüchse, die auf höchstens 150 Schritt einen sicheren Schuß gestattet? An ihrer Stelle führt der afrikanische Jäger die weittragende Repetierbüchse, denn nicht immer ist es möglich, auf normale Schußweite anzukommen, und nur zu oft tritt der Fall ein, daß die Rollen wechseln und der Jäger in unvorhergesehener Weise angenommen, daß er der Angegriffene, mitunter auch Gejagte wird. Die Repetierbüchse speit die vernichtenden Teilmantelgeschosse unter das Rudel, so lange ein Haar sichtbar ist. Ein Griff — der neue Ladestreifen wird in das leere Magazin gedrückt, und abermals ist die Mordwaffe bereit, Tod und Verderben in die Ferne zu tragen. Die Gelegenheit, Wild zu strecken, muß gründlich wahrgenommen werden — wer weiß, ob sie sich so bald wieder, ja ob sie sich überhaupt noch einmal bietet! Ein gefährliches Fieber, ein Unfall, ein Sturz können die ganze kostspielige, lange vorbereitete Expedition jäh unterbrechen. Deshalb drauf! — Die Jäger eilen im Laufschritt hinter dem mehr neugierigen, als geängstigten Wilde her — einer sucht dem anderen zuvorzukommen — von sorgsamem Zielen, wie es der gerechte Gebrauch der Büchse fordert, kann keine Rede sein! Sie schießen, wie etwa der Soldat im Gefecht, in der Verfolgung des fliehenden Feindes begriffen. Die Schüsse hallen mit peitschenartigem, scharfen Krach durch den Wald; mit unheimlichem Heulen schwirren an den Stangen abprallende Geschosse durch die Luft. Hier bricht ein Stück Wild zusammen — dort sucht ein anderes, mit zerschmettertem Kreuz, vergeblich wieder hoch zu werden! Andere flüchten, krank geschossen, weithin durch die Buschsteppe, dem sicheren Tode entgegen!

Die heißen Büchsläufe in der Hand, mit vom Laufen in der Sonnenhitze geröteten Gesichtern treffen die Jäger wieder zusammen, und sind sie in deutscher waidmännischer Schule aufgewachsen — also keine englischen Wildvertilger! — so zieht ein Gefühl tiefer Scham durch ihre Brust! Kein Waidmannsheil — kein deutscher Jägergruß wird ausgetauscht! Fühlt doch jeder, daß die ehrwürdigen deutschen Jagdgebräuche, welche das deutsche Waidwerk zum ersten der Welt machen, nichts gemein haben mit dieser grauenhaften Wildschlächterei! Jeder scheut sich, mit einem Worte jener vom deutschen Jäger heilig gehaltenen Überlieferungen

zu gedenken, wie sie sich in der Waidmannssprache ausdrücken, und welchen gegenüber die soeben beendete Jagd als blutiger Hohn erscheint! Eine Entweihung des deutschen Waidwerkes müßte unter diesen Umständen jede Erinnerung an seine Eigenheiten und Äußerlichkeiten bedeuten.

Das Gefühl des Widerwillens wird keineswegs gemildert durch den Gedanken, daß nicht einmal ein Hund zur Stelle ist, um die mit der Schußwaffe begangenen Sünden gut zu machen. Wäre nur ein Teckel da, der ein krankes Stück stellen und durch Standlaut anzeigen könnte — wie ganz anders würde sich die Jagd gestalten, wenn der Jäger sich anzuschleichen und, durch den erlösenden Fangschuß, die Leiden des armen Wildes zu beenden vermöchte. Aber selbst wenn ein Hund zur Verfügung wäre, so würde die Herrlichkeit in der afrikanischen Wildnis nur von ganz kurzer Dauer sein. Denn der gefährlichste, weil kühnste und schlaueste Räuber der Wildnis, der Leopard, ist förmlich versessen auf Hunde und fängt jeden, ob groß oder klein, weg!

Nein — Wißmann hat vollkommen recht: in der afrikanischen Jagd ist keine Spur von Poesie zu finden! Und der Jäger drückt die Empfindungen am treffendsten aus, der, die Büchse über die Schulter werfend, dem Schlachtfeld den Rücken dreht mit den Worten: „Pfui Teufel über solche Schinderei!“

Endlich war das Wildbret unter die Träger verteilt, und welche Wirkung die Aussicht auf Nyama ausübte, konnten wir an dem Singen, Lachen und Scherzen der Schwarzen erkennen. „Fleisch“ betrachtet der Neger als Festtagsessen, und so genügsam er ist, wenn der ganze Speisezettel sich aus Mtama und Pfützenwasser zusammensetzt, so unersättlich schlingt er ungeheure Portionen Nyama hinab, sobald sich die nicht immer häufige Gelegenheit bietet.

Zahllose Wildfährten kreuzten unseren Weg, und bald erblickten wir die ersten Elefantenfährten, die allerdings alt waren und aus der letzten Regenzeit im Mai herrührten. Wer die Tritte des riesigen Wildes zum erstenmal sieht, staunt über ihre Stärke; wir trafen häufig auf Tritte, welche Gruben von 70—90 cm Durchmesser bildeten. Auch Nashornfährten wurden sichtbar, ebenfalls aus der Zeit stammend, wo der Regen die ganze Landschaft in einen Sumpf verwandelt hatte.

Die Nacht überraschte uns auf dem Weitermarsch, und der am Osthimmel stehende Mond übergoß die endlose Wildnis mit seinem Silberlicht. Gegen Norden wütet ein ungeheurer Steppenbrand, der sich viele Meilen weit auszudehnen scheint und den Himmel mit feuriger Glut überzieht. Es ist ein großartiges Schauspiel, das die ferne Feuerlinie bietet, wenn sie, von Zeit zu Zeit in üppigem Graswuchs neue Nahrung findend, die Lohe hoch gen Himmel schlagen läßt. Und ringsum breitet sich die schweigende Steppe aus, deren Grabesruhe seltsam absticht gegen das Wüten des feurigen Elementes, hinter uns die lange Kolonne der Träger — ein Bild, wie es nicht charakteristischer und packender in diesen Rahmen passen konnte. Es war in Wirklichkeit ein Stück Afrika, das wir da vor Augen hatten — nicht das Afrika, wie es der Küstenbewohner kennt, sondern des „dunklen Weltteils" mit seinem geheimen Zauber, der den nicht mehr losläßt, der erst einmal in seinen Bann geraten ist!

Als wir den Lagerplatz mitten in der Buschsteppe erreichten, fanden wir wieder die Karawane des Baumeisters vor, der sich nicht von uns trennen zu können schien. Diesmal machte Knochenhauer unserem treuen Begleiter ernsthafte Vorhaltungen und bedeutete ihm, daß dieses gemeinsame Marschieren so großer Karawanen auf die Dauer unmöglich sei. Überdies könne er sich doch, wenn er nach Ssongea wolle, nicht nach uns richten, die wir zur Jagd ausgezogen seien. Der Baumeister schob die ganze Schuld seines langsamen Vorwärtskommens auf seine indischen Handwerker, die ihn auf jede Weise chikanierten und nicht von der Stelle zu bringen seien. Ohne sie könne er unmöglich weiter reisen. Wir hatten die gelben Kerle, die sich, im Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit und stolz auf ihre britische Staatsangehörigkeit, mit großer Arroganz in den früheren Lagern bewegt hatten, ohnehin höllisch auf dem Strich und vereinbarten mit dem Baumeister, daß er, ohne sich weiter um seine Inder zu kümmern, am nächsten Vormittag weiter marschieren solle. Wir wollten dann dafür sorgen, daß die gelben Gentlemen schleunigst nachfolgen würden.

Am nächsten Morgen brachen wir noch in der Dämmerung zu unserem ersten Pirschritt auf, begleitet von unseren Boys und acht

Trägern, die der Führer unter den jagdgeübtesten Leuten ausgewählt hatte. Die unsere Gewehre tragenden Boys hatten dicht hinter den Maultieren zu folgen, die Träger sollten etwa zweihundert Schritt zurückbleiben, eine Bestimmung, an die sich die viele Ähnlichkeit mit schußhitzigen Vorstehhunden verratenden Schwarzen wenig kehrten.

Fertig zum Birschritt.

Der Bestand im Gebiete von Kirukura, unseren derzeitigen Jagdgründen, war ziemlich licht und von weiten, meterhohes, dürres Gras aufweisenden Savannen unterbrochen, so daß wir überall bequem reiten konnten. Hier ließ sich besonders augenfällig feststellen, wie vorzüglich die gelben Khaki-Anzüge zu der Farbe der Buschsteppe passen; ein Jäger, der im dürren Grase stand, war von seiner Umgebung sehr schwer zu unterscheiden.

Allerdings erwies es sich auch als notwendig, auf die feinen Sinne des Wildes Rücksicht zu nehmen; denn gleich unser erster Birschgang überzeugte uns davon, daß das im Kirukura ziemlich zahlreich vertretene Wild außerordentlich scheu und mißtrauisch war. Der Führer begründete diese Erscheinung durch die häufige Beunruhigung seitens der die Straße ziehenden, von Weißen geführten Karawanen. Jeder Europäer nützt die Gelegenheit, Wild zu erlegen, so gründlich wie möglich aus, d. h. er schießt, was ihm vor die Büchse kommt. In früheren Zeiten, wo noch starke Wildrudel sich überall fanden, die später durch die Rinderpest gelichtet wurden, kam es oft vor, daß die Expeditionsführer einen Zug Askari antreten und Schnellfeuer auf das in der Nähe des Weges sich zeigende Wild eröffnen ließen. Unter solchen Umständen war es natürlich mit dem Vertrautsein des Wildes und mit dieser Sorte „Jagd" bald vorbei.

In Gebieten, wo das Wild die Bekanntschaft der Schußwaffe noch nicht oder selten gemacht hat, ist dasselbe, gegenüber der geräuschvoll dahinziehenden Karawane oder dem ohne alle Vorsicht das Rudel angehenden Jäger, bis zu einem gewissen Grade zweifellos vertraut. Dieses Aushalten ist jedoch mehr auf Rechnung der Neugierde als des Mangels an Vorsicht oder Intelligenz zu setzen. Das Wild starrt die fremdartigen, nie zuvor gesehenen Erscheinungen an und verhofft innerhalb Büchsenschußweite, ebenso wie etwa unser Hochwild beim Anfahren des Birschwagens.

Ganz anders benimmt sich aber das afrikanische Wild, wenn der Jäger es mit dem Anbirschen, also dem Anschleichen, versucht; das Krachen eines dürren Astes oder ein verräterischer Luftzug genügt, um das Rudel zur Flucht über Hals und Kopf zu veranlassen. Diese Scheu ist jedenfalls auf die Furcht vor dem überall stark vertretenen Raubzeug zurückzuführen. Löwen und Leoparden beschleichen im hohen Gras unausgesetzt das äsende oder sich niedertuende Wild, und sobald dieses verdächtiges Geräusch vernimmt, ergreift es, durch hundertfache schlechte Erfahrungen gewitzigt, die Flucht.

Erfolgreiche Jagd ist also in Afrika nicht überall so einfach, wie der Unkundige gewöhnlich glaubt, wenn er in sensationslüsternen Berichten von ungezählten Wildmassen liest, unter welchen der Jäger einen Massenmord anrichtet. Ich möchte vielmehr meine Eindrücke

dahin zusammenfassen, daß die Birschjagd in der Wildnis viel schwieriger ist, wie in deutschen Revieren, und zwar deshalb, weil das Wild dort durch die gewandtesten und am besten ausgerüsteten aller Birschjäger, die starken Katzen, zur äußersten Anspannung aller Sinne genötigt, fortwährend auf dem „Qui vive?“, ja geradezu in einem Zustand der Nervosität sich befindet.

Das erste, was wir im Kirukura zu Gesicht bekamen, als wir, fortwährend ausspähend, durch den einem kahlen etwa 10—12 jährigen deutschen Laubholzschlag gleichenden Buschwald ritten, waren einige Zebra. Bevor wir abspringend die Büchsen zur Hand nehmen konnten, flüchtete das prächtig gezeichnete Wild und war bald unseren Blicken entschwunden. Später kam noch ein Rudel Gnu in Sicht, das wir aber erst erkannten, als die grauen Wildgestalten, wie Schatten, durch das Stangenholz glitten.

Die Jagd gestaltete sich etwas anders, als ich nach ihrer vielversprechenden Eröffnung auf die Hartebeeste erwartet hatte. Das Wild, welches wir hier antrafen, war weit scheuer wie unser heimisches Hochwild; es flüchtete, sobald es die kleinste Bewegung im Holze eräugte, und da wir beim Anreiten auf größere Entfernung seine Aufmerksamkeit erregen mußten, so konnten die Aussichten auf größere Jagderfolge in diesem Gebiete kaum als vielversprechend angesehen werden. —

Dagegen trafen wir zahlreiche Frankoline an, die uns vor der Nase aufschnurrten und mich, nach Stärke und Flug, ganz an das nordische Schneehuhn erinnerten. Auch insofern stimmt der Vergleich völlig, als wir die Frankoline, aus Furcht, das Haarwild zu vergrämen, unbeschossen ließen, gerade wie ich in Norwegen die Federwildjagd nur ausnahmsweise betrieb, um mir die Jagd auf Elche nicht zu verderben. Ich bin jedoch allmählich zu der Überzeugung gekommen, daß der Spatz in der Hand auch hier viel mehr wert ist, als die Taube auf dem Dach.

Als die Sonne ihre Strahlen fühlbar werden ließ, kehrten wir zum Lager zurück und konnten uns gerade noch von dem abmarschierenden Baumeister verabschieden — jedenfalls auf Nimmerwiedersehen. Die Inder hatten sich tatsächlich ihrer Karawane nicht

angeschlossen, sondern hockten unter ihren zum Schutz gegen die Sonne ausgespannten Tüchern, jedenfalls in der Erwartung, daß ihr Unternehmer nicht Ernst machen, sondern sich ihren Launen fügen werde. Allein der Baumeister wußte, daß der Rückmarsch nach der mehrere Tagereisen entfernten Küste nicht mehr so leicht zu befürchten sei, und setzte seinen Marsch unbeirrt fort.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, ergriffen wir unsere Kiboko und rückten gegen das feindliche Lager vor, in der Absicht, die gelben Burschen vorerst auf diplomatischem Wege zur Räumung der Position zu veranlassen. Sie warteten indessen unsere Annäherung gar nicht ab, sondern rafften eilig ihre Siebensachen zusammen, schulterten die Bündel und schlugen in beschleunigtem Tempo den Weg nach Ssongea ein, gefolgt von dem schallenden Gelächter unserer Träger. Der Ausgang der Affaire wirkte um so erheiternder, als die vornehmen Herren, welche bisher mit dem Spazierstöckchen in der Hand durch Afrika marschiert waren, gleich einem gemeinen Mpagazi die Last auf den höchsteigenen Schultern bis zum nächsten Lager am dreißig Kilometer entfernten Singa schleppen mußten. —

Unser erstes Lager inmitten der Buschsteppe von Kirukura brachte uns sehr bald einen Begriff bei von den Genüssen, die unserer fernerhin in der Wildnis warteten. So weit das Auge reicht, ist nirgends ein schattenspendender Baum zu sehen — alles winterlich kahl, weithin nichts als dürre, öde, graugelbe Steppe. Und auf diese schattenlose Einöde, wie sie sich schauerlicher keine Phantasie vorzustellen vermag, brennt die glühende afrikanische Sonne vom wolkenlosen Himmel herab! Wahrlich, es gehört eine gehörige Dosis Jagdpassion dazu, um hier nicht auszuspannen. Wenn in den Vormittagstunden der Südost-Passat wehte, so war die Temperatur einigermaßen erträglich; trat jedoch nachmittags Windstille ein, so brütete eine Hitze über dem freien Lagerplatz, die selbst unter dem doppelten Zeltdach an afrikanischer Ursprünglichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Das Thermometer zeigte, in der Mittagssonne frei aufgehängt, gewöhnlich 42—45° C., im Schatten 35° C. Sehnsüchtig dachten wir an die schattigen Mangobäume bei Kilwa, unter deren dichtem Schutzdach uns die Sonne so mild und erträglich, so ganz unafrikanisch vorgekommen war. —

Langsam und bleiern schleichen die Mittagsstunden vorüber, um so langsamer, als die Hitze eine Tätigkeit irgend welcher Art völlig ausschließt. An Jagdausübung ist natürlich, so lange wir nicht völlig eingewöhnt sind, nicht zu denken. Aber auch die geistige Tätigkeit ist nahezu auf Null herabgesetzt; man ist zu abgespannt

Lagerzelt in der Waldsteppe.

zum Lesen und noch weniger aufgelegt zum Schreiben. Unter diesem Himmel kann kein Denkapparat Außerordentliches hervorbringen, kein Dichter unsterbliche Reime schmieden, kein Musiker in die Tiefen der Tonwelt hinabsteigen; das menschliche Gehirn, in den gemäßigten Zonen zu Leistungen befähigt, welche die Überlegenheit und Weltherrschaft der weißen Rasse begründen, kann unter der Einwirkung

der Tropensonne nur den Grad tierischen Stumpfsinnes um weniges übersteigen. Den lebendigen Beweis lieferten unsere Schwarzen, welche, nackt in der Sonne ausgestreckt, den Mittagsschlaf hielten.

Über Mittag hatte ich die Unvorsichtigkeit begangen, mit aufgestülpten Hemdärmeln einige Minuten lang in der Sonne zu hantieren. Nach kurzer Zeit machten sich schon die Folgen des Sonnenstiches, durch Hautentzündung mit dunkler Rötung und heftigem Brennen, bemerkbar; die Rötung war nach drei Wochen noch sichtbar. Und da draußen schmorten die Schwarzen in derselben Sonne, mit nacktem Körper und bloßem Kopfe, unter augenscheinlichem Wohlbehagen! Ein Europäer, den man unter gleichen Umständen der Sonne aussetzen würde, wäre in der ersten halben Stunde dem Tode verfallen. — „Wenn Sie mit bloßem Kopfe zehnmal um jenen Baum herumlaufen," äußerte der Führer, „so haben Sie eine Gehirnhautentzündung weg und sind reif zum Transport ins Lazarett!"

Allerdings ist der Schwarze, nach Darwinschen Grundsätzen, dem Klima des Landes angepaßt, das ihn hervorgebracht hat. Seine sammetweiche Haut, die, mit Schweiß- und Talgdrüsen reich besetzt, stark ausdünstet, deshalb stets kühl ist, aber auch übel duftet, muß als für die Tropenhitze besonders eingerichtet, angesehen werden. Sie befähigt den Schwarzen aber nicht nur zur Ertragung hoher, sondern merkwürdigerweise auch sehr niedriger Wärmegrade; sie wirkt also mit einem Worte ausgleichend, was bei den großen Wärmeunterschieden im Innern von entscheidender Bedeutung ist. Denn das Klima war inzwischen noch kontinentaler geworden; der Tageshitze von 45° C. folgte nachts eine Abkühlung bis auf 10—12° C. Während wir uns nachts klappernd und schnatternd in unsere dicken Woylachs wickelten, lagen die Schwarzen draußen unter dem Sternhimmel nackt auf der blanken Erde! Ein Weißer, der etwas Derartiges riskierte, würde morgens todkrank sein; nicht die Abhärtung allein kommt hier in Betracht, sondern in erster Linie die den Verhältnissen des Landes angepaßte Beschaffenheit des Körpers.

So bildet z. B. auch die fingerdicke Schädeldecke des Negers den vortrefflichsten Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen seiner

Heimat; mit kahlgeschorenen Köpfen liefen unsere Träger tagelang in der größten Sonnenglut, die uns nicht einmal gestattete, auf eine halbe Minute den breitrandigen, doppelten Filzhut ungestraft abzunehmen. Auf einem solchen eisenharten Negerschädel kann man die solidesten Stöcke entzweihauen, ja Holz spalten, ohne den nicht sehr wertvollen Inhalt im geringsten zu schädigen. Und gerade der in dem dickwandigen, engen Afrikanerschädel horstende Stumpfsinn erscheint als eine der unbezahlbarsten Gottesgaben in jenem Affenlande; je weniger dort einer denkt und spintisiert, desto wohler wird er sich fühlen.

Was sollte auch ein Philosoph mit seinem die Welt und noch einiges mehr umfassenden Gedankenapparat in der afrikanischen Wildnis anfangen? Er könnte höchstens Betrachtungen darüber anstellen, in wieviel tausend Dingen der stumpfsinnige, bedürfnislose, unwissende Schwarze, dieses Bindeglied zwischen Affe und Mensch, hier dem civilisierten Weißen überlegen ist.

Während der größten Mittagshitze beschäftigten wir uns eifrig mit der Fabrikation von Sodawasser unter Benützung der englischen, unter dem Namen Sparklett bekannten Apparate. Das in seiner Farbe an Most oder auch an dünnen Milchkaffee erinnernde Wasser wollte allerdings selbst durch die innige Mischung mit Kohlensäure keinen civilisierteren Anstrich gewinnen, und der Schluß war immer, daß wir einer Flasche Sekt den silbernen Hals brachen, um „kalte Ente" zu brauen. Kalt war die derart gewonnene Brühe nicht, sondern warm, warm wie — nun, wie kuhwarme Milch; dagegen erinnerte die Farbe lebhaft an ein Gewässer, in welchem sich Enten getummelt hatten!

Unsere „kalte" Ente schlürfend, bemerkten wir eine aus etwa zwanzig Schwarzen bestehende Trägerkolonne, die aus Westen durch die vor Hitze zitternde Luft auf unser Lager losmarschiert kam. Der Mnyampara (Trägerführer) meldete sich vorschriftsmäßig bei uns und wies seinen vom deutschen Stationschef in Ssongea, einem Unteroffizier, ausgestellten Erlaubnisschein vor. Jede Karawane, die nicht von einem Weißen begleitet ist, hat nämlich die Verpflichtung, sich bei jedem ihr begegnenden Europäer auszuweisen, und jeder Weiße hat das Recht, eine ohne Erlaubnisschein

marschierende schwarze Expedition an der Weiterreise zu hindern. Die Leute brachten Rohgummi in Körben verpackt vom Nyassa her, hatten also eine Wegstrecke von beinahe 500 km hinter sich.

Ich sehe den Mnyampara heute noch an unserem Tische stehen — ein untersetzter, muskulöser Kerl mit einer richtigen Spitzbuben-physiognomie, in der Hand den hübsch verzierten Speer tragend. Knochenhauer betrachtete den schwarzen Burschen ebenfalls mit größtem Interesse; dann stand er rasch auf, trat dicht vor den Schwarzen hin und richtete in einem innerafrikanischen Idiom (er beherrschte alle zwischen dem Rufiji und Rowuma vorkommenden Mundarten) in scharfem Tone eine Frage an ihn. Ich bemerkte, daß der Schreck dem Kerl in die Glieder fuhr; bumms — hatte er eine Ohrfeige weg, die ihn samt seinem Speer ins Gras rollieren ließ. Jetzt griff unser wütend gewordener Führer zum Kiboko und gerbte mit Macht auf den vergebens ausweichenden Schwarzen los; der Kiboko pfiff in den höchsten Tonlagen, bis endlich der Arm schlaff wurde. Unterdessen standen die übrigen Träger zitternd beiseite, und das sie entlassende „Baß!“ (genug!) war kaum verklungen, als die ganze Bande samt ihrem Chef, dem der todbringende Speer in der Hitze des Gefechtes entfallen war, ausriß wie Schafleder. Kaum eine Minute verging, und die schwarze Heldenschar war in der Buschsteppe verschwunden.

Wir hatten verständnislos dem sich in wenigen Augenblicken abspielenden Theater zugeschaut und unwillkürlich nach den stets schußfertigen Pistolen ergriffen, da es uns unglaubhaft erschien, daß sich ein speerbewaffneter, kräftiger Mensch, angesichts seiner getreuen Schar, ohne alle Gegenwehr so kannibalisch durchwalken lassen sollte.

Etwas atemlos setzte sich der Führer nieder und erklärte: „Dieser Halunke ist mir vergangenes Jahr, an der Spitze von zwanzig Trägern, mitten im Busch durchgegangen, unter Mitnahme des Handgeldes, und hat mich mit sämtlichen Lasten sitzen lassen! Aber ich kriege die Ausreißer alle wieder, und dann wehe ihnen!“ Die letzte Drohung wiederholte er noch einmal in Kiswahili gegen unsere Träger gewendet, die dem interessanten, vielen unter ihnen jedenfalls wohlbekannten Schauspiel gleichmütig zugesehen hatten.

Elefantenjäger Knochenhauer und Rittmeister Vierordt.

Ausreißer werden von den Bezirksgerichten sehr strenge bestraft, erhalten fünfundzwanzig Kibokohiebe und kommen auf längere Zeit an die Kette; anders ist mit den Schwarzen auch nicht auszukommen, und wer es schon einmal erlebt hat, daß die Morgensonne das leere Lager mit den verlassenen Lasten mitten in der Wildnis bescheint, während die verräterischen Träger über Nacht im Busch verduftet sind, der gelangt zu der Überzeugung, daß die Furcht die „schwarzen Brüder" regieren muß!

Um die Asche der zahlreichen alten Lagerfeuer flatterten viele Schmetterlinge, einer Art, die hinsichtlich Größe etwa einem deutschen Kaisermantel oder Silberstrich gleichkommt, deren Flügel jedoch ein dunkles Aschgrau mit zahlreichen perlfarbigen Punkten zeigt. Da ich diesen Falter sonst nirgends wahrgenommen hatte, sammelte ich eine Anzahl. Im übrigen waren sonst nirgends Schmetterlinge oder überhaupt Insekten wahrnehmbar, was jedenfalls mit dem Einfluß der Trockenzeit zusammenhing. —

Speerbewaffneter Träger.

Am Nachmittag plagte uns der Teufel, die Wasserplätze zu besichtigen. Wir fanden in etwa zweihundert Schritt Entfernung einige etwa ein Meter im Durchmesser haltende Löcher, an deren Rand mehrere Träger hockten und — sich eifrig die Füße wuschen!! Brrrr — mir fiel sofort unsere „kalte Ente" ein, die wir heute Mittag geschlürft hatten! Na — das ging nun denn doch über das afrikanische Bohnenlied! Der Führer lachte auf unsere erregten

Vorstellungen und beruhigte uns mit der Versicherung, daß alles für unseren Gebrauch bestimmte Wasser vorher gekocht würde! Als ob dadurch den haarsträubenden Vorstellungen, die durch das Gesehene wachgerufen worden waren, irgend etwas an Brechreiz genommen werden könnte! Wir setzten durch, daß den Schwarzen der Zutritt zum Sprudel nur zwecks Wasserschöpfens gestattet wurde, und daß eine gründliche Ausschöpfung der Löcher stattfand. Wir waren offenbar noch nicht genügend afrikanisiert; denn ein alter „Afrikaner", der jahrelang im Buschwald gelebt hat, macht sich nichts mehr aus derlei „Lappalien".

Übrigens dürfte hier die Tatsache Erwähnung verdienen, daß ein vorzüglicher, teurer Filter mit Pumpvorrichtung, der sich unter unserer Ausrüstung befand, völlig versagte. Er konnte dieses sogenannte „Wasser" der afrikanischen Buschsteppe absolut nicht verdauen; seine Poren saßen sofort voll Schmutz und ließen keinen Tropfen mehr durchdringen.

Um ½4 Uhr bestiegen wir unsere Maultiere zur Abendbirsch, die uns in einen Teil des Jagdgebietes mit dichterem Bestand führte. Wir durchquerten ein tiefes, ausgetrocknetes Bachbett, das uns nötigte, abzusteigen, um die Tiere hinüberzuführen. Als wir drüben in lichterem, mit Gestrüpp durchwachsenen Holz weiter ritten, flitzte vor uns, sich nach Katzenart niederduckend, ein Leopard durch den Busch und entschwand links abbiegend unseren Blicken. Da wir vereinbart hatten, nur noch abwechselnd zu schießen, um die für den erfolgreichen Büchsenschuß nötige Ruhe zu sichern, ordnete der Führer an, daß Vierordt zu Fuß, mit Hilfe zweier erfahrener Schwarzen, die Fährte des Räubers ausfindig zu machen versuchen solle. —

Während dieser etwas lange währenden Jagd ritten der Führer und ich weiter, um, wenn möglich, vor Abend noch auf anderes Wild zu Schuß zu kommen. Zu unserer Überraschung fanden wir einen ziemlich großen Wassertümpel völlig im Busch versteckt und spürten hier, außer Warzenschweinen, sowohl Löwen als Leoparden ganz frisch. Einen Ansitz an diesem Wasserplatz erklärte Knochenhauer für völlig zwecklos, da viele Nächte vergehen könnten, bevor Wild erscheine. Nach seiner Versicherung beruhten alle die schönen Jagdgeschichten,

in welchen der erfolgreiche Ansitz am Wasserplatz in feurigen Farben geschildert wird, auf reinem Schwindel.

Im Weiterreiten trafen wir auf Löwenlosung, die mir durch ihr Volumen Achtung einflößte. Das Format, in dem der „König der Tiere" seine Visitenkarte abgab, war jedenfalls kein gewöhnliches. Die Fortsetzung des Birschrittes führte zu einer weiteren Überraschung — wir stießen auf ein gerissenes Hartebeest.

Den Schädel des Bockes mit einem guten Gehörn ließen wir abtrennen und ritten weiter, ohne jedoch noch Wild irgend welcher Art zu Gesicht zu bekommen. —

Der nächste Morgen fand uns in aller Herrgottsfrühe wieder im taugetränkten Wald, und heute schien die schwarze Diana besser gestimmt zu sein. An einer weiten, in den Buschwald eingesprengten Savanne entlang reitend, die mir gleich vielversprechend erschienen war, trafen wir auf ein Rudel Gnus, das aber leider im Stangenholz stand. Knochenhauer sprach das Wild als Streifengnu an. Gerade als wir fertig zum Schießen waren, wurde das Wild flüchtig, und die etwa auf 120 Schritt durch das Stangenholz abgegebenen Schüsse hatten nur den Erfolg, daß zwei Stück zeichneten und mit den übrigen abgingen. Wenigstens ein Kilometer weit folgten unsere Schwarzen, gleich Schweißhunden, den dünnen Schweißfährten, bis wir schließlich zu der Überzeugung gelangten, daß es sich um reine Wildbretschüsse handelte.

Unseren Rückweg kreuzte ein Warzenschwein, allem Anschein nach ein starker Keiler, die ja gewöhnlich als Einzelgänger aufzutreten pflegen. Er verhoffte etwa hundert Gänge vor uns, natürlich wieder im dichtesten Unterholz. Auf meinen Schuß ging er gesund flüchtig ab, während das Mantelgeschoß durch die Luft heulte. Es war auch zum Heulen, und ich schwor einen Eid, künftig nur mehr auf Wild zu schießen, das völlig frei stand. „Dann können Sie die Büchse ruhig zu Hause lassen," bemerkte der Führer, „denn dieser Fall kommt in der Buschsteppe kaum vor!"

Nach meiner Überzeugung ist die 8 mm-Büchse im Holze eine ganz unbrauchbare Waffe; das übermäßig lange Mantelgeschoß erfährt durch jeden bleistiftdicken Zweig, ja durch ganz dünnes Geäste eine derartige Ablenkung, daß von sicherem Schießen gar keine Rede

sein kann*). — Die größeren Büchsenkaliber sind in dieser Hinsicht weit zuverlässiger und verdienen deshalb den Vorzug; die 8 mm-Büchse vermag ihnen gegenüber lediglich in der Grassteppe oder im Hochgebirge, wo es sich in der Regel um Weitschüsse handelt, eine Überlegenheit zu entfalten.

„Sehen Sie mal hierher," rief uns der Führer, im lichten Holz stehen bleibend, zu; „da ist heute nacht ein ganzes Rudel Elefanten durchgewechselt!" Anfänglich vermochte ich im roten Lateritboden nur zu erkennen, daß irgend welches Wild hier vorüber gezogen sein mußte; erst bei genauerem Hinsehen waren die ungeheuren Tritte der Riesen, vom Umfang eines kleinen, runden Tisches, deutlich sichtbar. Nach Ansicht des erfahrenen Elefantenjägers war das Rudel im Gebiete des Rufiji verfolgt worden und wechselte nun nach dem Bwemkuru hinüber. Rege gemachte Elefanten legen oft ungeheure Wegstrecken von 150—200 km unaufhaltsam zurück.

Als wir, starkes Wild vor uns sehend, abermals abgestiegen waren und im Holz hinbirschten, erblickte ich plötzlich etwa 40 Gänge vor mir einen Ducker, der, vor einer kleinen Blöße stehend, ruhig äste. Ich hatte ihn schräg von hinten und setzte ihm das Bleispitzengeschoß derart hinter die Rippen, daß es den ganzen Wildkörper schräg durchschlagen mußte. Auf den Schuß machte das Stück eine gewaltige Flucht senkrecht in die Luft und brach dann, wie dies gewöhnlich bei Lungenschüssen der Fall zu sein pflegt, in rasender Flucht quer durch das hohe Gras der erwähnten Blöße. Gleich hinter dem Anschuß fand ich ganze Klumpen dunklen Schweißes, so daß ich den Schuß als Leberschuß ansprach. Auch in der Fortsetzung der Fährte fand sich reichlich dunkler Schweiß, und ich dachte nicht anders, als das Stück müsse in 50—60 Schritt Entfernung verendet liegen. Zu meinem größten Erstaunen zeigte lautes Geschrei der zurückgebliebenen Schwarzen den kranken Ducker in größerer Entfernung an, und als ich näher kam, sah ich ihn, bevor ich schießen konnte, im Unterholz verschwinden. Wir suchten mindestens eine

*) Ein ähnliches Mißgeschick begegnete mir in Rußland, wo ich einen anlaufenden kapitalen Elchschaufler auf dreißig Schritt mit dem ersten Schuß dadurch fehlte, daß das Mantelgeschoß einen bleistiftstarken Birkenzweig faßte.
D. V.

halbe Stunde lang alles gründlich ab, aber selbst die Falkenaugen der Schwarzen vermochten keine Fährte mehr zu halten.

Ich führe den Fall mit allen Einzelheiten an, weil er die unglaubliche Lebenszähigkeit alles afrikanischen Wildes zu veranschaulichen geeignet ist. Ein Rehbock wäre mit dem gleichen Schuß zweifellos im Feuer zusammengebrochen. Auch unser Rotwild ist bedeutend weicher, als die afrikanischen Antilopenarten.

Auf der Nachsuche kamen wir an eine ausgedehnte Savanne mit spärlichem Graswuchs und erblickten hier zu unserer Überraschung ein Rudel Hartebeeste dicht gedrängt beisammen stehen; es waren wohl 9—10 Stück, die da in ganz merkwürdiger Haltung, ohne jede Deckung und ohne zu äsen, vor uns standen und sich die warme Morgensonne auf die Decke scheinen ließen. Da sie von unserem nicht gerade geräuschlosen Ankommen gar keine Notiz nahmen, war ich beinahe geneigt zu glauben, daß das Rudel im Stehen schlafe. Die Entfernung schätzte ich auf etwa 150 Gänge und etwas voll Korn nehmend, machte ich auf das stärkste, etwas abseits stehende Stück den Finger krumm. Man kann sich mein Erstaunen nicht wohl vorstellen, als das Rudel auf den Schuß kein Haar bewegte! Jetzt war ich doch auf dem Punkte, meine Repetierbüchse für verhext anzusehen! In voller Ruhe war ich auf dem Blatt

Jagd Boy.

abgekommen, und drüben stand regungslos das beschossene Stück, als ob ich nicht mit $2^{3}/_{4}$ gr Blättchenpulver und Mantelgeschoß, sondern mit dem Blasrohr hinübergepustet hätte!

„Nach meiner Ansicht ist die Kugel zu hoch gegangen," flüsterte der Führer, „es sind höchstens hundert Gänge hin!" Ich nahm jetzt gestrichen Korn und erreichte mit dem zweiten Schuß wenigstens so viel, daß der Bock heftig die Luser schüttelte. Diese Art Brummfliegen mochte ihm doch etwas ungewohnt vorkommen. Herrgott M..........r! Ich nahm ganz perplex die Büchse herunter — und ein Blick auf das blödsinnige Quadrantenvisier der Mauserbüchse Modell 98 löste das Rätsel. Einer der schwarzen Lausejungen hatte den Schieber verrückt und auf 500 m eingestellt. Mit der starken Ladung schoß die Büchse so rasant, daß das 50 m-Visier bis auf 200 m völlig ausreichte. Ich hatte also alles Wild, einschließlich des Warzenschweines, an diesem Morgen überschossen.

Im nächsten Augenblick raste der Bock mit Blattschuß über die Savanne hin, und gleich darauf krachten auch die Büchsen meiner Gefährten. Das Rudel stob davon, ein angeschweißtes Stück mit sich führend, während ein schwer krankes Stück sich bald abtrennte und niedertat. Wir bestiegen schleunigst unsere Tiere und flogen in voller Karriere über die weite Grassteppe weg hinter dem angeschweißten Stück her. Hinter einer Terrainwelle verhoffte das Rudel, flüchtete aber so rasch, als wir auf der Höhe erschienen, daß die Hetze als aussichtslos erscheinen mußte. Offenbar war das Stück nur leicht angeschossen und für uns verloren.

Wir untersuchten jenseits der Savanne, wo das Rudel in voller Flucht lichtes Holz angenommen hatte, genau die Fährten auf Schweiß, ohne jedoch einen Tropfen finden zu können.

Während wir hier beisammen standen, um unsere Boys zu erwarten, machte uns der Führer auf eine in die Erde führende Röhre aufmerksam, deren Öffnung mit dürrem Laub verstopft war. Knochenhauer versicherte uns, daß wir vor dem Bau einer Riesenschlange, der Pythonschlange, stünden. Die unter dem Namen Assala (Python sebae) bekannte Schlange verbringe die Trockenzeit in einer 3 m tiefen Höhle. Da uns jedes Geräte fehlte, um den steinharten Boden aufzugraben und das Ungetüm, das 5—6 m

Länge erreichen soll, ans Tageslicht zu befördern, vermag ich nicht zu beurteilen, ob jene Angaben auf Wahrheit beruhen.

Nachdem unsere Boys eingetroffen waren, setzten wir den Birschritt fort, durchkletterten ein tiefes, mit Bambusrohr bewachsenes, ausgetrocknetes Bachbett und befanden uns jenseits auf einer unabsehbaren, mit niedrigem, dichten Busch bestandenen Steppe. Mit Überraschung mußten wir feststellen, daß die afrikanische Waldsteppe, trotz ihrer grauenhaften Eintönigkeit, dennoch eine gewisse Abwechslung der Landschaftsbilder erzeugt. Der Charakter der Wildnis wechselt unausgesetzt, und keine der weiten Landstrecken, die wir durchreiten, gleicht der anderen. Bald befinden wir uns in dichtem, mit Gestrüpp durchwachsenen Buschwald, bald in lichtem Stangenholz, und dann geht der an Hochwald erinnernde Bestand wieder in weite Savannen über. Nur ein Kennzeichen vereint alle die wechselvollen Formen der Landschaft — das Fehlen jedes Eingriffes, jeder Spur von Menschenhand! Es ist unberührte, jungfräuliche Wildnis, die sich da in erhabener Einsamkeit Hunderte von Meilen weit ausdehnt und das Jägerherz vor Entzücken rascher schlagen läßt! Wenn die Hand hier die treue Büchse fest umspannt, dann überkommt den Jäger das Gefühl einer schrankenlosen Freiheit, das Gefühl, Herrscher zu sein in einem Königreich, dessen Grenzen durch die persönliche Kraft und Ausdauer und dessen Gesetze durch den eigenen Jägergeist festgestellt werden! In diesem eigenartigen Gefühl ist der Reiz des Waidwerks in der Wildnis begründet, jenes Reizes, von dem der die Gefilde des Kulturlandes bejagende Jünger des heiligen Hubertus keine blasse Ahnung hat!

Wie die Schwarzen stets in gerader Linie, durch die pfadlose Wildnis, den Rückweg zum Lager zu finden wußten, ist mir heute noch ein Rätsel. In Ostafrika, wo die Sonne gegen Mittag beinahe im Zenit steht, ist die Bestimmung der Himmelsgegend nach diesem Merkmal nicht so einfach wie bei uns. Ich glaube auch nicht, daß die Leute sich nach der Sonne richteten; sie wußten einfach — dort ist das Lager, auch wenn wir, meilenweit entfernt, in wildfremden Gebieten uns befanden. Wer will ergründen, wie diese sich stets als zutreffend erweisenden Richtungsangaben zustande kommen? Wer will erklären, wie die Brieftaube im Luftmeer, das Wild im Urwalde

oder auf der endlosen Grassteppe stets ihre Heimat wieder finden? Ich glaube gar nicht, daß die den richtigen Weg weisenden Vorstellungen sich im Bewußtsein abspielen, so wenig als wir alle Dinge, die unser Auge erfaßt, bewußt sehen, alle Töne, die auf unser Gehör wirken, bewußt hören. Leute, die viel im Freien sind, haben beim Eindringen in das Innere eines Waldes, ohne irgend eine Himmelsrichtung zu kennen oder sich an Merkzeichen halten zu können, das Gefühl — dort ist die Richtung, in der wir gehen müssen! Mitunter wird sich dabei ein Irrtum ergeben; aber trotzdem — wie kommt dieses Gefühl, das den sein ganzes Leben im Freien verbringenden Wilden nie trügt, zustande?? Man wäre beinahe versucht, an einen, beim Kulturmenschen teils völlig verkümmerten, teils nur noch rudimentär vorhandenen sechsten Sinn, den Ortssinn, zu glauben, wenn man dieses einen Kompaß ersetzende, fabelhafte Orientierungsvermögen der Naturvölker in der Wildnis praktisch kennen gelernt hat. —

Auch heute wieder leiteten uns zwei unserer Schwarzen — die beiden von Dar-es-Salaam mitgebrachten, in der Stadt aufgewachsenen Küstenneger hatten keine Ahnung von Richtung! — direkt aufs Lager hin, und bald sahen wir die auf unserem Zelt aufgesteckte schwarzweißrote Flagge im Wind flattern.

Da wir auf dem Weg nach Barikiwa noch mehrmals Jagdaufenthalt zu machen beabsichtigten, hielt es unser Führer für geraten, die Hälfte der Träger mit ihren Lasten vorauszusenden und nur die notwendigsten, dem täglichen Gebrauch dienenden Gegenstände zurückzubehalten. Durch diese Maßregel erhielten wir mehr Raum im Lager und steigerten unsere Bewegungsfähigkeit.

Auf der Abendbirsch bekamen wir ein Rudel Pallahantilopen zu Gesicht, das zuerst flüchtig wurde, dann aber neugierig verhoffte. Ein guter Bock stand breit mit hocherhobenem Kopf auf einer Lücke und wurde von Vierordt durch Blattschuß gestreckt; er verendete unter Feuer. Hinzugehend, achteten wir gar nicht auf das Rudel, in der Voraussetzung, daß es geflüchtet sei; erst durch einen Zuruf des Führers aufmerksam gemacht, bemerkten wir mit Erstaunen, daß zwei Stücke in etwa hundert Schritt Entfernung von neuem verhofften. Ein rascher Schuß auf einen zweiten Bock klärte die

Verhoffende Pallah-Antilopen in der Savanne.

übrigen jetzt endlich über die Gefahr auf und ließ sie unaufhaltsam durch den Wald hinflüchten. —

Bald nachher stießen wir auf zwei Ducker und folgten ihnen durch ganz lichten, hochstämmigen Wald, ohne sie zu Schuß bekommen zu können. Ich habe nie eine ähnliche Meisterschaft im Drücken und Fortschleichen bei anderem Wild beobachtet, wie sie diese zierliche Antilope bekundet. Im Augenblick sieht man den Ducker mit gekrümmtem Rücken durch das lichte Unterholz schleichen; man eilt hinzu in der sicheren Erwartung, ihn weiter ziehen zu sehen — allein er ist auf rätselhafte Weise verschwunden und bleibt für das schärfste Auge unsichtbar. —

Übrigens ist das rasche Erkennen stillstehenden Wildes im afrikanischen Buschwald keine so einfache Sache, und selbst alte Jäger, welche im heimischen Revier geübte Augen besitzen, werden durch die vortreffliche Schutzfarbe des Wildes, die Unbekanntschaft mit seiner Gestalt, seinen Gewohnheiten und die Fremdartigkeit der Umgebung gründlich irre geführt. Hat man aber die verschiedenen Wildarten mehrmals angetroffen, so erlangt auch das Auge rasch seine gewöhnliche Leistungsfähigkeit wieder. —

Während wir mit schußfertigen Büchsen nach den verdufteten Duckern Ausschau hielten, veranlaßte uns ein Zuruf des Führers, unsere Blicke nach links zu richten. In etwa 150 Schritt Entfernung sahen wir ein starkes Rudel Wild über eine Blöße flüchten; in der Entfernung getäuscht, dachte ich zuerst an Zebras, bis ich, durch die absonderlichen Bewegungen aufmerksam werdend, eine Affengesellschaft erkannte. Hundsaffen, gelbe Paviane oder Babuine waren es, die vor uns Reißaus nahmen in einer Galoppbewegung, welche den zum erstenmal sie im Freien erblickenden Unkundigen sehr leicht zu Verwechslungen verleiten konnte. Mehr noch aber verführte die kapitale Stärke einzelner Männchen, die ich auf mehr als 1 m Rückenhöhe taxierte, im Verein mit einer überall in der afrikanischen Waldsteppe auftretenden Erscheinung, der unglaublichen Überschätzung der Entfernungen, zu groben Täuschungen. Die Erwartung, die Affen bald Halt machen zu sehen und dann einen sicheren Schuß anbringen zu können, veranlaßte uns, nicht zu schießen. Jedoch irrten wir uns hierin, denn die Gesellschaft, unter der sich ganz geringe Junge

befanden, verschwand im Buschwald, und als wir eiligst nachfolgten, vermochten wir nur noch einige starke Affen, die wohl zur Sicherung des Rückzuges den Nachtrab bildeten, im dichten Bestande undeutlich zu erkennen. Die Flucht auf dem Boden hin, statt des Versuches aufzubaumen, ist zweifellos auf die Intelligenz verratende, richtige Berechnung zurückzuführen, daß die Bäume keinen Schutz gegen mit Schußwaffen ausgerüstete Jäger zu bieten vermögen. Gegenüber allen anderen Verfolgern, insbesondere vor ihrem fürchterlichsten Feinde, dem gewandten Leoparden, baumen die Hundsaffen sofort auf und suchen sich durch Fortholzen zu retten. —

— Den größten Genuß gewährten stets die Abendstunden, wenn wir nach dem Essen, der zunehmenden Kühle wegen, statt des leichten Khaki einen wärmeren Lodenrock überziehend, mit qualmenden Pfeifen vor dem Zelt saßen. — Drüben weiden unsere Maultiere, sich mit den dürftigen, harten Gräsern begnügend, welche der dürre Steppenboden darbietet. Die unscheinbaren, grauen Tiere haben uns auf der ganzen Reise die wertvollsten Dienste geleistet, ohne daß ihnen je irgend welche besondere Pflege zu teil geworden wäre; ihre Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit wurde höchstens noch von ihrer bewundernswerten Kraft und unverwüstlichen Ausdauer übertroffen.

Abend vor dem Zelt in der Steppe.
(Links Elefantenjäger Knochenhauer.)

Der am Osthimmel auftauchende Vollmond überflutet mit geisterhaftem, unsicherem Lichte die sich ringsum in erhabener Ruhe ausbreitende Wildnis. Und der Führer berichtet über seine Streifzüge und Jagden in dem vor uns liegenden ungeheuren Gebiete zwischen den Stromläufen des Rufiji und des Rowuma, das heute noch größtenteils unbekannt ist und noch lange der Kultur verschlossen bleiben wird. Diese, durch schriftliche Aufzeichnungen vervollständigten packenden Schilderungen sind bestimmt, auf den nachfolgenden Blättern eine Reihe von Bildern aus den afrikanischen Jagdgründen zu bieten, wie sie kein anderes Land der Erde zu liefern vermag. —

Vor dem geistigen Auge steigen Afrikas unabsehbare Savannen und dürren Waldsteppen auf, deren Einförmigkeit in seltsamem Gegensatz steht zu dem Reichtum ihrer Fauna. Und mit geheimnisvollem Zauberband umschlingt der dunkle Weltteil den seinem Banne Verfallenen, um ihn festzuhalten mit dämonischer Gewalt, damit das mörderische Klima sein Mark vergifte, bis der sieche Leib eingebettet wird in den heißen Sand der unnahbaren Wildnis!

Ein in weiter Ferne wütender Steppenbrand färbt den Horizont mit dunkler Glut, und von der nächsten Savanne herüber tönt das Geheul einer Hyäne! Wir aber lauschen, während der hoch am Himmel stehende Mond Tageshelle über die schweigende Steppe verbreitet, den lebendigen Erzählungen eines der berühmtesten und erfolgreichsten afrikanischen Jäger. —

VII.

In den Savannen des Mandandu.

Der Weg nach Barikiwa kreuzt, etwa 30 km hinter dem Buschwald von Kirukura, einen Regenfluß, der den Namen Singa führt. Unter Regenfluß versteht man einen Wasserlauf, der nur periodisch, d. h. während der Regenzeiten Wasser führt, mit Beginn der Trockenzeit aber, bis auf eine Anzahl kleinerer und größerer Tümpel, welche die Tiefen des Flußbettes füllen, völlig versiegt. Solche Regenströme finden sich im Innern Ostafrika's massenhaft; denn die meisten der in den Karten so vielverheißend eingezeichneten Flüsse und Flüßchen existieren eigentlich nur in den Monaten November bis Mai und weisen vom Juni bis Oktober nichts als ein versandetes Flußbett auf. Wasserreich ist allein das dem Hochplateau vorgelagerte Gebiet der Gebirge; die Küste kann,

abgesehen von den Flußmündungen, nicht als wasserreich gelten. Völlig wasserarm erscheint dagegen, mit wenigen Ausnahmen, das Innere.

Das Gebiet des Singa ist für den Jäger deshalb von Interesse, weil der etwa 50 km lange, dem Mandandu sein Wasser zuführende Fluß, während der Regenzeit, die Ufer weithin überflutet und von ausgedehnten Savannen umgeben ist, deren üppiger Graswuchs das Wild anzieht. Der Buschwald wird lichter, je mehr wir uns dem Singa nähern, und bald übersieht das Auge weite Grassteppen, aus welchen sich isolierte Waldinseln, an unsere Feldgehölze erinnernd, erheben. Die besten Jagdgebiete finden sich natürlich weit ab von der Karawanenstraße, gegen den Mandandu hin, und in dieser Richtung bewegt sich, durch hohes Gras, unser Zug.

Das sandige Bett des Singa wird überschritten, und jenseits bietet sich dem Auge ein gänzlich verändertes Bild. Ein Grasbrand hat hier, in weiter Ausdehnung, das dürre Gestrüpp vor längerer Zeit in Asche gelegt, und durch die gewaltigen, allnächtlich niedergehenden Taumassen hervorgelockt, sprießt überall zartes, saftiges Grün hervor. Verschwunden ist die dürre, gelbgraue Steppe, und an ihrer Stelle breiten sich Matten aus, auf deren frischem Grün das Auge mit Entzücken haftet. Die eingesprengten Partieen des kahlen, dürren Buschwaldes passen nicht recht in dieses lebensvolle Keimen und Sprossen des afrikanischen Frühlings, und nur der Jäger weiß diese, die übersichtliche Steppe zu einem idealen Birschrevier gestaltende Deckung zu würdigen.

Während wir weiter marschieren, verschieben sich die Parzellen des Buschwaldes, gleich den Coulissen eines Theaters, und eröffnen immer wieder neue Landschaftsbilder. Und dort, in etwa vierhundert Schritt Entfernung, erkennen wir das erste Wild der Frühlingssteppe — ein Trupp Gnus ist es, der nahe am Waldrand steht und neugierig herüberäugt. Rasch bin ich aus dem Sattel und gebe, die Büchse ergreifend, der Karawane die Weisung, langsam weiterzuziehen, während ich einige nahestehende Büsche benütze, um hinter den langgestreckten Waldstreifen zu gelangen. So rasch als möglich eile ich, durch den Buschwald gedeckt, an demselben entlang in der Hoffnung, von seinem anderen Ende aus einen Schuß auf das der Karawane

nachäugende Wild anbringen zu können. Der Wind steht günstig, und die Deckung ist völlig genügend; es handelt sich nur darum, unterhalb des Waldendes auf richtige Schußweite anzukommen, und diese Berechnung scheint falsch gewesen zu sein, denn was anfänglich als Ende des Buschstreifens geschienen hatte, war lediglich eine Täuschung. Der Wald zog sich noch so weit hin, daß an die zuerst geplante Umgehung des Wildes nicht zu denken war. Es blieb nur die Aussicht, an geeigneter Stelle den Buschwald zu durchschleichen, was aber des dichten, Geräusch verursachenden Unterholzes wegen aussichtslos erschien. Die Birsch in der Wildnis ist eben ein ganz anderes Ding, wie im genau bekannten, von sauber gehaltenen Birschpfaden durchschnittenen, heimischen Revier. Im Weiterschleichen kam ich an ein seichtes, ausgetrocknetes Bachbett, das in vielfachen Krümmungen durch das Holz führte, und da mir die Stelle ungefähr mit der jenseits früher gesehenen Waldecke zu stimmen schien, birschte ich vorsichtig in das Holz hinein. Nach etwa dreihundert Gängen sah ich das Grün der Steppe schimmern und machte Halt, um mich nach den Gnus umzusehen, die ich immer noch auf ihrem alten Standorte vermutete.

Zu meiner Überraschung erkannte ich den Trupp endlich, gerade vor mir auf der Grassteppe, in etwa 200 Schritt Entfernung. Offenbar hatte mich das scheue Wild, trotz aller Vorsicht beim Anbirschen, vernommen und wahrscheinlich die Annäherung von Raubzeug befürchtet. Deutlich hoben sich vom lichtgrünen Hintergrund die dunkelgrauen Decken ab, und durch das Glas konnte ich einen starken Bock mit tiefschwarzem Kehlbart erkennen, der die Breitseite bot. Ich fuhr mit der 8 mm-Büchse hinter den Vorderläufen des ramsnasigen Burschen in die Höhe und ließ fliegen. Auf den Schuß stob die ganze Gesellschaft wie toll über die Grasfläche weg, so daß ich, da kein Zeichen wahrnehmbar gewesen, schon einen Fehlschuß befürchtete. Nach etwa 100 Gängen sah ich deutlich, wie das beschossene Stück mit dem Kopf tiefer ging, um endlich, mit dem Windfang am Boden hinstreifend, zusammenzubrechen. Die übrigen vier Stück taten mir leider nicht den Gefallen, auf mich los zu stürmen, wie man dies mitunter in Jagdschilderungen lesen kann; sie flüchteten unaufhaltsam weiter.

Der gestreckte Bock war ein Streifengnu mit gutem Gehörn; sein ehrwürdiges Alter veranlaßte uns, das Wildbret den leistungsfähigen Zähnen der Schwarzen zu überantworten, die ihre Beute alsbald mit freudestrahlenden Gesichtern in Empfang nahmen und „zerwirkten".

Unser Lager schlugen wir bei einem im Bett des Singa befindlichen Wassertümpel auf, mit der Absicht, in der Frühe des anderen Morgens weiter zu marschieren. Der Ritt durch die taufrische Grassteppe, während die junge Morgensonne über die jenseits des Mandandu sichtbaren Hügelketten lugt, bietet prächtige, das Jägerauge erfreuende Scenerien; man fühlt, beim Anblick der weiten, durch Buschwaldstreifen und Kandelaber-Euphorbien unterbrochenen Savannen, aus welchen Termitenhügel so echt afrikanisch hervorragen, geradezu die Nähe wildreicher Jagdgründe. Mit diesen abwechslungsreichen, weiten Ausblick gewährenden Gebieten kann sich die eintönige Waldsteppe in keiner Weise messen. Dort wird der Jäger das Wild erst gewahr, nachdem es ihn eräugt hat und flüchtig geworden ist; hier aber befindet er sich in den idealsten Birschrevieren der Welt, wo nicht nur Gelegenheit geboten ist, in den Morgen- und Abendstunden Wild zu Gesicht zu bekommen, sondern es auch schußmäßig anzubirschen. —

Unterwegs erkannten wir mehrere Rudel Gnus, Hartebeeste und einmal auch Rappenantilopen, jedoch stets so weit entfernt oder unter die Aussicht auf erfolgreiche Jagd ausschließenden Umständen, daß ein Aufenthalt nicht angebracht erschien, besonders da sich die Jagdverhältnisse mit der Entfernung vom Karawanenweg erfahrungsmäßig verbessern. Wir verfolgten den Lauf des versiegten Singa, der stellenweise von dichtem Busch umsäumt ist, abwärts; über Mittag wurde eine kurze Rast gehalten und am Abend der für einen Jagdaufenthalt von mehreren Tagen ausersehene Lagerplatz unweit des Flußbettes erreicht.

Die Zeit bis Sonnenuntergang benützten wir noch zu einem Begang der nächsten Umgebung, auf dem wir uns überzeugten, daß das Jagdgebiet alle wünschenswerten Vorzüge, ausgedehnte Savannen mit allerdings nicht zu üppigem Graswuchs, durchsetzt mit Buschwaldstreifen, Euphorbien, Akazien, Borassuspalmen, aufwies; die Haupt-

Streifengnus in der Savanne.

sache aber waren uns die zahlreichen Wildfährten, die an einzelnen Stellen mit lockerem Sandboden sichtbar wurden. Auch spürten wir unweit vom Wasserplatz einen starken Leoparden; wo in Afrika guter Wildstand vorhanden ist, da findet sich auch stets starkes Raubzeug — eines ist ohne das andere ganz undenkbar.

Am anderen Morgen unternahm ich einen Birschritt in nördlicher Richtung, dem Bett des Singa folgend, und durchquerte mehrere durch Buschwald getrennte Savannen, zu meiner Verwunderung, ohne auf Wild zu stoßen. Dagegen fanden wir in der Nähe eines stark mit Dornen verwachsenen, ausgedehnten Dickichts ein frisch gerissenes Hartebeest und konnten, nach allen Umständen und den im lockeren Sand sichtbaren Fährten, feststellen, daß der Riß von einem, vielleicht auch zwei Leoparden herrühre. Das waidmännische Repertoir bot also endlich einige Aussicht auf größere Abwechslung und Vielseitigkeit.

Der Ansitz pflegt in Ostafrika gewöhnlich von keinem besonderen Erfolg begleitet zu sein; am allerwenigsten aber der Anstand auf den Leoparden, diese prächtigste aller Katzen, deren Schlauheit und Vorsicht höchstens noch von ihrer Mordgier erreicht oder übertroffen werden kann. Der Leopard erinnert in mancher Hinsicht an den Fuchs, so besonders in der Meisterschaft, allen seinen kostbaren Balg bedrohenden Anschlägen sorgsam aus dem Wege zu gehen. Während z. B. der Ansitz auf Löwen recht häufig sehr gute Resultate liefert, dürften die in Afrika mittelst jener Jagdart gestreckten Leoparden zu zählen sein. Der Löwe ist zweifellos viel beschränkter und unvorsichtiger als sein geringerer Vetter; er besinnt sich keinen Augenblick, den dicht neben dem Schirm des Jägers befestigten lebenden Köder anzunehmen, und ich bin durchaus abgeneigt, zu glauben, daß er dies aus Mißachtung seines größten Feindes, des Menschen, also aus Mut und im Vertrauen auf seine Kraft tue. Vielmehr bin ich überzeugt, daß das Benehmen des königlichen Räubers in solchen Fällen, weniger seiner Kühnheit, als einer ganz unglaublichen Dummheit zugeschrieben werden muß. Er mißachtet seinen Feind, weil er ihn entweder gar nicht wahrnimmt oder aber zu beschränkt ist, um seine Überlegenheit und Gefährlichkeit zu erkennen. Ganz anders benimmt sich dem Jäger gegenüber der intelligente Leopard; er hat nur

zu rasch die Unmöglichkeit, dem bewaffneten Menschen Widerstand zu leisten, erkannt und weicht, wenigstens dem Weißen, scheu und vorsichtig aus.

So kann z. B. der unerfahrene Jäger lange auf seinem Hochsitz neben der angebundenen, kläglich schreienden Ziege die Mondnächte hindurch passen — er wird eher zehn Löwen, falls solche da sind, als einen Leoparden zu Gesicht bekommen. Der Leopard ist viel zu gerissen, um in eine so plump gestellte Falle zu gehen; sein Verstand sagt ihm, daß die schreiende Ziege nicht aus Unachtsamkeit, sondern in ihn gefährdender, böser Absicht so verlockend angepflöckt worden ist, und in dieser Erkenntnis bleibt er ihr fern. Vielleicht raubt er aber in der gleichen Nacht mit um so größerer Frechheit, sich völlig sicher fühlend, eine andere Ziege aus der wohlverwahrten boma (Hürde).

Also vom nächtlichen Ansitz auf Leoparden halte ich gar nichts, sondern betrachte, außer der seltenen Gelegenheit bei zufälligem Anlaufen einen Schuß anzubringen, den Fang in Eisen als die für so überschlaues Raubzeug geeignetste Jagdart. Unter Eisen, welche zum Leopardenfang dienen sollen, versteht man in der Regel gewaltige Fallen von 10 oder gar 16 kg Gewicht, an nicht minder schweren Ketten befestigt, von der Ansicht ausgehend, daß die Stärke des Eisens der Stärke des Raubzeuges entsprechen müsse. — Diese Meinung ist, was den Leoparden betrifft, entschieden irrig, denn um diesen geschmeidigen Räuber festzuhalten, genügt ein kleineres Tellereisen vollkommen. Sehr geeignet ist z. B. das Webersche Tellereisen Nr. 24 mit 26 cm Bügelbreite und nur 2½ kg Gewicht, jedoch muß die Kette unter allen Umständen mit Ankerhaken versehen sein, darf also niemals befestigt werden, da sich sonst der Leopard losreißt. Die kleinen Eisen haben nicht nur den Vorzug, sich leichter transportieren zu lassen, sondern gestatten auch, sie weit besser und unauffälliger zu verblenden, als die eisernen Ungetüme, für deren Lager tiefe Gruben ausgeworfen werden müssen. Derartige auffällige Zurüstungen, welche bedeutende Ortsveränderungen verursachen, genügen mitunter schon, um den mißtrauischen Leoparden zu vergrämen.

Zwei Schwarze wurden ins Lager gesandt, um zwei Tellereisen zu holen, mit der Weisung, einige hundert Schritt vom Riß entfernt

auf uns zu warten. Das Hartebeest war augenscheinlich in den späten Morgenstunden gerissen worden, denn es erwies sich als wenig angeschnitten. Die Räuber steckten zweifellos in der anstoßenden Dickung, und die Wahrscheinlichkeit, daß sie in der Nacht den Raub von neuem angehen würden, veranlaßte uns, es mit den Eisen zu versuchen.

Vorerst setzten wir unseren Birschritt fort und bekamen endlich ein starkes Rudel Hartebeeste in Sicht, das inmitten einer ausgedehnten Savanne stand. An Anbirschen war unter diesen Umständen nicht zu denken. Da aber für ein oder zwei Stücke sich im Lager gute Verwendung fand, versuchten wir, uns das Wild zudrücken zu lassen, und erteilten den Schwarzen die Weisung, ruhig weiter zu marschieren, um das Rudel in weitem Bogen zu umgehen.

Ich selbst suchte hinter einem kleinen Busch Deckung und konnte nun in aller Ruhe die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Die Hartebeeste äugten dem langsam vorüberziehenden Trupp der Schwarzen mit langen Hälsen nach. Schließlich zog das Rudel eine Strecke weit nebenher, wobei einzelne Stücke wunderliche Kapriolen aufführten. Nachdem die Schwarzen etwa 1 km weit über das Rudel hinaus gelangt waren, bogen sie, der erhaltenen Weisung gemäß, links ab und verteilten sich in Abständen von etwa 150 Schritt, um sodann langsam gegen das Wild vorzurücken. Die Hoffnung, daß die Kaama sich auf unsere Stände hindrücken lassen würden, erfüllte sich nicht, denn das Rudel wurde nach links hin, in der Richtung auf den etwa tausend Schritt entfernten Wald, flüchtig; ich glaubte schon, es in dieser Richtung verschwinden zu sehen, als es plötzlich, etwa zweihundert Schritt davon entfernt, wie auf Kommando stillstand und dorthin verhoffte, als ob daselbst eine neue Gefahr sichtbar werde. Dann aber drehte das Rudel und kam im Gänsemarsch in dem, dem Hartebeest eigentümlichen, scheinbar schwerfälligen, aber ungemein fördernden Galopp auf meinen Stand los. In etwa 120 Gängen Entfernung passierte das 15—18 Stück zählende Rudel vorbei, und jetzt erst konnte ich beobachten, daß mehrere Kälber sich darunter befanden. Als ich aufstand, verhoffte das Wild, und ich hatte Gelegenheit, eines der stärksten Stücke, das ich als Bock ansprach, aufs Korn zu nehmen. Viel Zeit war offenbar nicht zu verlieren,

denn die ganze Gesellschaft machte mir den Eindruck, als ob sie es ziemlich eilig habe. Auf den Schuß machte der getroffene Bock eine mächtige Flucht und brach zusammen. Das Rudel aber stob in wilder Flucht über die weite Savanne hin; die sofort nachgesandte zweite Kugel war jedenfalls fehl gegangen, denn ich konnte, mit dem Glase lange folgend, keinerlei Zeichen beobachten, welche auf Verwundung eines Stückes schließen ließ.

Das bereits verendete Stück war ein alter Bock mit teilweise haarlosem Rücken, der einen guten Blattschuß aufwies.

Der Rückmarsch führte uns an die Stelle, wo das gerissene Hartebeest lag und die mit zwei Eisen eingetroffenen Schwarzen warteten. Der Kadaver war glücklicherweise noch ziemlich frisch und verbreitete wenig Aaswitterung. Dies erschien beim beabsichtigten Fang deshalb wichtig, weil der Leopard erfahrungsmäßig nur in äußerster Not Luder angeht und sich dadurch sehr unterscheidet von seinem königlichen Vetter, dem Löwen, der eine sehr unkönigliche Vorliebe für Aas der verschiedensten Güte bekundet. Hierin läßt sich der Löwe sehr wohl mit dem Steinadler vergleichen, der ja ebenfalls Luder nicht verschmäht; dagegen zeigt der Leopard Seelenverwandtschaft mit dem Wanderfalken, unserem edelsten Raubvogel, der nur streichendes Federwild schlägt und Aas höchstens berührt, um dem Verhungern zu entgehen.

Der Leopard zieht lebende Beute jeder anderen vor und zwar hauptsächlich deshalb, weil 'seine Mordgier stets größer ist als sein Hunger. Man wird deshalb den Leoparden in der Regel weit eher beim lebenden Köder, noch besser auf dem Paß fangen, wie bei einem alten Riß. Gewährt ihm aber ein Jagdbezirk keinen reich gedeckten Tisch durch häufiges Vorkommen von Niederwild aller Art, so ist die Aussicht, ihn beim Riß in der nächsten Nacht abermals zu spüren, weit günstiger. Allerdings muß stets damit gerechnet werden, am anderen Morgen, statt der prächtig gezeichneten Katze, eine ekelhafte Hyäne, diesen ständigen Kostgänger am Luderplatze, im Eisen zu finden. —

Zunächst betteten wir mit Hilfe einer kleinen Schaufel ein Eisen zwischen den Hinter- und Vorderläufen, das andere in der Halsgegend, etwa 1 m vom Kadaver entfernt, ein. Nachdem die Eisen

Ein Rudel Hartebeeste in voller Flucht.

sorgfältig verblendet waren, sah der Platz wenig verändert aus, und es blieb zu hoffen, daß, sofern die Leoparden überhaupt noch einmal zu ihrem Riß zurückkehrten, sie sich fangen würden. Hierbei vertrauten wir der Regel, daß Raubzeug beinahe immer auf der Bauchseite ein gefälltes Stück Hochwild angeht, höchst selten aber von der Rückenseite her, wo es nicht an die Hauptleckerei, das Geräusch, zu gelangen vermag. —

Die Abendbirsch verlief ergebnislos, bis auf einige frische Büffelfährten, deren Antreffen uns mit großer Freude erfüllte; ist doch der schwarze Kafferbüffel, seit die Rinderpest unter den Wildbeständen Ostafrika's so furchtbar aufgeräumt hat, eine große Seltenheit geworden. Wo früher Rudel von Hunderten des wahrhaft ritterlichen Wildes die weiten ostafrikanischen Grassteppen belebten, da finden sich heute nur noch wenige Trupps, und der Jäger darf es als besonderes Waidmannsheil ansehen, wenn ihm einer der kapitalen Recken vor die Büchse kommt.

Am anderen Morgen brachen wir natürlich zeitig auf, um nach unseren Eisen zu sehen. Als wir uns erwartungsvoll dem Fangplatz näherten, konnten wir schon von ferne wahrnehmen, daß „etwas los" sein müsse. Der Platz war ringsum zerwühlt und zerstampft und beide Eisen verschwunden. Anfänglich glaubten wir an das unerhörte Waidmannsheil, zwei Stück Raubzeug aufs Eisen gebracht zu haben, bis wir, der im Boden sichtbaren Spur des Ankers folgend, am Rande des Gehölzes ein Eisen zugeschlagen, sonst aber in gutem Zustande, fanden. Zuerst konnte ich mir den Hergang nicht erklären, dann aber wurde mir klar, daß das im Eisen sitzende Raubzeug, dasselbe fortschleifend, die zweite Falle berührt und abgezogen haben mußte. Jedenfalls hatte das zuschlagende Eisen sich an einem glatten Eisenteil der anderen Falle festgeklammert, war bis zum Gehölze mitgeschleppt und hier abgestreift worden. Bald fanden auch die Falkenaugen der Schwarzen die Spur des Ausreißers im Sande. „Chui!" rief einer, auf den runden Tritt hinweisend, nach dessen Stärke wir einen mittleren Leoparden vor uns hatten.

Vor allen Dingen wurde einer der Schwarzen nach rechts, ein anderer nach links gesandt, mit dem Auftrag, das Gehölz zu um-

schlagen und abzuspüren, um festzustellen, ob der Leopard etwa hindurch gewechselt sei. Beide kehrten nach Verlauf einer halben Stunde zurück mit der Meldung, daß keine Spur zu finden wäre. Saß der Räuber überhaupt noch im Eisen, so mußte er in dem Buschwaldstreifen stecken, denn die Furche, welche der Ankerhaken im Boden bei einem etwaigen Auswechsel hinterlassen hätte, wäre den scharfen Augen der jagdgeübten Wangoni sicherlich nicht entgangen.

Jetzt galt es, der Spur des Flüchtlings mit aller Vorsicht langsam zu folgen; denn daß der durch seine Schmerzen zur Wut gereizte Leopard anzunehmen versuchen werde, konnte einem Zweifel nicht unterliegen. Wer die Gewandtheit und Schnelligkeit der gefleckten Katze aus eigener Anschauung kennt, weiß, was es heißt, in dichtem, beinahe undurchdringlichen Dorngestrüpp einen im Eisen sitzenden Leoparden auszumachen; ein Fuchs ist jedenfalls unter gleichen Umständen etwas einfacher aus dem Eisen zu lösen.

Vor allen Dingen nahm ich den Drilling zur Hand und versah die Schrotläufe mit Patronen Nr. 0000, jener Nummer, wovon 28 Körner auf eine Ladung Kal. 16 gehen. Daß der Büchslauf in dem Dickicht nicht unter allen Umständen zu gebrauchen war, besonders wenn der Leopard sich etwa im letzten Augenblick losreißen und flüchtig werden sollte, ließ sich voraus sehen. Darin besteht gerade das Ungemütliche derartiger Nachsuchen, daß der Jäger nicht zu beurteilen vermag, *wie* sich das Raubzeug gefangen hat; sitzt es nur mit einigen Zehen im Eisen, was bei Verwendung kleinerer Fallen leicht vorkommen kann, so ist es gar nicht ausgeschlossen, daß es sich bei Annäherung des Jägers in der Verzweiflung alle Kraft zusammennehmend, losreißt und entkommt.

Zwei Schwarze folgten Schritt für Schritt der Fährte, während ich mit dem schußfertigen Drilling im gleichen Tempo nachrückte. Deutlich war zu sehen, wo der Anker festgesessen hatte und von dem Leoparden losgerissen war; ebenso deutlich konnten wir beobachten, daß der schlaue Bursche, nachdem er sich überzeugt hatte, wie schwer er im Dickicht vorwärts kam, die lichtesten Stellen ausfindig zu machen und zu benützen wußte. So waren wir langsam mindestens zweihundert Schritt weit in den Buschwald eingedrungen, als plötzlich, in kurzer Entfernung vor uns, starkes Geprassel losging, ein Brechen,

als ob mehrere Stücke Wild flüchtig geworden wären. Da hierauf völlige Ruhe eintrat, war mein erster Gedanke: O weh! Der Kerl hat sich losgerissen und das Weite gesucht!

Etwas rascher als einem solchen Wild gegenüber angebracht war, eilten wir vorwärts; noch viel schneller aber prallten die beiden Schwarzen, nachdem sie kaum hundert Gänge zurückgelegt hatten, gegen mich unter dem Angstrufe „Chui!“ (Leopard), so daß ich, den Drilling im Anschlag, nicht anders erwartete, als der Leopard folge ihnen auf dem Fuße. Die beiden Angstmeier zeigten auf einen, etwa zwanzig Gänge entfernten Haufen Gestrüpp und wiederholten „Chui!“

Da ich sicher war, den etwa annehmenden Leoparden mit einem Postenschuß zu strecken, machte ich einige Schritte vorwärts, wurde aber durch hinter dem erwähnten Gestrüpphaufen hervortönendes, drohendes Knurren veranlaßt, stehen zu bleiben. Um die offenbar sicher vor Anker liegende Bestie erkennen zu können, bewegte ich mich einen Schritt zur Seite, worauf sofort wieder das an einen gereizten starken Hund erinnernde Knurren laut wurde.

Es ist sonderbar, wie die bunte Decke des Leoparden, der im Käfig durch seine grelle Zeichnung auffällt, mit den Farben des sonnenbestrahlten dürren Buschwaldes übereinstimmt; eine bessere Schutzfarbe läßt sich nicht denken, und ich hatte tatsächlich Mühe, die Bestie in dem Gewirr von Ästen und Ranken zu erkennen. Ihre grüngelben, funkelnden Seher, die mir in etwa fünfzehn Gänge Entfernung entgegenblitzten, verrieten mir zuerst, wo der unsichtbare Gegner zu suchen war, und jetzt erkannte ich rasch den niedergeduckten Kopf mit den eng angelegten Gehören. Augenscheinlich bereitete sich die gereizte Bestie vor, uns bei weiterem Vorrücken anzunehmen, was ihr nicht schwer fallen konnte, da ja die Kette nach der entgegengesetzten Richtung gezogen war und der Anker zwischen uns festlag.

Ein Büchsenschuß schien mir unter diesen Umständen doch angebrachter; nach einem Druck auf die Kugelstellung geht der weiße Silberpunkt des Kornes in die Höhe, und als der grünschillernde Seher aufsitzt, hallt dumpf der Schuß durch die Dickung. —

Ein furchtbares Schlagen zeigt an, daß die treue Büchse ihre Schuldigkeit getan hat und das zähe Katzenleben im Schwinden be-

griffen ist. Als alles still war, gingen wir hinzu; da lag die prächtig gezeichnete Katze lang ausgestreckt mit starren Sehern, und aus dem kleinen Einschuß im Schädel perlte dunkler Schweiß. Die linke Vorderbranke saß im Eisen, gut gefaßt von dessen spitzen Zähnen. Ein Tritt auf die Feder löste das Eisen, an dessen Kette ein Haufen Gestrüpp aufgetürmt war, den der Anker beim gewaltsamen Durchziehen gefaßt und mitgeschleift hatte.

Der Leopard — ein mittelstarkes Weibchen — war offenbar von den die Nacht über fortgesetzten Anstrengungen, sich möglichst weit vom Fangplatz zu entfernen, äußerst erschöpft, sonst hätte die Jagd kaum einen solchen glatten Verlauf genommen. —

In den nächsten Tagen unternahmen wir in zwei Abteilungen weitere Birschritte gegen Norden, nach dem Mandandu zu, in der Hoffnung, auf die wiederholt frisch gefährteten Büffel zu treffen. Einige Hartebeeste und Gnus waren jedoch die alleinigen Ergebnisse dieser Jagdzüge. — Einer dieser Ausflüge ist mir deshalb in der Erinnerung geblieben, weil wir auf der frischen Büffelfährte, auf der wir bis zum Abend nachgehangen hatten, fern vom Lager übernachteten. Die schwarzen Leithunde versicherten, daß wir die Büffel am nächsten Morgen antreffen würden, und daß eine Rückkehr in das ohnehin 3—4 Wegstunden entfernte Lager uns die ganze Jagd verderben müsse. Da für derartige Fälle stets ein Schlafsack mitgeführt wurde, so war der Entschluß, unter freiem Himmel zu biwakieren, rasch gefaßt.

Wir befanden uns in Savannen mit meterhohem, dürrem Gras, welches noch kein Feuer erreicht hatte; die Schwarzen trugen rasch einen ansehnlichen Haufen Gras zusammen, der ein prächtiges, weiches Nachtlager bot. Es war Sorge getragen, daß diese Heuernte auf einem bestimmten Raum stattfand, der auf diese Weise kahl wurde und als Feuerplatz dienen konnte. Jedenfalls mußte die Entzündung eines Savannenbrandes ängstlich vermieden werden, wenn in den nächsten Tagen von Jagd die Rede sein sollte; bei dem herrschenden Südostwind hätten wir uns durch einen Grasbrand alles in der Ecke zwischen dem Singa und Mandandu stehende Wild verjagt. So vorteilhaft die Savannenbrände die Jagd- und Wildverhältnisse nach Umlauf von zwei bis drei Wochen beeinflussen,

wenn überall frisches Grün aus der schwarzen Aschendecke hervorsproßt, und so gern sich besonders die Antilopenarten nach in den Farben des Frühlings prangenden Niederungen hinziehen, um so ungünstiger sind die Jagdaussichten unmittelbar nach einem ausgedehnten Brande. Das Wild liebt es allerdings, die Asche zu lecken; im allgemeinen aber läßt sich feststellen, daß ein großer Steppenbrand bedeutenden Wechsel des Standortes im Gefolge hat. Handelt es sich, wie in unserem Falle, um das Ausmachen eines bestimmten Rudels — hier von Büffeln —, so muß selbstverständlich die geringste Störung vermieden werden. —

Wir hatten also sorgfältig darauf zu achten, daß das Feuer, welches die Schwarzen mit aus dem nahen Buschwald geholtem, dürren Holz auf dem vom Gras gesäuberten freien Platze entfachten, nicht weiter fraß. Mit einem Feuerbrande wurde in weiter Runde das noch stehen gebliebene Gras abgesengt, um jede Verbindung mit dem Bestand der Savanne abzuschneiden.

Als hierauf die Schwarzen sich um das lodernde Feuer sammelten, um die mitgebrachten Stücke eines am Nachmittag geschossenen Hartebeestes zu rösten, während ich abseits, über dem Wind, auf meinem Graslager throute und das abenteuerliche Bild inmitten der unendlichen Wildnis betrachtete, mußte ich mir gestehen, daß eigentlich jetzt die ganze Ausstattung zu einem Lagerbilde, wie es sich die jugendliche Phantasie so gerne ausmalt, beisammen war. Es fehlte kaum ein Dekorationsstück, wenn man von dem obligaten Löwengebrüll absehen will, ohne welches ein sensationslüsterner Schilderer echter afrikanischer Jagdgeschichten es nun einmal nicht tut. Leider hatten wir bisher am Singa keine Löwen gespürt, so daß dieses Musikstück im Programm gestrichen werden muß. —

Die afrikanischen Lagerbilder haben mit vielen anderen dem nüchternen Leben entnommenen Bildern das gemein, daß sie schöner auf dem Papier zu sehen, als in der Wirklichkeit zu erleben sind. Wer im gemütlichen Deutschland, die Cigarre schmauchend, beim Bierkrug sitzt und, behaglich in den Lehnstuhl versenkt, Jagdschilderungen aus der afrikanischen Wildnis verschlingt, während er ein übers andere Mal ausruft: „Donnerwetter — wer doch dabei sein könnte!“ — der hat sicherlich keine Ahnung von der afrikanischen

Wirklichkeit! „Alle Dinge sind schön zu sehen, aber schrecklich zu sein!" hat ein weltschmerzerfüllter Philosoph ausgerufen. Wenn der gute Mann auf unserem Grashaufen in der weltfernen Savanne am Mandandu gesessen hätte, wäre ihm die Wahrheit seines Weisheitssatzes erst völlig klar geworden!

Sieht der geehrte Leser, auf einem afrikanischen Jagdbilde im feuerbestrahlten Nachtlager, einen auf dem bereits beschriebenen Heuhaufen hockenden Jäger die dickbauchige, lederbezogene, drei Liter

Strecke am Singa.

fassende Feldflasche zur Hand nehmen, so schnalzt er möglicherweise mit der Zunge und denkt: „Ah — wie mag der Trunk in dieser romantischen Umgebung munden! Wie poetisch — so allein, mitten in der Wildnis einen, dem Aussehen der soliden Flasche nach, jedenfalls edlen Tropfen schlürfen zu können!"

Leider muß ich bekennen, daß ich besagte kapitale Feldflasche mit etwas weniger poetischen Gefühlen zur Hand nahm. Sie enthielt nämlich keinen Nektar, sondern trübes Pfützenwasser aus den Überresten von Singas ohnehin nicht sehr klaren Regenfluten. Der

Boy hat sie früh morgens gefüllt mit „maji ya kuchenka“ (gekochtem Wasser), wie er unter Eid versichert. Wer will untersuchen, ob der schwarze Schlingel sich die Mühe genommen, in Übereinstimmung mit Dr. Kohlstocks vortrefflichen Lehren für tropische Malariagegenden, das Wasser zu kochen und die tückischen, mordgierigen Bacillen nach wissenschaftlichen Grundsätzen kampfunfähig zu machen? Oder ob er den afrikanischen Sprudel nicht ungesotten, mit einer Billion munterer, lebensfroher Malaria-, Typhus- oder Dysenteriekeime in die ungeheure Buddel gegossen hat, mit dem leichtsinnigen Gedanken: es wird den teuren Bwana nicht gleich umbringen — wir saufen die Brühe ja auch ungekocht! —

Mißtrauisch betrachte ich die im Becher nicht sehr verlockend aussehende, gelbliche Flüssigkeit, und unwillkürlich fallen mir unsere Waidgesellen in den deutschen Jagdgründen ein, von denen so mancher sich „Jagd“ ohne die konsistenten und flüssigen Bestandteile eines viersitzigen Diners nicht vorstellen kann. Was für Gesichter würden die Herren schneiden, wenn ich ihnen einen Becher dieses afrikanischen Gesundbrunnens kredenzte!

Doch — ich konnte mich selbst nicht entschließen, die Brühe unverfälscht zu schlucken! Ein tüchtiger Schuß Cognac mußte zu ihrer Aufheiterung beitragen, und übrigens ist ja Alkohol ebenfalls ein Element, mit welchem die Bacillen auf dem Kriegsfuß stehen. Schade, daß kein Temperenzler zugegen war — hier hätte seine Alkoholfeindschaft die schönste Gelegenheit zur Feuerprobe gefunden. Seid ihr, Waidgesellen, schon einmal nach einem recht heißen, trockenen Hühnerjagdtag abends in der Schenke eingekehrt, wo der Wirt gerade ein „Frisches“, vom Eis weg, angezapft hat? Dann stellt euch, mit dem schäumenden Krug am durstigen Munde, in dem man am liebsten gleich untertauchen möchte, die Gefühle eines afrikanischen Jägers vor, der, mit dem gleichen Durst ausgerüstet, die bereits innen und außen geschilderte Feldflasche in der Hand, einsam auf seinem Heuhaufen sitzt! Jeder wird dann die Wahrheit des Satzes: „Alle Dinge sind schön zu sehen, aber schrecklich zu sein!“ voll zu begreifen vermögen. —

Das Abendessen besteht aus einem Stück „hausbackenen“ Brot und Käse; das am Feuer, ohne jede weitere Zutat, geröstete Wildbret

ist nichts für europäische Magen, ganz abgesehen davon, daß die Art und Weise, wie die Schwarzen mit ihren raubtierartigen Gebissen die Stücke zerreißen, allein genügt, den Appetit zu verderben. Es gibt wohl kaum eine Jagdschilderung aus afrikanischen oder amerikanischen Wildnissen, in welcher der Jäger fehlt, der sich sein „selbstgeschossenes, saftiges Wildsteak" am lodernden Feuer bratet. Wie idyllisch sich das liest, und wie lederstrumpfartig, so ganz im Stile Fenimore Coopers, der Jäger vor den Augen des für „Natur-

Lager der Träger in der Steppe.

leben" begeisterten Lesers dasteht! Wer doch auch einmal „dabei sein" könnte!

In der Wirklichkeit sieht der „saftige" Wildbraten, ohne Salz, Pfeffer, Butter, Fett u. s. w., ohne Pfanne oder sonstiges Kochgeschirr am offenen Feuer geröstet, ganz anders aus und ist nicht zu verwechseln mit dem echten englischen grill, dem, ohne jede Zutat, auf dem Rost kunstvoll gebratenen Lendenstück. In der Regel stellt das am Feuer gebratene Wildsteak eine schwarze, außen verbrannte, entsetzlich nach Rauch schmeckende Masse dar, die im Innern das rohe Fleisch aufweist. Der Schwarze beißt natürlich gierig hinein und reißt die Keule oder den Bug mit beneidenswerten

Zähnen in Fetzen; der Weiße aber schüttelt sich bei dem Gedanken an rohes Wildbret, und mit Recht, denn halb durchgebratenes Wild ist nicht nur widerlich, sondern, mit Rücksicht auf die in Afrika häufigen, noch wenig bekannten Parasiten, mitunter geradezu gefährlich. Also um den zarten, köstlich mundenden Bug eines jungen Hartebeestes für Europäer genießbar zu machen, dazu gehört europäische Zubereitung und vor allem eine Bratpfanne.

Um die zwölf Stunden währende Tropennacht abzukürzen, saß ich lange, die Pfeife rauchend, diese Trösterin in allen Lebenslagen, auf dem Graslager. Über mir wölbte sich der Sternhimmel, und ringsum herrschte schwarze Finsternis, aus der das von den Trägern unterhaltene Feuer, die wilden Gestalten grell beleuchtend, gespenstisch emporlodert. Wer seinen Gedanken ungestört nachhängen will, findet keine bessere Gelegenheit, als inmitten der von den Schatten der Nacht umfangenen Wildnis, deren erhabene Einsamkeit einen gewaltigen Eindruck macht.

Endlich dämmert der Morgen im Osten auf, und sobald die rasch zunehmende Tageshelle gestattet, weiter zu fährten, befinden wir uns auf dem Marsch. Die Schwarzen folgten mit ihren untrüglichen Augen den Fährten der weitergezogenen Büffel gleich Leithunden, jedoch leider ohne den gewünschten Erfolg, denn wir mußten nach etwa zwei Stunden die Jagd abbrechen, um uns nicht zu weit vom Lager zu entfernen. Den Rückweg nahmen wir mehr in westlicher Richtung und entdeckten dabei eine parkähnliche Landschaft, aus deren meterhohem Gras mächtige Kandelaber-Euphorbien emporragten; vereinzelte kleine Buschwälder erhöhten noch den landschaftlichen Reiz und ließen beinahe vergessen, daß wir uns in den Grassteppen Afrika's befanden.

Am Rande eines Gehölzes entlang reitend, glitt ich langsam aus dem Sattel, als wir, vor einer Waldecke angelangt, einen mächtigen dunklen Körper sich über dem gelben Gras erheben sahen. Da das Stück Wild halb durch Gesträuch verdeckt war, dachte ich anfänglich an Büffel; die schußfertige Büchse in der Hand, schlich ich behutsam an das Ende des Gehölzes und erkannte eine kapitale Rappenantilope, die, in etwa hundert Gängen Entfernung, hoch aufgerichtet verhoffte.

Es war ein starker Bock, dessen glänzend schwarze Decke sich von der lichten Savanne abhob; das kapitale Gehörn reichte in hohem Bogen bis über die Mitte des Rückens, und ich entsinne mich nicht, ein prächtigeres Wild je vor der Büchse gehabt zu haben als diese, den stärksten Rothirsch weit überragende Antilope. Das mächtige Blatt bot einen leichten Schuß; der Bock quittierte die Kugel, indem er in mächtigen Fluchten etwa fünfzig Gänge weit fortraste, hierauf mit gesenktem Kopfe stehen blieb und sich langsam niedertat.

Als ich mich dem Schwerkranken näherte, versuchte er mich schnaubend anzunehmen, indem er, mit dem letzten Rest der schwindenden Kräfte und rollenden Lichtern, das nadelspitze Gehörn seitwärts gegen mich richtete. Ein Halsschuß endete seine Leiden; noch ein Schnellen der kräftigen Läufe, und die ostafrikanischen Steppen waren um eine ihrer Zierden ärmer geworden.

Die Rappenantilope hat, nach meiner Meinung, im Gebäude manche Ähnlichkeit mit dem europäischen Elch, dem sie, in Bezug auf Stärke, so sehr bedeutend nicht nachsteht. Der gestreckte Bock maß mindestens 1½ m Schulterhöhe, welches Maß ein Elch auf der Gablerstufe kaum übersteigt.

Da es mir nicht wohl denkbar erschien, daß der Bock völlig allein stehen sollte, birschte ich vorsichtig weiter und durchquerte, von meinem Boy gefolgt, gegen den Wind einige Grasflächen. Ein idealeres Birschrevier als diese, durch zahlreiche kleine Buschwäldchen, Euphorbien und Termitenhügel unterbrochenen Savannen, ließ sich kaum vorstellen; überall bietet sich dem anschleichenden Jäger Deckung, und daß Wild vorhanden sein mußte, bewiesen zahlreiche Fährten und die Losung.

Auf einer kleinen Grasfläche kam ich einen Sprung Riedböcke auf etwa siebzig Gänge an, der sorglos äste; das zierliche Wild hat viel Ähnlichkeit mit unserem Reh, wenn man von dem Wedel absieht. Mir war die Begegnung deshalb angenehm, weil der Riedbock in der Regel da steht, wo Wasser vorhanden ist, und somit die Möglichkeit, unser Lager in diese prächtigen Jagdgründe zu verlegen, nahe gerückt erschien.

Mit Rücksicht auf die erhoffte Gelegenheit, weiter auf Rappenantilopen zu Schuß zu kommen und noch einige der prächtigen

Verhoffende Rappenantilope.

Gehörne zu erbeuten, ließ ich die Riedböcke unbeschossen und birschte in anderer Richtung weiter. Diese Entsagung sollte sich bald lohnen, denn ich hatte noch keine dreihundert Schritt, an einem niedrigen, lichten Buschwaldstreifen hinschleichend, zurückgelegt, als das starke, steinbockartig geschwungene Gehörn einer Rappenantilope über dem Geäste emporragte. Der Bock, denn um einen solchen handelte es sich der Stärke des Gehörns nach offenbar, äste an einem Strauch, der ihn ganz verdeckte. Indem ich vorsichtig einige Schritte weiter schlich, sah ich ein zweites, geringeres Gehörn über die Büsche emporragen, jedenfalls einem Tier gehörend, das sich abseits niedergetan hatte. Ich befürchtete, das etwa achtzig Schritt entfernte Wild durch näheres Anbirschen rege zu machen, wobei es sofort hinter den Büschen Deckung finden mußte, und beschloß deshalb, ruhig abzuwarten, bis der Bock um den ihn deckenden Strauch herumtreten würde. Einstweilen sah ich nur zeitweise das kapitale Gehörn über der Deckung auftauchen und wieder verschwinden. Schließlich blieb es verschwunden, und ich konnte nur annehmen, daß der Bock sich entweder fortgeschlichen oder aber beim Tier niedergetan habe.

Jetzt blieb nichts anderes übrig, als leise, Zoll für Zoll, näher zu rücken und das weitere dem Zufall zu überlassen. Als ich etwa dreißig Gänge weiter geschlichen war, erschien das früher gesehene Gehörn über dem niedrigen Buschwald; mit der gestochenen Büchse in Anschlag gehend, ließ ich ein vernehmliches „hm, hm!" laut werden, und im nächsten Augenblick stand der Bock, hoch aufgerichtet, auf etwa vierzig Gänge vor mir — das prächtigste Bild, das ich auf der Jagd je vor Augen gehabt habe.

Zu trauen war dem schwarzen Burschen jedenfalls nicht, denn eine einzige Flucht konnte ihn hinter Deckung und damit in Sicherheit bringen. Ich hielt mitten auf den Stich und sah den Bock im Feuer zusammenbrechen. Jetzt aber wurde es lebendig im Busch; ein ganzes Rudel Rappenantilopen, das sich hier wohl niedergetan hatte, trollte an mir vorüber. Die tiefschwarzen Gestalten mit den kühn geschwungenen Gehörnen boten einen prächtigen Anblick, als sie sich so scharf von dem Graugelb des Gestrüppes abhoben. Wie ich vorausgesehen, verhoffte das 10—12 Stück zählende Rudel, sobald es die Savanne erreicht hatte. Ein tiefschwarzer Bock mit gutem

Gehörn stand auf etwa 120 Gänge breit vor mir, und ihn nahm ich zunächst aufs Korn. Auf den Schuß flüchtete er, sichtbar den rechten Vorderlauf schonend, quer über die Savanne nach dem nächsten Buschwald. Das Rudel aber stob in wilder Flucht davon und war nach wenigen Sekunden meinen Blicken entschwunden.

Den zuerst geschossenen Bock fand ich verendet und wartete in seiner Nähe, bis die Schwarzen eintrafen, welche mit dem „Zerwirken" nach bewährter Methode inzwischen fertig geworden waren. Das neue Waidmannsheil rief natürlich großen Jubel hervor, der sich in nicht endendem Gelächter kundgab; denn jetzt war Nyma auf mehrere Tage vorhanden. Es handelte sich nur darum, das Wildbret derart zu konservieren, daß es sich hielt; der Vorschlag, es in Streifen geschnitten zu rösten und aufzuhängen, hatte nur Wert, wenn wir unser Lager hierher verlegten, denn von einem Transport der Wildbretmassen, der etwa fünfzehn Trägerlasten erfordert hätte, konnte keine Rede sein. Das Lager durften wir aber nur hier aufschlagen, nachdem wir Wasser gefunden hatten.

Vor allen Dingen wurde der zweite gestreckte Bock weidgerecht aufgebrochen und Geräusch samt Aufbruch zur Seite gebracht, denn in Afrika geht der Verwesungsprozeß weit rascher von statten, als bei uns im heißesten Sommer. Während ein Teil der Schwarzen den Bock zerwirkte, wurden zwei ausgesandt, um Wasser auszukundschaften, und mit einem dritten, sowie einem Boy begab ich mich auf die Nachsuche nach dem krankgeschossenen Bock. Seither waren 1½ Stunden verstrichen, und so durfte wohl angenommen werden, daß das Stück mittlerweile schwer krank geworden sei und sich niedergetan habe. Nach Abkommen und Schußzeichen war ich geneigt, an einen Schuß durch den Brustkern, unter Verletzung des Armknochens, zu glauben.

Die bald gefundene Fährte zeigte reichlichen, dunklen Schweiß und führte in das erwähnte Gehölze. Mein schwarzer Schweißhund folgte, so rasch es das Gestrüpp gestattete. Plötzlich stoppte er und rief mir, auf die in etwa dreißig Schritt Entfernung aus dem niedrigen Busch emporragenden Gehörnstangen zeigend, „Palla!" zu. Der kranke Bock saß dort zweifellos im Wundbett; da mit

einer angeschossenen Pferdeantilope noch viel weniger zu spaßen ist, wie mit einem kranken Hirsch, so versuchte ich, seitwärts tretend, das Stück frei zu bekommen, um ihm im Wundbett den Fangschuß zu geben. Ich hatte noch keine zehn Schritt gemacht, als der Bock, im Nu hoch werdend, das Gehörn senkte und in schwankendem Schritt schnaubend auf mich los kam. „Palla!“ schrieen die beiden schwarzen Helden und nahmen samt meinem Drilling Reißaus. Ich setzte, da mir der Schwerkranke nicht mehr besonders gefährlich erschien, in voller Ruhe die Kugel auf den gesenkten, schwarz gemähnten Hals, so daß sie zwischen den Blättern durchschlagen mußte. Bevor der Repetiermechanismus die neue Patrone eingeschoben hatte, brach der Bock röchelnd zusammen. Das Repetieren geht übrigens stets wunderbar schnell, wenn der Jäger einem ihn annehmenden, wehrhaften Wild gegenübersteht.

Afrikanische Kochkünstler in der Waldsteppe.

Die ganze schwarze Mannschaft mußte antreten, um den 5—600 Pfund schweren Koloß auf die Savanne hinaus zu befördern, wo er sofort aufgebrochen, zerwirkt und das Wildbret in Streifen zerlegt wurde.

Mittlerweile kehrten die nach Wasser ausgesandten Schwarzen zurück mit der Meldung, daß sie westwärts ein ziemlich großes Wasserloch gefunden hätten; sie waren einfach den zahlreichen Wildfährten gefolgt, die nach dem Wasser führten. Außer Antilopen, hatten sie mehrere Leoparden gespürt, von deren Anwesenheit wir mit besonderem Vergnügen Kenntnis nahmen.

Der Verlegung des Lagers stand also nichts mehr im Wege, und wir zögerten nicht, sofort Anstalten dazu zu treffen. In Begleitung zweier Schwarzen und der Boys ritten wir südostwärts, während die übrigen Träger zurückblieben, um das Dörren des Wildbrets zu besorgen.

Am nächsten Morgen traf die Karawane in unseren neuen Jagdgründen ein und bezog Quartier in der Nähe des aufgefundenen Wasserplatzes. Ein Jagdlager ist in kürzester Zeit aufgeschlagen, und bis Mittag war alles im gewohnten Gange.

In der Nähe und am Rande des Wassertümpels spürten sich deutlich zwei Leoparden, ein starker und ein geringerer. Selbstverständlich richtete sich unser Interesse um so mehr auf die gewandten Räuber der Wildnis, als wir vorerst mit Wildbret reichlich versorgt waren und es jedem Jäger gegen das Gefühl geht, starkes Wild nutzlos abzuschießen. Überdies überwiegt die interessante Jagd auf starkes Raubzeug jedes andere Waidwerk an Reiz, und man verzichtet gerne auf Antilopen, wenn sich Aussicht bietet, eine der gefährlichen Katzen vor die Büchse zu bekommen.

So rasch ging dies aber in dem, in zahllosen Gehölzen und dicht mit Dornen und Schlingpflanzen verwachsenen Buschwaldparzellen dem Raubzeug Unterschlupf bietenden Gelände durchaus nicht. In dem harten, trockenen Boden war es unmöglich, eine Fährte zu verfolgen; nur in den feuchten Stellen, beim Wasserplatze, hatten sich die runden Katzenbranken abgedrückt. Gleich am anderen Morgen kam jedoch einer der Schwarzen gerannt und berichtete, er habe einen „Chui" über die nächstgelegene Savanne schleichen und mit einer weiten Flucht im Buschwald verschwinden sehen. Die bezeichnete Parzelle war nicht ausgedehnt, etwa 300 m lang und halb so breit, aber dicht verwachsen. Jedenfalls mußte der Versuch gemacht werden, den Leoparden durch Treiben aus seinem Versteck herauszubringen.

Sämtliche verfügbaren Träger, 35 an der Zahl, wurden, mit Stöcken ausgerüstet, im Bogen um das Gehölz gezogen, um dasselbe gegen die Spitze hin durchzuklopfen. Wir wählten Stände, welche gestatteten, beide Seiten der Parzelle zu übersehen, und auf ein Hornsignal begann der Trieb. Die Schwarzen vollführten einen Heidenlärm, jedenfalls mehr aus Furcht vor den Leoparden, als in der Absicht, dadurch den gefürchteten „Chui“ aufzustöbern. Allein, so scharf ich nach beiden Seiten hin Ausschau hielt und jede Bewegung im hohen Grase beobachtete — die Treiberwehr war schon bis auf fünfzig Gänge herangekommen, ohne daß ich ein Haar des Leoparden zu Gesicht bekommen hätte. Zwei Frankoline schnurrten empor, als einziges Ergebnis des langen Triebes.

Ich wollte gerade die Büchse sichern, als eine Bewegung im Gestrüpp, links von mir, mich zusammenfahren ließ. Ein Stück Wild schlich dort, kaum zwanzig Gänge entfernt, durch den Unterwuchs und schien vor dem lichten Grasbestand, der hier den Übergang in die Savanne bildete, sichernd stehen zu bleiben. Die gestochene Büchse am Kopfe, erwartete ich das Weiterziehen, und ich müßte lügen, wenn ich nicht gestehen wollte, daß das Herz etwas stärker als gewöhnlich klopfte. Es konnte ja nur der Leopard sein, der sich davonzuschleichen suchte.

Die Treiber rückten näher — abermals bewegte sich der Unterwuchs, diesmal dicht am Rande — da — tauchte der naive Kopf eines Duckers auf, wo ich im nächsten Augenblick den Leoparden ins hohe Gras hinüberflitzen zu sehen wähnte. Halb im Ärger schoß ich der zierlichen Schopfantilope die Kugel aufs Blatt, sobald sie die Dickung verlassen hatte.

Als die unerwünschte Beute vor mir lag, kam mir der Gedanke, ob es vielleicht gelingen könne, mit ihr den Leoparden anzukirren. Wenn der Leopard auch Aas verschmäht, so war doch anzunehmen, daß frisches Wildbret ihn so weit interessiere, um ihn aufs Eisen zu bringen.

Im Lager wurden zunächst die Buge des Duckers für die eigene Küche abgelöst, da wir uns doch nicht entschließen konnten, das köstliche Wildbret ganz „für die Katze“ zu opfern. Sodann brachten wir die Antilope an einen kleinen Buschwald, von welchem aus, den Fährten

nach zu schließen, die Leoparden ihren Paß nachts zu unserem Wasserplatz nahmen. Am Rande des Gehölzes wurde das Wild vor einer dichten Hecke niedergelegt, die Bauchseite der Savanne zugekehrt; die Bauchdecke schärfte ich mit dem Jagdmesser auf und legte Geräusch und Gescheide davor. Hierauf betteten wir zwei Tellereisen vor dem Köder, sorgfältig verblendet, ein. Da die Räuber ihren Paß augenscheinlich dicht dabei hatten, blieb zu hoffen, daß der verführerisch duftende Köder sie wenigstens neugierig machen und in die Nähe locken werde.

Am nächsten Morgen war ein Eisen fort; die Spur, welche es hinterlassen hatte, führte aber merkwürdigerweise nicht in die Dickung, sondern über die freie Savanne hin. Vielleicht hatte die schlaue Katze erkannt, daß das Unterholz es ihr unmöglich mache, sich mit ihrem Anhängsel vom Fangplatze zu entfernen. Wir folgten der Spur mehrere hundert Schritt weit, bis sie in lichten Buschwald führte. Als wir hier eindrangen, hörten wir den gefangenen Leoparden durch den Busch brechen, wobei die Kette sehr vernehmlich klirrte. Nach der Schnelligkeit zu schließen, mit welcher das Brechen im Buschwald sich entfernte, schien der Bursche außerordentlich beweglich zu sein. Die Nachsuche ergab, daß er das Holz wieder verlassen, über eine Savanne passiert und eine zweite Waldparzelle angenommen hatte. Hier jagten wir ihn in lichtem Stangenholz die eine Seite hinauf, die andere hinunter, ohne im hohen Gras ein Haar zu Gesicht zu bekommen. Die Sache kam mir jetzt geradezu rätselhaft vor, denn es schien mir unmöglich, daß der Gefangene einen derartigen Weg durch das Holz zurücklegen sollte, ohne mit dem Anker hängen zu bleiben.

So viel wurde klar, daß wir durch einfaches Nachfolgen nichts erreichten, sondern Gefahr liefen, den Leoparden schließlich ganz zu verlieren; es war aus einem vorerst unerklärlichen Grunde mit dem anhängenden kleinen Eisen so flüchtig, daß er nicht eingeholt werden konnte. Zunächst ließen wir durch Einkreisen der Waldparzelle feststellen, daß er noch darin steckte; da mittlerweile der größte Teil der schwarzen Mannschaft der Jagd neugierig gefolgt war, kamen wir auf den übrigens naheliegenden Gedanken, den Leoparden zu treiben. Während die Schwarzen das Gehölze in weitem Bogen

umstellten, nahm ich meinen Stand, mit dem Drilling in der Hand, am anderen Ende; der Boy stand mit der Repetierbüchse hinter mir.

Auf ein Hornsignal drangen die schwarzen Treiber mit lautem Geschrei in den Buschwald. Auf meiner Seite war das Holz licht, aber mit Gras bestanden, so daß ein Schuß auf weitere Entfernung ausgeschlossen erschien. Hinter meinem Stande wurde der Graswuchs dünner, und hier konnte ich hoffen, mit Erfolg die Büchse zu gebrauchen, wenn der Flüchtige die Savanne passierte.

Lautes Geschrei auf der rechten Seite des Triebes zeigte an, daß der Leopard dort durchzubrechen versucht hatte. Das Klopfen mit den Stöcken trieb ihn zurück, und bald darauf hörte ich ihn in der Richtung auf meinen Stand zu brechen; auch das Klirren der an das Eisen schlagenden Kette wurde vernehmlich. Dann war wieder alles still; nur die immer näher rückenden Schwarzen lärmten unaufhörlich — man konnte aus den von ihnen ausgestoßenen Lauten so recht hören, wie jeder der schwarzen Helden bereit war, im gegebenen Moment Fersengeld zu geben.

Bis auf etwa hundert Gänge war die Treiberlinie nahe gerückt, als plötzlich der gellende Ruf „Chui! Chui!“ ertönte und vor mir ein furchtbares Geprassel losging. Mit einer Flüchtigkeit, die ich nie für möglich gehalten hätte, brach der Leopard durch das Gras, um auf etwa dreißig Gänge quer an mir vorüber die freie Grasfläche zu gewinnen. Die Fahrt ging so unerwartet schnell, daß ich die gefleckte Decke nur wie einen Streifen im gelben Gras erkannte und keine Zeit fand, auf Kugel zu stellen. Der Schrotlauf krachte, und von dem groben Hagel getroffen, brach der Flüchtige mit betäubendem Gebrüll zusammen. Die wütenden Brankenhiebe, welche die sich am Boden wälzende Katze führte, bewiesen, welch gefährlicher Gegner sie, trotz des tödlichen Schusses, immer noch war. Eine Kugel endete das zähe Leben der Bestie.

Das Eisen hatte einen Vorderlauf dicht über der Branke gefaßt; die Besichtigung der Kette löste das Rätsel der überraschenden Flüchtigkeit des Gefangenen — der Anker war auf unerklärliche Weise abgeschnellt. Ich kann mir nicht anders denken, als daß ein Ring der Kette eine schadhafte Stelle hatte und bei den gewaltigen Fluchten der starken Katze brach. Die glatte Kette und das verhältnis-

mäßig leichte, nur fünf Pfund wiegende Eisen waren natürlich nicht imstande, die Beweglichkeit des Leoparden so zu beeinträchtigen, daß er gezwungen wurde sich zu stellen, wenngleich die Spur des Eisens im Boden den scharfen Augen der Schwarzen ermöglichte, die Fährte durch dick und dünn zu halten. So brauchbar die kleinen Eisen für den Fang starken Raubzeuges sich erweisen, so solid und fehlerfrei müssen Kette und Anker gearbeitet sein, wenn nicht Hetzjagden, wie die soeben beendete, oder gar das Entkommen des Räubers die Folge sein sollen.

Es ist immer ein eigenartiges Gefühl, mit welchem man vor einem starken Stück Raubzeug steht, das zur Strecke gebracht ist. Alles andere Wild bekommt der Jäger lebend eher zu Gesicht, als eine der prächtig gezeichneten, auf Sammetsohlen unhörbar schleichenden, ein Nachtleben führenden Katzen, die ihre Gegenwart nur durch die Fährte oder einen verlassenen Riß verraten. Liegt der Räuber verendet zu Füßen des glücklichen Schützen, so ist, neben dem Gefühl des Stolzes über den errungenen Sieg, der Eindruck vorhanden, der Natur ein sorgsam behütetes Geheimnis entrissen zu haben. Diese furchtbaren Fänge und nadelspitzen Waffen, welche ein grausames, weder Schonung noch Mitleid kennendes Prinzip geschaffen hat, schrecken keinen der harmlosen Steppenbewohner mehr; die grüngelben Seher leuchten nicht mehr vor Mordlust beim Eräugen der ahnungslosen Beute, und schlaff liegen die muskulösen, sonst den gewandten Körper mit ungeheurer Schnellkraft zum mörderischen Sprunge befähigenden Läufe im Sande! In der Tat — es ist ein Geheimnis, dieses in der geschmeidigen Katzengestalt verkörperte Prinzip der Vernichtung, ein Geheimnis, das die Natur im Schatten der Nacht und des undurchdringlichen Buschwaldes verbirgt und in der Regel nur dem dem Tode Verfallenen offenbart.

Der zweite geringere Leopard war von diesem Tage an nicht mehr an unserem Wasserplatz zu spüren. Da der Wildbretvorrat in kurzer Zeit zu Ende ging, so unternahmen wir wieder weitere Birschgänge und trafen bei diesen Streifereien auf einen neuen Wasserplatz, in dessen Umgebung sich zu unserer Freude Raubzeugfährten zeigten. Neben den Tritten der Hyäne spürte man die runde Katzenbranke des Leoparden. Der Umstand, daß der Wasserplatz vom

Lager weit entfernt lag und deshalb nicht von den Trägern aufgesucht wurde, bestimmte uns zu dem Versuche, hier einige Eisen zu legen. Während zwei Schwarze nach dem Lager gingen, um drei der kleinen Eisen zu holen, setzten wir den Birschritt fort, ohne jedoch Haarwild irgend welcher Art zu Gesicht zu bekommen. Dagegen schien hier Federwild reichlicher, als in den bisher bejagten Gebieten vertreten zu sein. Öfters ertönte das trompetenartige Rufen der Perlhühner und das „Owawit" der Frankoline.

Federwild konnte als willkommene Abwechslung in der Küche gelten, und wir beschlossen deshalb, eine kleine Buschwaldparzelle zu treiben, an deren Rand sich eine Menge Stellen fanden, wo die Hühner, ganz nach der Art unserer Feldhühner, gestaubt hatten. Die acht Träger umschlugen das ziemlich dicht verwachsene Gehölz, und wir stellten uns mit den, die Büchsen tragenden Boys an geeignet scheinenden Stellen vor. Die Schwarzen gingen klopfend und schreiend vorwärts, und ich richtete mein ganzes Augenmerk auf den Grasboden zu beiden Seiten meines Standes. Die Perlhühner haben nämlich die für passionierte Flugschützen höchst fatale Gewohnheit, nur ausnahmsweise aufzustehen und in der Regel laufend das Weite zu suchen. Dagegen baumen sie sofort auf, wenn ein Hund ihrem Geläufe folgt; leider fehlte uns aber der so wertvolle, vierläufige Jagdgefährte.

Ein einzelnes Perlhuhn erschien alsbald in geduckter Haltung und lief am Rande des Holzes hin, jedenfalls um wieder Schutz in der Deckung zu suchen. Bevor es zu verschwinden vermochte, warf es ein Schrotschuß in den Sand. Auf den Knall stoben dicht vor mir zwei Frankoline in die Höhe, von welchen ich eines herabholte. Kaum waren neue Patronen in den Drilling geschoben, als mit langausgereckten Kragen hintereinander fünf bis sechs Perlhühner am Waldrand entlang liefen. Meine beiden Schüsse streckten zwei Stück nieder, während ein drittes mit hängender Schwinge, offenbar geflügelt, laut schnarrend in die Savanne fortlief.

Ich war noch mit Laden beschäftigt, als mir der Boy, meinen Arm fassend, „Sungura!" zurief. Wahrhaftig, da flitzte ein Hase, ganz wie unser heimischer Lampe, durchs Gras, wo ein Schnappschuß ihn rollieren ließ. Es war der sogenannte „ockerfüßige" ost-

afrikanische Hase, geringer als unser Feldhase und ausgezeichnet durch einen außerordentlich zarten Balg, dessen Beschaffenheit es schwierig macht, den Hasen zu streifen.

Das war einmal Treibjagd nach deutschem Muster, wenn auch die Schwarzen nicht sonderlich befriedigt von ihrem Ergebnis sein mochten. Nyama, im Gewicht von 5—600 Pfund, wäre ihnen lieber gewesen!

Am Wasserplatz, wo die beiden Schwarzen längst warteten, wurden die drei Eisen gelegt und dann der Rückmarsch nach dem Lager angetreten.

Als ich an diesem Abend, mit der Vertilgung eines delikaten jungen Perlhuhnes beschäftigt, vor dem Zelt saß, fuhr ich plötzlich vom Stuhl in die Höhe. Tiefe, grollende Laute tönten aus der Ferne, von Westen her, über die von schwarzer Nacht bedeckte Wildnis. Angestrengt lauschte ich in die Finsternis; auch die Schwarzen hatten sich von ihren Plätzen am Feuer erhoben und standen schweigend in Gruppen beisammen, um keinen der Töne zu verlieren. „Simba, Bwana!" (Löwen, Herr) rief endlich einer herüber.

Es konnte kein Zweifel bestehen: was wir hörten, war das Brüllen von zwei, vielleicht auch drei Löwen, und zwar schienen, wie auch die Träger meinten, welche den heutigen Jagdzug mitgemacht hatten, die Laute aus der Gegend zu kommen, wo wir Perlhühner gejagt hatten.

Wer zum erstenmal in der Wildnis Löwen brüllen hört, wird von diesen Lauten ganz anders gepackt, als wenn er im zoologischen Garten in einer lauen Sommernacht, auf der Terrasse beim Bier sitzt. Die erhabene Stille der nächtlichen Steppe und der ganze Rahmen der Umgebung steigern den Eindruck zu einem gewaltigen. Dumpf grollend, wie ferner Donner, dröhnen die „U—u—u—u—oh!" klingenden Laute durch die rabenschwarze Nacht; ein hustenartiges „Ha—Ha—Ha!" schließt sich an, und gleich darauf antwortet eine andere Stimme mit denselben nervenerschütternden Strophen. Unwillkürlich tastet der Neuling nach der am Zeltpfosten hängenden Büchse und begreift jetzt sehr wohl, warum die Fabel den Löwen zum „König der Tiere" erhoben hat. In diesen Lauten liegt so viel urwüchsige Kraft und herausfordernde Wildheit, daß, wer sie zum erstenmal,

wenn auch in der Ferne, herübergrollen hört, bis ins Innerste gepackt wird! Jetzt erst fühlt der Neuling, daß Afrika, der „dunkle Weltteil", sein Innerstes erschließt und ihm eine der gewaltigsten Gestalten seiner an Riesen so reichen Tierwelt vorführt!

Am nächsten Morgen ging unser erster Weg natürlich dahin, wo die Eisen lagen und wir die Löwen gehört hatten. Ein Eisen war fort, und wir folgten mit hochgespannten Erwartungen der Spur des Ankers nach dem nächsten Buschwald. Die Schwarzen gingen merkwürdig vorsichtig und bedächtig, alle zehn Schritt sichernd, dem verschwundenen Eisen nach; die Erinnerung an das Löwengebrüll und der Gedanke, daß einer der Löwen aufs Eisen geraten sein könne, schien sie völlig zu beherrschen. Daran glaubten wir nun allerdings nicht; denn zunächst waren die Löwen nach unserer Schätzung in anderer Richtung zu hören gewesen, und dann konnten die kleinen Eisen unmöglich die starke Branke eines Löwen festhalten. Derselbe würde die Feder einfach mit der frei gebliebenen Branke zerdrücken und sich von dem Anhängsel befreien. Wir erwarteten vielmehr, daß sich ein Leopard gefangen habe.

Wir waren etwa dreißig Gänge weit in den Busch eingedrungen, als plötzlich heftiges Knurren aus dem dichten Unterwuchs vor uns hörbar wurde und die ganze schwarze Gesellschaft in langen Fluchten rechts und links auseinanderstob. Ich stand mit dem Drilling in der Hand im Umsehen allein vor der warnenden Bestie, ohne mich überzeugen zu können, was ich eigentlich vor mir hatte; nur das war sicher, daß es sich um keinen Leoparden, noch weniger um einen Löwen handelte. Ich ging einige Schritte seitwärts und erkannte endlich, durch die Bewegung des rätselhaften Ungeheuers geleitet, im Gestrüpp eine hellgraue, gefleckte Decke. Jetzt war ich mir klar über die Natur des Flüchtlings und zögerte nicht, mit einem Postenschuß die Komödie zu beenden. Als ich hinzu kam, lag eine starke, gefleckte Hyäne vor mir, die sich am Hinterlauf gefangen hatte. An Stärke kam die Bestie etwa einer Dogge gleich, war aber am Hals weit muskulöser und im Gebiß ganz kapital. Trotz ihrer abschreckenden Häßlichkeit muß die Hyäne als überaus nützlich anerkannt werden; abgesehen davon, daß sie eine Unmenge Aas vertilgt, wird sie an gesundem Wild wenig schädlich, reißt dagegen jedes angeschweißte

Stück und erlöst es, die Rolle des Schweißhundes übernehmend, in der ersten Nacht von seinen Leiden. Schon aus diesen Gründen wäre mir ein Leopard im Eisen lieber gewesen.

Mit großem Eifer machten wir uns nun daran, die Fährten der vergangene Nacht gehörten Löwen aufzufinden. Zu diesem Zweck bildeten wir zwei Abteilungen und spürten die in gedachter Richtung liegenden Distrikte ab. Wir kamen dabei auf eine weite, mit lichtem, niedrigen Gras bestandene Savanne, an deren jenseitigem Rande ich in 5—600 Schritt Entfernung zwei rätselhafte, dunkle Gestalten entdeckte. Ein Blick durchs Glas ließ mich zwei Geier erkennen, die eifrig an irgend einem Luder beschäftigt zu sein schienen. In der Nähe standen einige Büsche, und hinter denselben gelang es mir, mich auf etwa 150 Schritte anzubirschen. Es waren, wie ich jetzt feststellen konnte, Mönchsgeier; ich nahm den auf irgend einem Gegenstand erhöht Hockenden aufs Korn und sah ihn, auf den Schuß mit den Schwingen schlagend, von seinem Sitz hinabkollern. Sein Gefährte äugte sichtbar erstaunt nach dem Getroffenen, dessen Gebaren er sich offenbar nicht zu erklären wußte; daß Wild, welches die Bekanntschaft der Schußwaffe noch nicht gemacht hat, deren Knall, besonders bei Verwendung rauchlosen Pulvers, gänzlich ignoriert, habe ich oft beobachtet. Ich hatte genügende Zeit zum Repetieren und schoß den zweiten Geier nach allen Regeln der Kunst vorbei. Jetzt schien es diesem aber doch nicht mehr ganz geheuer zu sein; er nahm mit einigen komischen Sätzen einen Anlauf, erhob sich langsam in die Luft, wo er kreisend sich von der drohenden Gefahr überzeugte und das Weite suchte.

Hinzugehend fand ich den geschossenen Geier neben einem frisch gerissenen Hartebeest. Geräusch und Gescheide waren aus dem Wildkörper gerissen und eine Keule, sowie Hals und Blatt stark angeschnitten. Offenbar hatten wir einen Riß der Löwen vor uns, die vergangene Nacht hier auf Raub ausgegangen waren, eine Vermutung, welche durch die sehr starken Fährten bestätigt wurde.

Selbstverständlich konnte es sich nur um die Frage handeln, wie auf die voraussichtlich noch in der Umgebung steckenden Räuber Jagd gemacht werden könne. Erfahrungsmäßig kehrt der Löwe sehr gerne zu einem Riß zurück, der ihm, auf weit bequemere Art, Fraß liefert

Warzenschweinkeiler.

als erneute Jagd; selbst stark anbrüchiges Wild und sogar Aas geht der „König der Tiere“ mit Vorliebe an.

Der Ansitz im Schirm, beim Luder, kann als eine Jagdart betrachtet werden, deren Schilderung sich sehr hübsch liest, die aber in Afrika wenig Aussicht auf Erfolg hat. Abgesehen davon, daß zum Ansitz Mondschein erforderlich ist, kann es unmöglich anziehend erscheinen, eine ganze lange Tropennacht hindurch, unter Anspannung aller Sinne, im Schirm zu sitzen und auf das Raubzeug zu passen, das sich ebensowohl frühzeitig, als auch erst spät in der Nacht, oder aber auch — gar nicht einfinden mag!

Wir griffen deshalb zu den erprobten Eisen, deren Verwendung nicht allein als vollkommen waidgerecht gelten muß, sondern eine weit anziehendere Jagd im hellen Tageslicht in Aussicht stellt. Nachdem zwei der schweren Eisen aus dem Lager geholt waren, betteten wir sie auf der Bauchseite des gerissenen Stückes ein und überließen das Weitere den Launen der Göttin Diana.

Natürlich war die Spannung, mit welcher wir uns in der Frühe des nächsten Morgens dem Fangplatz näherten, keine geringe; denn die Aussicht, bald einem im Eisen sitzenden Löwen gegenüber zu stehen, ist wohl geeignet, selbst in einem übersättigten Jäger noch

etwas Nervenkitzel hervorzurufen. Um so größer war die Enttäuschung, als wir den Fangplatz völlig unberührt, noch im gleichen Zustande fanden, wie wir ihn am Tage zuvor verlassen hatten. Nicht einmal eine Hyäne oder ein Schakal war am Luder zu spüren, noch weniger eine Löwenfährte aufzufinden, da wir die alten Tritte im losen Sande mittelst buschiger Äste sorgfältig verwischt hatten. Es ließ sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Löwen weitergezogen waren, wie dies ja, bei ihren Streifereien durch ihr unendliches Jagdgebiet, erklärlich erscheint. Trotzdem ließen wir die Eisen noch zwei Nächte liegen, ohne jedoch irgend ein Ergebnis zu erzielen.

Ich schoß noch zwei Hartebeeste und einen starken Keiler. Letzterer, ein Warzenschwein, brach am Rande eines dichten Stangenholzes und ließ mich, mit Seitenwind, bis auf etwa hundert Gänge ankommen. Als er schließlich aufwarf und nach mir hin sicherte, schoß ich schräg von vorn, worauf der Keiler mit einigen kurzen Fluchten im Holze verschwand. Auf dem Anschuß fand ich nichts und vermochte auch in der Fluchtfährte, die ich allerdings nur etwa zwanzig Schritt weit verfolgte, keinen Schweiß zu finden. Dies konnte ebensowohl als gutes, wie als Zeichen eines Fehlschusses gelten; denn ein gut getroffenes Stück schweißt sehr oft im Anfang gar nicht, während schlechte Wildbret- und Streifschüsse gewöhnlich auf dem Anschuß Schweiß geben, der aber dann stets weniger wird und bald ganz aufhört.

Jedenfalls hielt ich es geratener, gemäß der goldenen deutschen Jagdregel, dem nach meinem Abkommen krankgeschossenen Stück einige Zeit Ruhe zu lassen. Wir birschten in entgegengesetzter Richtung weiter und kehrten, ohne Wild angetroffen zu haben, nach zwei Stunden auf den Anschuß zurück. Einer der jagdkundigsten Schwarzen zog, gleich einem Schweißhund, vor mir her durch das lichte Holz und zeigte nach etwa hundert Schritt die ersten Tropfen Schweiß, welche ich, nach ihrer dunklen Farbe, als von Leberschuß herrührend ansprach. Die Schweißfährte leitete uns zu einem Wundbett, aus welchem der Keiler kurz vor uns hoch geworden sein mußte. Vorsichtig weiter schleichend, erkannte ich den Schwerkranken, als er langsam durch lichten Unterwuchs zog und bald darauf mit gesenktem

Kopf stillstand. Während ich auf etwa sechzig Gänge heranbirschte, drehte er sich halb seitwärts und ließ mit dem Blatt den unförmlichen, langen Kopf mit den riesenhaften Gewehren sehen. Ein deutscher Keiler würde unter den gleichen Umständen unfehlbar angenommen haben; daran schien der so gefährlich aussehende afrikanische Vetter aber nicht zu denken, und ich ließ ihm auch keine Zeit, anderen Sinnes zu werden, sondern setzte ein Hohlspitzengeschoß aufs Blatt, das ihn im Feuer fällte. Die erste Kugel war hinterm Blatt, waidwund, schräg durchgeschlagen; ein Stück Schwarzwild wäre mit diesem Schuß jedenfalls viel beweglicher und länger auf den Läufen geblieben, so daß das abenteuerlich aussehende Warzenschwein, im Gegensatz zu anderem afrikanischen Wild, als ziemlich weich angesehen werden darf.

Damit waren die wenigen für die Savannen des Mandandu vorgesehenen Jagdtage gezählt. Bereits auf dem Wege nach dem Lager flogen alle 2—300 Schritt Feuerbrände in das dürre, vergilbte Steppengras, und als wir nachmittags den Rückmarsch nach dem Karawanenwege antraten, hatte der Südwest, den Savannenbrand schürend, unsere bisherigen Jagdgründe in graue Rauchwolken gehüllt. In der Nacht glühte der ganze nördliche Horizont in dunkelrotem Feuerschein; das mächtigste, wirksamste Kulturmittel Ostafrika's war dort in Tätigkeit — schaurig, unheimlich hob sich seine Flammenschrift am schwarzen Nachthimmel ab! Und doch werden die geschwärzten, endlosen Savannen bald im frischen Grün des Lenzes prangen!

Mit den im vorstehenden geschilderten Jagden in den Savannen des Mandandu unterbreche ich die Darstellung der Streifzüge in den küstennahen Gebieten und geleite den Leser in das Innere Afrika's, indem ich die schriftlichen Aufzeichnungen eines der berühmtesten und erfolgreichsten Afrikajäger, unter dem Titel „Aus dem Tagebuch eines Elefantenjägers", folgen lasse.

Aus dem

Tagebuch eines Elefantenjägers.

Von

August Knochenhauer.

Elefantenjäger August Knochenhauer.

Ostafrikanisches Jägerlied!

Wohl hat er Reize viele, der stolze, hehre Wald,
Hat er doch Waidmannsfreuden in jeglicher Gestalt.
Und wer versteht sein Rauschen und was sein Schatten schuf,
Dem jeder Baum ein Zeichen und jeder Strauch ein Ruf,
Den wird es nicht verdrießen, und würd' er noch so alt,
Zu singen von dem alten, dem lieben, treuen Wald.
Den Wald nenn' ich mein eigen!

Zumal der grünen Farbe, der hat er's angetan.
Schaut, wie die Augen leuchten, bei jedem, Mann für Mann! —
Schier greift es mich wie Zagen, ob solcher treuen Wacht,
Und ob mein Unterfangen auch richtig angebracht?
Ich geb' der Wahrheit Ehre, gebeut es doch die Pflicht:
„Vom Walde will ich singen, vom deutschen aber nicht!"
Den Wald nenn' ich mein eigen!

Wo Bogensehnen klingen, anstatt des „Tesching" Knall,
Wo keine Grenzen dräuen und „Jagdrecht" überall,
In Sicherheit noch wechselt manch Kapitalgehörn,
Zu „eingelapptem Treiben" gottlob die Zeit noch fern!
Wo keine Hand in Reihen zwingt Pflanz' und Samenkorn,
Und mächt'ge Stämme modern, tief im Gestrüpp und Dorn.
Den Wald nenn' ich mein eigen!

Ostafrikan'schem Walde gilt heut' mein Jägerlied,
Auch er versteht zu fesseln ein treu Waidmannsgemüt;
Wenn auch kein Lerchentrillern, kein Kuckucksruf hier schallt,
Mein Freund, das soll er bleiben, der afrikan'sche Wald.

Und für so manchen Recken, der meinem Blei erlag,
Dafür will ich ihm danken bis an den jüngsten Tag!
Den Wald nenn' ich mein eigen!

Und steigt im Frührotlichte der Sonnenball empor,
Und huschen graue Nebel gespenstisch übers Moor,
Löst Frankolinen-Locken sich ab mit Drosselschlag,
Beginnt für mich als Jäger auch morgen frisch der Tag.
Es grüßen mich Mimosen und dichter Bambushain,
So freundlich, wie den Jäger, die Tannen nur daheim.
Den Wald nenn' ich mein eigen!

Borassuswipfel ragen gar trutzig in die Luft,
Und Tamarindenblüten entströmt ein würz'ger Duft.
Ein Dehnen und ein Weben geht leise durch die Welt,
Tiefdunkelblau darüber wölbt sich das Himmelszelt.
Und jetzt: — als schössen Blitze hernieder vom Zenit,
In weißlich hellem Lichte der Himmelsdom erglüht.
Den Wald nenn' ich mein eigen!

Drum hin auf frischer Fährte! Hubertus, sei uns hold!
Wir fordern von Diana keusch unsern Minnesold. —
— Der kapitale Büffel mit Blattschuß „unter Dampf",
Verendet, zornig röhrend, nach kurzem Todeskampf. —
Wend' ich dann heim die Schritte, den grünen Bruch am Hut,
Deucht mich von allen Wäldern kein anderer so gut!
Den Wald nenn' ich mein eigen!

Jagdlager am Grumasiwa.

August Knochenhauer.

Allgemeines über den Wildstand Deutsch-Ostafrika's.

Wenn ich es, nach nunmehr zehnjähriger afrikanischer Jägerpraxis, unternehme, mit meinen Erfahrungen an die Öffentlichkeit zu treten, so bin ich mir voll bewußt, daß es einem einzelnen Jäger, welcher nur seine eigenen Erfahrungen niederschreiben und weder Gelesenes, noch von Eingeborenen Gehörtes als Quellen benutzen will, nicht gelingen kann, ein abgeschlossenes Bild afrikanischer Jagden zu entwerfen. Auch dem routiniertesten und in den verschiedenartigsten Revieren gejagt habenden Jäger — und gerade diesem — müssen, angesichts dieser Aufgabe, die Lücken fühlbar werden, die selbst durch die angestrengteste Ausnutzung der ihm zur Jagd verfügbar gewesenen Zeit nicht auszufüllen waren. Handelt es sich gar darum, nur die Jagden eines bestimmten Zeitabschnittes oder eines bestimmten Reviers zu schildern, so werden sich diese Lücken natürlich noch vergrößern, da naturgemäß kein Revier aufzufinden ist, in dem sämtliche, einem erfahrenen Jäger bekannten Wildarten beisammen stehen.

Ich hielt es deshalb für geboten, meinen „Jagden am Bwemkuru", als Einleitung, „Allgemeines über den Wildstand Deutsch-Ostafrika's" vorangehen zu lassen, und möchte an dieser Stelle erwähnen, daß eine beträchtliche Anzahl von Wildarten in

Deutsch-Ostafrika existiert, auf die ich hier, trotz ausreichender Bekanntschaft, genauer nicht einzugehen vermag.

— — Welchen passionierten deutschen Jäger ergreift nicht, bei dem Gedanken an „afrikanische Jagden", ein unbestimmtes Sehnen danach, selbst einmal Gelegenheit zu haben, mit der treuen Büchse im Arm Reviere zu durchstreifen, welche, „von Kultur noch frei", sich in unermeßliche Entfernungen ausdehnen; in denen noch kein Grenzstein oder Graben der Fährtenfolge ein kategorisches Halt gebietet, und wo sich täglich neue Wildarten unerwartet der sicheren Kugel zum Ziele bieten können?! — Findet nicht aber in manchem biederen Waidmannsherzen dagegen auch der leise Zweifel Raum: Verhält es sich mit dem Wildstand in den so hoch gepriesenen Revieren wirklich so? — Findet man noch heute so ohne weiteres Elefanten, Giraffen, Zebras, Antilopen, Strauße 2c. in den kolossalen Rudeln, wie Jagdschriftsteller und Reisende das so verlockend ausmalen? — Gibt es besonders starkes Raubzeug, als Löwen und Leoparden, noch so massenhaft?!

Eine auch nur oberflächliche Belesenheit in den in so überaus großer Anzahl erschienenen Berichten von afrikanischen „Jägern" und solchen, „die es sein wollen", lassen diese Zweifel nicht so unberechtigt erscheinen, insofern, als viele derselben tatsächlich den Stempel der Übertreibung an der Stirn tragen. Für den unbefangenen Waidmann ist es natürlich schwer, die Spreu von dem Weizen zu sondern, und wird er in den meisten Fällen alles Erzählte für bare Münze nehmen müssen.

Mögen die folgenden Zeilen, welche das Ergebnis beinahe zehnjähriger afrikanischer Jagdpraxis in den verschiedensten Teilen unseres ostafrikanischen Schutzgebietes sind, dazu beitragen, genauere Kenntnis des hiesigen Wildstandes unter unseren braven Grünröcken zu verbreiten. Auf die einzelnen Wildarten im besonderen einzugehen, behalte ich mir für spätere Berichte vor und hoffe, daß nicht viele der zahlreichen Vertreter unseres Wildstandes, mangels meiner näheren Bekanntschaft mit ihnen, unberücksichtigt zu bleiben brauchen.

Als Hilfsquelle bei Angabe der lateinischen Namen benutzte ich das Werk „Die Tierwelt Ostafrika's (Säugetiere)", von P. Matschie.

Ich bemerke jedoch, daß ich eigentlich hinter die meisten lateinischen Namen ein Fragezeichen setzen müßte, da die in genanntem Werk angegebenen Artkennzeichen sehr wenig mit meinen, in der afrikanischen Wildnis gemachten Beobachtungen übereinstimmen, denselben in einzelnen Fällen sogar direkt widersprechen.

So beschreibt Matschie z. B. das Streifengnu (Connachaetes taurinus) folgendermaßen: „Dunkelblaugrau oder dunkelaschgrau, zuweilen mit rötlichem Ton, in der vorderen Körperhälfte mit schwärzlichen Querstreifen, Stirn hellbraun oder rötlich, Gesicht, Kinn, Nacken- und Kehlmähne tiefschwarz, Nackenmähne zuweilen mit Weiß gemischt, Unterseite und Beine rostfarbig überzogen."

Alle von mir geschossenen ausgewachsenen Gnus zeigten tiefschwarzes Gesicht mit 6—8 cm breiter, rein weißer Querbinde über die Nase; Nacken- und Kehlmähne waren stets tiefschwarz! Einen in andern zoologischen Werken diesem Gnu angedichteten „mächtigen schwarzen Haarbüschel auf der Nase" habe ich zu meinem Bedauern nie entdecken können!

Die Beschreibung von Bubalis leucoprymnus und Bubalis cokei, der beiden in Deutsch-Ostafrika vorkommenden Kuhantilopen, ist gleichfalls in manchen Punkten unzutreffend; überdies möchte ich noch das Vorkommen einer dritten Art als sicher annehmen.

Die Angaben über die Lebensweise, sowie den Lieblingsstandort vieler Antilopen laufen meinen Erfahrungen stracks zuwider.

So sagt z. B. Matschie über den Buschbock (Tragelaphus roualeyni), der überdies im „Schlüssel der Arten" „ohne weiße Längsbinden über die Körperseiten" beschrieben ist, „daß er eigentlich den Namen ‚Wasserbock' verdiene, da man ihn stets in unmittelbarer Nähe des Wassers treffe, sehr häufig in seichtem Wasser selbst!!!"

Die Zahl der von mir in Ostafrika gestreckten Buschböcke hat das zweite Hundert bereits überschritten! Ich erinnere mich aber nicht, je einen Buschbock im Sumpf, noch weniger im Wasser angetroffen zu haben, sehr oft dagegen in Gebieten, die vom nächsten Wasser mindestens zehn Stunden weit entfernt waren!!!

Nach Matschies „Schlüssel der Arten" habe ich diese Antilope stets als Schirrantilope bezeichnet. Die Schirrantilope (T. scriptus) ist jedoch in Deutsch-Ostafrika noch nicht nachgewiesen. Bei Matschie finden sich auch die für die betreffende Antilope geltenden richtigen Namensbezeichnungen der Eingeborenen unter „Buschbock" aufgeführt. Die dem Buschbock durchaus eigentümlichen weißen Längsstreifen nehmen übrigens oft im hohen Alter eine verwaschene Färbung an, wodurch sie beinahe unsichtbar werden, und kann ich mir allein hierdurch die falsche Artbeschreibung erklären.

Im Vorwort gibt Matschie zu, daß die Fauna Deutsch-Ostafrika's nur zum kleinsten Teile bekannt, in vielen Gegenden aber überhaupt noch nichts gesammelt sei, so daß er beispielsweise, betreffs der Kuhantilope, zu sagen sich gezwungen sieht: „Eine Haut der Kuhantilope des Küstengebietes habe ich noch nicht gesehen!" und bezüglich der Elenantilope: „Ein innerhalb der Grenzen des Schutzgebietes erlegtes Exemplar ist noch nicht bekannt."

Voll Staunen kann man angesichts solcher Geständnisse nur die Frage aufwerfen: „War es während der über zehnjährigen Besitzdauer Deutsch-Ostafrika's, und trotz der vielen Jagdexpeditionen, nicht möglich, mehr Material zu erhalten, so daß die Kenntnis der ostafrikanischen Fauna heute noch so mangelhaft ist? Daß nach der Beschreibung des von Matschie mit bekannter Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit benützten Materials, besonders im Süden der Kolonie, eine größere Zahl wissenschaftlich noch nicht bekannter Tierformen vorkommt, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel!

Allerdings wird mir manches verständlich, wenn ich lese, daß der unter die zoologischen Forscher eingereihte Emin Pascha seine Sammelobjekte durch einen schwarzen Jäger schießen ließ und das ihm passende auswählte! Wie können bei derartiger wunderbarer „Forschung" wahrheitsgetreue Berichte über Standort, Lebensweise, Fortpflanzung und das so hochinteressante Verhalten des Wildes vor, während und nach dem Schuß zustande kommen?

Leider stehen dem königl. Museum für Naturkunde zu Berlin nicht die Mittel zu Gebote, um selbst Forschungsreisen ins Werk

zu setzen. Es ist deshalb zum großen Teil auf ihm freundlich zur Verfügung gestellte Objekte angewiesen, welche oft genug von zweifelhaftem Werte sind.

Das Institut hat allerdings wiederholt darauf hingewiesen, daß es gerne bereit sei, die durch Übersendung von Präparaten entstehenden Kosten zu vergüten. Allein diese Kostenvergütung erstreckt sich nur auf die Transportkosten, welche für den Sammler ja kaum ins Gewicht fallen. Ich selbst stellte dem Museum in der allerersten Zeit meines Aufenthaltes in Afrika einige unbedeutende und, mangels besserer Erfahrung, wohl auch ungenügend präparierte Objekte zur Verfügung. Jedoch ermutigte mich diese Unterstützung der hohen Wissenschaft nicht zu weiteren Zuwendungen.

Nach Lage der Dinge ist sehr leicht der Fall denkbar, daß manche im Schutzgebiete nur noch spärlich vertretenen Tierformen aussterben, ohne wissenschaftlich genauer bekannt zu werden. Hinsichtlich der Elenantilope kann z. B. dieser Fall sehr leicht eintreten.

— — — Wenn ich nach diesen einleitenden Betrachtungen dazu übergehe, bezüglich der wichtigeren Wildarten unserer Kolonie Beobachtungen mitzuteilen, welche, nach meiner Kenntnis der zoologischen Literatur, den Lesern neu sein dürften, so höre ich im Geiste den begreiflichen Wunsch äußern: — Zunächst etwas vom Raubzeug und zu allernächst vom Löwen!

Diesem Wunsche kommen die Verhältnisse meines augenblicklichen Aufenthaltes insofern entgegen, als sich die Löwen in nächster Nähe nicht nur durch ihre Zahl, sondern auch dadurch unangenehm bemerkbar machen, daß sie in den letzten Monaten mehr denn ein halbes Dutzend Eingeborener, zum Teil nachts aus ihren Hütten holten, zum Teil ihnen am Tage, meist in den Morgen- und Abendstunden, an den Buschwegen auflauerten und sie fortschleppten. — Fragen wir uns, ob an der ganzen Küste der Löwe mehr oder weniger häufig vorkomme, so ist diese Frage unbedingt zu bejahen. Am häufigsten findet er sich in der Nähe der Stationen Mikindani und Lindi — den beiden südlichsten — und einzeln oder paarweise in der Nähe aller Stationen bis Tanga, der nördlichsten Grenze unseres Schutzgebietes.

Noch häufiger findet sich der Löwe, wie dies ja selbstverständlich ist, in den wildreichen Gegenden nach den Seeen zu, sowie in den Wildebenen der größeren Flüsse, wie Rovuma, Rufidji 2c. Doch wird er hier dem Menschen weit seltener gefährlich, da die Haupttriebfeder hierzu — der Hunger — ihm fehlt. Wildmangel kann an der Küste als einziger Grund gelten, weshalb der Löwe, in so überaus häufigen Fällen, Menschen reißt. — Im Sommer vorigen Jahres kamen zur trockenen Zeit — in welcher sich das wenige, an der Küste stehende Wild mehr nach dem Innern zieht — in kurzen Zwischenräumen mehrere gänzlich abgekommene Löwen, die sich vor Schwäche kaum auf den Läufen zu halten vermochten, am hellen Tage in die Nähe der Stadt Mikindani, woselbst sie von den Eingeborenen erschlagen wurden.

Die weit verbreitete Annahme, daß Löwen nur paarweise vorkommen und keinen anderen in ihrer Nähe dulden, entbehrt jeder Begründung und widerspricht meinen Erfahrungen durchaus. Ich kenne Gegenden, in denen sich Löwen in einer Anzahl bis zu sechs Stück alljährlich zeigen. Der Jagd auf dieselben setzt der dichte Busch mit seinen felsigen Schluchten jedoch ungeheure Hindernisse in den Weg, so daß es rein dem Zufall überlassen bleibt, ob hie und da ein Löwe zur Strecke kommt. Das vor kurzem neu erschienene Jagdgesetz hat diesen Verhältnissen Rechnung getragen und setzt auf die Erlegung eines Löwen eine Schußprämie von 30 Rupies (42 Mark) aus, auf die eines Leoparden 20 Rupies (28 Mark).

Der Leopard, an Zahl dem Löwen entschieden überlegen, findet auch in notorisch wildarmen Gegenden immer noch ausreichende Beute, da er sich, je nach den Umständen, auch mit Federwild — Perlhühnern und Frankolinen — begnügt. Am liebsten raubt er wohl Affen und zwar, als am ehesten für ihn erreichbar, den Hundsaffen (Pavian). Hie und da im dichten Busch auftretende nackte Felspartieen, welche bald schluchten-, bald geröllhaldenartig strichweise sich erstrecken, werden von den Hundsaffen mit Vorliebe zu Standorten gewählt, und hier ist es, wo der Leopard, falls die Gegend nicht gar zu belebt ist, selbst am Tage umherschleicht, danach trachtend, einen oder den andern der am Boden und zwischen den

Felsspalten nach Kerfen suchenden Vierhänder in raschem Sprunge zu ergreifen.

Aus meiner Praxis kann ich versichern, daß es dem Leoparden jedoch durchaus nicht leicht fällt, die mit unglaublich feinen Sinnen ausgestatteten Paviane zu überlisten, da dieselben, trotz scheinbarer Vertrautheit, unablässig nach allen Richtungen hin sichern, wobei ihnen noch dazu ihre meist große Anzahl naturgemäß zu statten kommt, nach dem Grundsatze: „Was der eine nicht äugt, äugt der andere.“ Wird der Leopard von den Affen bemerkt, so fliegen dieselben, von Entsetzen gepackt, gleich Gummibällen dem nächsten höhergelegenen Punkte zu und suchen unter weithin vernehmbarem Kreischen die nächsten Bäume zu gewinnen. Von hier aus weisen sie der enttäuschten Katze, laut bellend und keckernd, das gewaltige Gebiß, während sich bei alten Männchen die Mähne — alte Männchen sind um die Schultergegend mähnenartig lang behaart — nach vorn sträubt. Solange der Leopard es nicht vorzieht, sich in den Felsen zu verbergen, folgt ihm die ganze Schar als unangenehme Warner für alles andere Wild; häufig genug wird dem Jäger allein hierdurch die Nähe eines Leoparden verraten und er in stand gesetzt, unter Beobachtung geeigneter Vorsichtsmaßregeln, auch wohl auf den Räuber zu Schuß zu kommen, da sich die sonst so scheuen Affen in diesem Falle durch das Erscheinen eines Menschen nicht stören, im Gegenteil ihr Geschrei nur noch lauter und zorniger ertönen lassen; gleichwie, als ob sie in dem Menschen einen Verbündeten sähen.

Nach dem Leoparden wäre noch der Gepard (Jagdleopard, Tschita) zu erwähnen. Sein Vorkommen in Deutsch-Ostafrika, südlich vom Rufidji, bezweifle ich, weil ich ihn hierselbst nicht ein einziges Mal antraf, wenn ich auch bekennen muß, Spuren gefunden zu haben, die ich geneigt war, als Tschita-Spuren anzusprechen. Nördlich vom Rufidji kommt er auch nur ganz vereinzelt vor, hauptsächlich in den größeren Steppengebieten; auch dürfte er nach meiner Vermutung im Uhehe-Hochland zu finden sein. Ich streckte ein einziges Exemplar nördlich vom Nyassa, nahe dem Rickwasee.

Der Gepard ist höher, überhaupt stärker als der Leopard und erreicht nicht selten ein Gewicht von über 150 Pfund. Seine Decke

ist die weitaus prächtigste aller Katzenarten; der Leopardendecke in der Färbung ähnlich, hat sie regelmäßige, kleine, schwarzbraune Flecken, deren Haare länger als das übrige, gelbbraune Grundhaar sind, wodurch sie sich prächtig abheben.

Der Gepard ist nicht eigentlicher Baumkletterer, was schon seine nicht zurückziehbaren Waffen (Krallen) andeuten. Dem Wildstand wird er deshalb in geringem Maße schädlich, weil er selten ist. Daß er jedoch nicht als vollkommene Unschuld gelten kann, wie vielfach angenommen wird, beweist eine überaus charakteristische Beobachtung an dem von mir gestreckten Exemplar, worüber ich an anderer Stelle berichten werde, da die Episode nicht in den Rahmen vorliegender Schilderung gehört. Dem Menschen ist der Gepard absolut ungefährlich.

Von anderem stärkeren Raubzeug verdienen noch die Hyänen besonderer Erwähnung. Dieselben kommen in zwei charakteristisch verschiedenen Arten vor und sind wohl überall anzutreffen. Unverkennbar ist, daß sich dieselben gern in der Nähe menschlicher Ansiedlungen aufhalten, unbewohnte, wenn auch wildreiche Gegenden hingegen weniger bevorzugen. Während sich die kleinere und gemeinere Art (Hyaena crocuta) ausschließlich von Aas und ähnlichen Stoffen nährt, zeigt sich die größere — welche meines Wissens wissenschaftlich noch nicht bestimmt ist — durchaus als echtes Raubtier. Sie reißt in der Hauptsache Wildschweine, deren Borsten ich stets in der Losung fand, und zwar die des gemeinen roten Wildschweines, und, wie ich in wiederholten Fällen erlebte, gar nicht selten Menschen, d. h. Kinder.

Mit unglaublicher Dreistigkeit durchbrach eine solche Hyäne in Lindi die Lehmwand eines Hauses, in der Peripherie der Stadt, und schleppte ein etwa zehnjähriges Mädchen fort. Trotzdem ihr die Beute durch Geschrei vieler Leute wieder abgejagt wurde, starb das Kind doch an schrecklichen Bißwunden am Unterleibe nach einigen Tagen.

In einem anderen Falle schleppte eine Hyäne einen circa zwölfjährigen Jungen unter der Barasa (Vorhalle) der Hütte abends weg. Auch dieser wurde der Hyäne wieder abgejagt und, trotzdem ihm die Bestie mit einem Bisse die ganze Kopfhaut vom Nacken bis zum Scheitel losgelöst hatte, wiederhergestellt.

Ich hatte damals Gelegenheit, mit Weberschen Eisen gründlich unter diesem Ungeziefer aufzuräumen, und besteht bei mir kein Zweifel, daß die beiden Hyänen — ich fing sowohl von der größeren, wie von der kleineren Art mehrere Exemplare — typisch völlig verschiedene Tiere sind, nicht sowohl hinsichtlich Gestalt und Färbung, sondern auch besonders hinsichtlich Schädelbildung und Stärke des Gebisses.

Über einen weiteren Vertreter des Raubtiergeschlechts, welcher wegen seiner den Wildstand geradezu vernichtenden Tätigkeit (ich habe hierbei hauptsächlich die große Familie der Antilopen im Auge) für uns Jäger von höchstem Interesse ist, den Hyänenhund (Lycaon pictus), genügt es zur Charakteristik desselben, darauf hinzuweisen, daß derselbe dem Wildstande ein größerer Schädling ist, als Löwe und Leopard zusammengenommen. Zum Glück bevorzugt derselbe nur den lichten Buschwald und ist in den wildreichen offenen Steppen selten oder gar nicht anzutreffen.

Schakale und kleinere Katzenarten, deren es ja eine große Anzahl gibt, kommen als Schädlinge für die Jagd verhältnismäßig kaum in Betracht, wenn man nicht auf die Niederjagd eingeht, welcher sich wohl kaum ein Jäger hierzulande dauernd widmen wird. Hasen sind recht selten, Flugwild, als Perlhühner und Frankoline, allerdings häufig; jedoch sind dieselben wenig wohlschmeckend, und lohnt es kaum, die Jagd auf letztere ohne Hund — Jagdhunde, gleichviel welcher Rasse, halten das hiesige Klima nicht aus — auszuüben.

So wären wir denn nach dieser kurzen Übersicht über das vorkommende Raubzeug zu dem Ergebnis gelangt, daß es Löwen und Leoparden tatsächlich noch in weit bedeutenderer Anzahl, und zwar gerade in der Nähe menschlicher Wohnungen, gibt, als gewöhnlich angenommen wird. Wenn erst einmal, wie in Indien, statistisch nachgewiesen ist, wie viele Menschen alljährlich durch dieselben umkommen, so wird man über die Höhe der Zahlen staunen.

Ich komme jetzt zu der großen Familie der Antilopen, naturgeschichtlich besser als Familie der Horntiere (Boviden) zu bezeichnen. Wenn ich vorausſende, daß dieselben in 23 Gattungen

die ostafrikanischen Reviere bevölkern, und daß wir Reviere besitzen, in denen ein großer Teil aller dieser Gattungen gleichzeitig vertreten ist, so wird es einleuchten, daß die Jagd für den passionierten Jäger, in wirklich guten Wildgegenden, etwas geradezu Bezauberndes haben kann. Beinahe jeden Tag streckt der Jäger andere Wildarten, und häufige örtliche Verschiebungen ganzer Wildstände erhöhen den Reiz der Jagd. So können z. B. im Juni an irgend einer Stelle nur Büffel, Elenantilopen, Gnus und Kuhantilopen vorkommen, während sich im Juli urplötzlich Zebras und Wasserböcke in großer Anzahl zeigen, und die Büffel mit einem Schlage verschwunden zu sein scheinen.

Hat der Jäger durch jahrelange Praxis sich die Kenntnis dieser mit ziemlicher Regelmäßigkeit sich vollziehenden „Verschiebungen" zu eigen gemacht, so kann er natürlich, unter sorgsamer Benutzung dieser Erfahrung, seine Strecken je nach Belieben bald auf diese, bald auf jene Wildart ausdehnen und so eine auch in Afrika stets angebrachte und gebotene waidgerechte Jagdausübung im Auge behalten. Dem Unerfahrenen wird dies oft schwer, dem sehr passionierten oder gar schußhitzigen Jäger oft unmöglich sein, da die angedeuteten „Verschiebungen" gerade zur Setzzeit vor sich gehen, bezw. in ihr begründet sind. Ein allzueiliges Beschießen neu erscheinender, vielleicht von dem Jäger bisher noch nicht gestreckter Wildarten, wird mithin meist gerade zur ungeeignetsten, nämlich zur Zeit des Hochbeschlagenseins derselben stattfinden, worin schon mancher Anfänger bittere Erfahrungen gemacht hat. Es sollten daher „Jagdexpeditionen" nie ohne einen mit den Gewohnheiten des afrikanischen Wildes völlig vertrauten Jäger unternommen werden, zum Nutzen des Wildes sowohl, als zur Erreichung einer waidgerechten Strecke.

Ich möchte an dieser Stelle gleich eine Beobachtung einflechten, die ich bei allem afrikanischen Wilde, ohne Ausnahme, vom Elefanten bis zur geringsten Antilope, gemacht habe, nämlich, daß man, hinsichtlich der zu wählenden Jagdweise, einen scharfen Unterschied zu machen hat zwischen dem Wilde der offenen Steppe (Boga) und dem der Buschsavanne (Pori). Mit anderen Worten und deutlicher ausgedrückt: Das Wild der Buschsavanne ist bei weitem vertrauter als das der offenen Steppe. Es findet diese Tatsache natürlich

ihre einfache Erklärung in dem Vorhandensein oder Fehlen von Deckung.

Wir können die einzelnen Gattungen unterscheiden, nach solchen, welche die offene Steppe vorziehen und anderen, welche ihren Standort vorzugsweise in mehr oder weniger dichten Beständen nehmen, wobei jedoch zu bemerken wäre, daß es unter den die Steppe liebenden Gattungen stets alte Einzelgänger gibt, welche dichte Bestände aufsuchen und hier dauernd Stand halten. Ich habe hier ganz besonders den Büffel und die Elenantilope im Auge, von denen ich die stärksten Stücke mit ganz kapitalen Gehörnen gerade im dichtesten Pori streckte.

Zu den die Steppe besonders bevorzugenden, mir näher bekannten Antilopen zähle ich: den Büffel, die Elenantilope (in drei Arten), die Leierantilope,[1] das Gnu, die Rappenantilope. Zu denen, welche den mehr oder weniger dichten Bestand lieben: den Wasserbock, die Schirrantilope, die Schopfantilope, mehrere Arten Zwergantilopen.

Eine unserer imposantesten Antilopen, das Kudu, hält sich gern im dichtesten Busch auf, doch müssen hie und da Lichtungen eingesprengt sein. Gnu, Wasserbock, Rappenantilope, Kudu und Kuhantilope sind starke, imponierende Stücke und können sämtlich das respektable Gewicht von 400 bis 500 Pfund erreichen. Die Elenantilope erreicht nicht selten ein Gewicht von 1200 Pfund aufgebrochen, der Büffel bis zu 1500 Pfund. Die große Wildseuche, welche, vom Jahre 1890 ab, mehrere Jahre hindurch in Ostafrika und bis über dessen Grenzen hinaus wütete, hat besonders unter den Büffeln und Elenantilopen in erschreckender Weise aufgeräumt, so daß Rudel von über 50 Stück heute wohl zu den seltensten Erscheinungen gehören. Auch die Kudu- und Buschbockbestände sind bedeutend gelichtet worden.

Die Seuche kann nach meinen Beobachtungen als erloschen gelten, da alle im letzten Jahre von mir erlegten Stücke frei von Krankheitssymptomen zu sein schienen; doch findet man in Büffelrevieren allenthalben die gebleichten Skelette eingegangener Stücke und sonderbarerweise meist solche ganz kapitaler Recken, wie die Stärke der Stirnzapfen erkennen läßt. Auch machte ich die Beobachtung, als ob das an der Seuche eingegangene Wild in den

hand
den
Geläch
und
oder
Grund
tausen
Furch
Nachsic

...mat. Er erreicht auf=

...Busch und tritt zur
...n auf bebaute Felder
... muß daher oft als
...schaden, herhalten. Die
...schen, „geschirrartigen“
...wicht von 75 Pfund
...ohlschmeckend, hat mir
...es Wildbret sämtlicher
...ifel hinsichtlich
... steht.
...Pfund erreichend, lebt
...de; als besonders er=
...fahrungen, besonders
...ft noch weit flüchtig
... oft kaum mehr als
...alten sich hier paar=
...wegen oft schwer zu
... Tierchen am besten

...er Familie, ist ein
... Verbreitungsgebiet
...angani und Saadani.
...det sich seltener im
...es großen Gesichts=
...wierig, doch bot sich
...weite für Modell 88
...nd tut sich bei Lauf=
... hochläufigen Wilde

...ches nur in einzelnen
... nur wenige Volks=
...lten. In unmittel=
...n Eingeborenen, mit
...t genossen.

letzten Stadien der Krankheit eine förmliche Gier nach Wasser empfunden habe, da die meisten Überreste in der Nähe von Wasserlöchern lagen, welche zur Zeit des Auffindens allerdings häufig ausgetrocknet waren. Eine Erklärung hierfür kann ich nicht geben, da mir das Wesen der Seuche nicht genügend bekannt ist.

Alle genannten größeren Antilopen trifft man meist in Rudeln von 10 bis 30 Stück an — größere „Herden" sind schon selten. Eine eigenartige Erscheinung, welche auf einen gewissen, wenn man so sagen darf, „socialen Sinn" dieses Wildes schließen läßt, findet man insofern, als man beinahe stets mehrere Gattungen, also beispielsweise Rappenantilopen und Kuhantilopen, Gnus und Zebras, letztere und Wasserböcke in einem Rudel vereinigt findet. Bei einem Antilopenrudel befindliche Zebras trennen sich jedoch, sobald das Rudel beunruhigt wird, sofort von demselben, da sie weit flüchtiger und scheuer als die meisten Antilopen sind. Gelingt es bei dem ersten Schuß, den das Rudel führenden Bock — beim Flüchtigwerden übernimmt der älteste Bock, beim vertrauten Wechseln stets ein Tier die Führung — zu strecken, so fahren alle Stücke in ungeheurer Verwirrung ratlos durcheinander; ja, es passierte mir, sowohl bei Gnus als auch besonders bei Rappen- und Kuhantilopen, auch Wasserböcken, daß das ganze Rudel in sinnloser Flucht direkt auf mich zustürmte, um auf meinen zweiten Schuß dicht vor mir zu verhoffen, so daß es mir gelang, bisweilen vier und mehr starke Stücke in aller Bequemlichkeit auszusuchen und auf kürzeste Entfernungen im Feuer zu strecken.

In Nasen- und Stirnhöhlen sämtlicher größeren Antilopen fand ich Östrus-Larven in großer Anzahl. Ein durch dieselben hervorgerufenes charakteristisches lautes Prusten der Antilopen macht den Jäger oft auf das zur Mittagszeit regungslos in dichten Beständen stehende Wild aufmerksam.

Durch das ganze Schutzgebiet verbreitet sind die geringeren Antilopenarten: Schirr-, Schopf- und Zwergantilope. Der Klippspringer, als besondere typische Art, bewohnt nur gebirgige bezw. steinige Gegenden. Hier klettert er, nach Gemsenart, meist nur paarweise auf dem nackten Gestein umher. Seine Stimme ähnelt sehr dem Meckern der Ziege, wie er überhaupt in Figur, Kopf und Schalen-

bildung auffällig an genanntes Haustier erinnert. Er erreicht aufgebrochen ein Gewicht von 25 Pfund.

Die Schirrantilope bewohnt meist den Busch und tritt zur Äsung, in den Morgen- und Abendstunden, gern auf bebaute Felder aus. Sie ist allenthalben anzutreffen und muß daher oft als Lückenbüßer, bei den auch hier häufigen Fehljagden, herhalten. Die Schirrantilope, ihren Namen einer charakteristischen, „geschirrartigen" weißen Zeichnung verdankend, erreicht ein Gewicht von 75 Pfund aufgebrochen. Ihr Wildbret ist ziemlich wohlschmeckend, hat mir auf die Dauer jedoch nicht so gemundet, als das Wildbret sämtlicher größeren Antilopen, unter denen der Büffel hinsichtlich Wohlgeschmack unzweifelhaft obenan steht.

Die Schopfantilope, ein Gewicht von 30 Pfund erreichend, lebt im großen und ganzen genau wie die vorhergehende; als besonders erwähnenswert mag gelten, daß sie, nach meinen Erfahrungen, besonders hart ist und, mit sonst guten Blattschüssen, oft noch weit flüchtig wird. Die Zwergantilopen, welche aufgebrochen oft kaum mehr als 8 Pfund wiegen, lieben das dichte Unterholz, halten sich hier paarweise und sind ihrer unscheinbaren Färbung wegen oft schwer zu erkennen. Man schießt die ungemein flüchtigen Tierchen am besten mit Schrot Nr. 3.

Die Giraffe, als einziger Vertreter ihrer Familie, ist ein Bewohner der nördlicheren Gebiete, wo ihr Verbreitungsgebiet allerdings bis nahe zur Küste reicht. So bei Pangani und Saadani. Sie ist ein echter Steppenbewohner und findet sich seltener im dichten Pori. Die Jagd auf dieselbe ist, des großen Gesichtskreises des kapitalen Wildes wegen, ziemlich schwierig, doch bot sich mir beinahe immer Gelegenheit, bis auf Schußweite für Modell 88 anzubirschen. Die Giraffe ist ziemlich weich und tut sich bei Laufschüssen sehr bald nieder, wie dies ja bei dem hochläufigen Wilde auch erklärlich erscheint.

Ich komme nun zum Schwarzwilde, welches nur in einzelnen Revieren von den Eingeborenen gejagt wird, da nur wenige Volksstämme das Wildbret des Genusses für wert halten. In unmittelbarer Nähe der Küste wird Schwarzwild von den Eingeborenen, mit Ausnahme der südlich wohnenden Wakonde, nicht genossen.

Wir haben hier drei Gattungen: das Warzenschwein (Phacochoerus africanus), das Pinselschwein (Potamochoerus africanus) und das gemeine, rote Wildschwein.

Das Warzenschwein, wie das rote Wildschwein, sind ziemlich häufig, bald in kleinen, bald in größeren Rotten anzutreffen; das Warzenschwein besonders auch in der freien Boga. Die Fabel, daß angeschweißte Warzenschweinkeiler dazu neigen, den Jäger anzunehmen, habe ich auch nicht in einem einzigen Falle bestätigt gefunden, obgleich ich dieselben in sehr großer Zahl und unter allen nur denkbaren Situationen gestreckt habe. Schwere Keiler der genannten Art erreichen ein Gewicht von nahezu 500 Pfund; die Gewehre solcher kapitaler Keiler biegen sich oft kreisförmig mit den Spitzen aneinander vorbei und wachsen nicht selten mit denselben in den Rüssel ein, dort bösartige, eiternde Entzündungen hervorrufend.

Das gemeine Wildschwein erreicht selten ein Gewicht von 200 Pfund. Das Pinselschwein ist im allgemeinen seltener. Seinen Namen verdankt es langen, pinselförmigen Haarbüscheln an den Spitzen der Lauscher, welche letzteren an ihrem Ende, mit kurzem Knick, nach unten hängen. Charakteristisch ist der unverhältnismäßig lange Rüssel. Auch trägt dasselbe unter den Augen zwei Warzen, welche jedoch nicht so ausgeprägt sind, wie beim Warzenschwein, dessen ganze Physiognomie durch diese fingerlangen Warzen in auffälliger Weise entstellt wird. Das Pinselschwein traf ich meist nur in schwachen Rotten bis zu zehn Stück im dichten, mit kleinen Lichtungen durchsetzten Buschwald, in welchem Suhlen nicht fehlen dürfen. Dieselben sind ziemlich hart und vertragen, im Gegensatz zum Warzenschwein, welches sich schon bei Laufschüssen bald einschiebt, einen guten Schuß.

Erwähnen möchte ich noch, daß das Warzenschwein familienweise selbstgegrabene Röhren bewohnt, welche, je nach der Anzahl der Bewohner, von bedeutender Ausdehnung sein können.

Die drei Vertreter der Pachydermen oder Dickhäuter: Elefant, Nashorn und Flußpferd, kommen in den Gebieten, welche alle Vorbedingungen zu ihrer Existenz bieten, ziemlich zahlreich vor.

Am gemeinsten ist entschieden das Flußpferd, welches wohl ohne Ausnahme alle Flüsse des Schutzgebietes in größerer oder geringerer

Anzahl bevölkert. Seeen und Sümpfe, oft von ganz geringer Ausdehnung und in nächster Nähe menschlicher Wohnungen gelegen, bilden seine Einstände — wenn man hier so sagen darf. — Auch scheut das Flußpferd den ständigen Aufenthalt im Salzwasser nicht, wie sein Vorkommen in vielen kleinen Meeresbuchten an der Küste beweist.

Tagsüber halten sich diese plumpen Kolosse im Wasser auf, in Flüssen herdenweise auf Sandbänken, mit halbem Leibe im Wasser sich sonnend, in den Seeen und Buchten an den mit Schilf bewachsenen oder schlammigen Ufern liegend. Zur Nachtzeit verlassen sie das Wasser, um an den Ufern und in den angrenzenden Waldungen zu äsen. Hierbei entfernen sie sich oft meilenweit vom Wasser, kehren aber schon vor Sonnenaufgang in das nasse Element zurück.

Für die in der Nähe einer „Flußpferdkolonie“ wohnenden Eingeborenen ist es fast unmöglich, Ackerbau zu treiben, und können dieselben ihre Schamben (Äcker) nur durch ringsumschließende Dornenverhaue ꝛc. vor völliger Vernichtung schützen. Nimmt die Landwirtschaft hier erst einmal den erwünschten Aufschwung, so wird sich bald die Notwendigkeit herausstellen, durch energischen Abschuß der Flußpferde in den Flüssen, die Ackerbauer zu unterstützen, da gerade die Flußniederungen, bei dem allgemeinen Wassermangel, die geeignetsten Ländereien für Bodenbewirtschaftung darstellen.

Das Nashorn ist eigentlich ein Bewohner der Steppe, wo man es selbst am hellen Tage unter einzelstehenden Bäumen, meist Mimosen, in Trupps von 4—10 Stück Siesta haltend, antrifft. Doch auch im dichten Pori nimmt es seinen Standort, besonders gern Weibchen mit ihren Jungen. Der Landwirtschaft dürfte dasselbe kaum nennenswerten Schaden zufügen, da es die Nähe menschlicher Ansiedlungen meidet, auch nie in so großer Anzahl auftritt wie das Flußpferd.

Von bösartigem Naturell, kann es unter Umständen friedfertigen Wanderern gefährlich werden, indem besonders alte Männchen zur Brunftzeit förmliche Rasereianfälle bekommen. Man hat Fälle erlebt, in denen ein oder mehrere solcher Bullen, nicht selten auch sogar Weibchen mit Jungen, geradezu die Karawanenstraße versperrten und zufällig des Weges kommende Karawanen ohne

ersichtliche Ursache angriffen. Meist begnügt sich das Nashorn damit, die Karawane nach allen Richtungen zu zerstreuen.

Überhaupt geschieht sein Angriff in ziemlich plumper, unüberlegter Weise, indem es seinen Gegner ins Auge faßt, sodann das Geäse tief auf den Boden senkt und, mit geschlossenen Lichtern blindlings, in gerader Linie auf den Gegenstand seiner Wut losstürmt. Mehr denn zehnmal bin ich auf diese Weise angenommen worden, so daß mir diese „Annehmer" schließlich die „angenehmsten" wurden, da man bei der nötigen Kaltblütigkeit den Koloß bis auf zehn Schritt anlaufen lassen und ihn sich mit gutem Kopfschuß vor die Füße legen kann. Ich meinesteils halte die Nashornjagd für eine der interessantesten Jagdarten, die ich in Afrika überhaupt mitmachte, und hoffe, so Hubertus will, im Laufe der Jahre noch manchen dieser Recken in mein „Jagd-Gedenkbuch" einzutragen.

Wenden wir uns am Schluß zum Elefanten. — Die letzten Jahre, welche ich ausschließlich der Elefantenjagd gewidmet hatte, gaben mir willkommene Aufschlüsse über die Lebensweise dieses stärksten aller Landsäugetiere, sowie über die Art und Weise der Jagdausübung seitens der Eingeborenen.

An dieser Stelle begnüge ich mich damit, seine Hauptcharakteristika anzuführen. Im allgemeinen ist die Anzahl der überhaupt lebenden Elefanten zur Zeit unzweifelhaft stark zusammengeschmolzen. Die Grenzen seines Verbreitungsgebietes sind bedeutend engere geworden, sofern man den ganzen afrikanischen Kontinent in Betracht zieht. Speziell in unserem Schutzgebiet ist ein Zurückweichen des Elefanten nach dem Süden bemerkbar; doch ist er in den Seeengebieten, sowie auch in einzelnen näher nach der Küste zu gelegenen Gebieten immerhin noch ziemlich häufig.

Die kolossalen Strecken, welche der Elefant zu durchwechseln pflegt, lassen es begreiflich erscheinen, daß er zeitweise an einzelnen Stellen gar nicht, zu anderen Zeiten häufig anzutreffen ist. Haupterfordernis für sein Vorkommen bilden weite, unbewohnte Strecken, gleichviel ob Steppe oder Pori, sowie dauerndes Vorhandensein von reinem Trinkwasser. Zur trockenen Zeit unternimmt er große Wanderungen, um, an Stelle der austrocknenden Wasserplätze, neue aufzusuchen.

Größere Rudel bis zu 50 und 100 Stück spalten sich während des größten Teiles des Jahres in kleinere Trupps, die jedoch stets untereinander Fühlung behalten. Zur Setzzeit schlagen sich diese Trupps auf kurze Zeit wieder zu einem Rudel zusammen. Alte Männchen, sogenannte „Tusker", äsen stets in gewisser Entfernung vom Haupttrupp und verhalten sich äußerst „heimlich", während jüngere Stücke, bei ihrem Wechseln und Äsen, durch Schnauben, Umbrechen von Bäumen 2c. oft großen Lärm verursachen. Der kundige Jäger läßt sich hierdurch nicht täuschen und wird sein Ziel nicht dort suchen, von wo der größte Lärm herschallt, sondern unter peinlichster Beobachtung der Windrichtung, an dem Haupttrupp vorbei, den „Tusker" anbirschen. Das geringste Schrecken auch nur eines Stückes veranlaßt den Tusker zu sofortiger eiligster Flucht, und hat man dann das zweifelhafte Vergnügen, aus dem allerdings mit manchmal unglaublicher Dummheit verhoffenden Trupp ein Stück auszusuchen, das den Abschuß lohnt.

Diesen Eventualitäten geht man am besten aus dem Wege, indem man zur Elefantenjagd die geeignetsten Monate, Juni bis Dezember, wählt. Zu dieser Zeit hat man es in der Hand, nur alten Einzelgängern und mehreren kapitalen Stücken zu folgen, Mutterwild aber ganz zu meiden.

Ich konnte durch diese Maßregel den Erfolg verzeichnen, daß mein geringster Elefant, den ich streckte, Zähne von je 40 Pfund, der kapitalste solche von je 114 deutschen Pfund trug. Ein immerhin sehr gutes Resultat, wenn man erwägt, daß Karawanen zur Küste kommen, welche vielleicht 200 Zähne bringen, von denen circa 100 Stück das Gewicht von 10 Pfund kaum erreichen, circa 75 Stück 15—20 Pfund und der Rest 30—50 Pfund wiegen!! Die Eingeborenen benutzen eben gerade die Zeit des Rudelns, um unter den in festen Einständen verharrenden Elefanten schonungslos aufzuräumen. Die alten Männchen entgehen fast stets diesem Gemetzel.

Ich wäre somit am Ende meiner Ausführungen angelangt, möchte jedoch nicht schließen, ohne ausgesprochen zu haben, daß wir, außer den angeführten, noch eine ganze Anzahl stärkerer und geringerer Antilopen, sowie Gazellen, in unseren Revieren haben, deren nähere

Bekanntschaft zu machen, ich jedoch keine Gelegenheit fand. Und obgleich mir Lebensweise, wie Vorkommen derselben — auch den Strauß schließe ich als charakteristischen Steppenbewohner hier ein — aus mündlichen Berichten der Eingeborenen wohl bekannt sind, so will ich doch das Prinzip aufrechterhalten, in meinen Berichten nur Dinge anzuführen, die mir durch lange Erfahrung geläufig sind.

Wildarten, auf die ich ein- oder zweimal zu Schuß gekommen bin, halte ich mich nicht berechtigt zu schildern, und muß den geehrten Leser damit vertrösten, daß es mir Hubertus vielleicht später vergönnt, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Ist es dem deutschen Waidmann möglich, sich aus den vorstehenden flüchtigen Zeilen ein ungefähres Bild von dem Wildstande in Deutsch-Ostafrika zu machen, so haben dieselben ihren Zweck erfüllt und werden zum besseren Verständnis meiner im folgenden geschilderten „Jagden am Bwemkuru" beitragen.

Jagden am Flusse Bwemkuru.

I.

Reise- und Marscherlebnisse.

> Viel Gewaltiges lebt, und nichts
> ist gewaltiger als der Mensch.
>
> Sophokles.

Nach kurzem Erholungsaufenthalte in Deutschland reifte mein längst gehegter Plan, eine längere Reise zu rein jagdlichem Zweck nach Deutsch-Ostafrika zu unternehmen, endlich seiner Ausführung entgegen. Meinem — inzwischen leider verstorbenen — Bruder, einem leidenschaftlichen Jäger, gelang es, sich auf längere Zeit frei zu machen, so daß er sich, nach gründlicher praktischer Vorbereitung, mir als Präparator anschließen konnte, was mir um so erwünschter war, als ich beabsichtigte, möglichst viele zoologische Präparate herzustellen und, je nach Jahreszeit und Örtlichkeit, seltenere Wildarten lebend nach Deutschland zu bringen, mich in dieser Hinsicht auch nach verschiedenen Seiten hin verpflichtet hatte.

Leider konnte ich letztere Absicht bisher noch nicht verwirklichen, da ich im ersten Jahre die passendste Fangzeit unbenutzt verstreichen

lassen mußte, mit Rücksicht auf mir vorher unbekannte, durch das Jagdgesetz vom 7. Mai 1896 bedingte Einschränkungen im Jagdbetriebe. Hierdurch nötig gewordene Verhandlungen mit den zuständigen Behörden, sowie unumgängliche Reisen, riefen eine große Verzögerung aller meiner Maßnahmen hervor und nötigten mich zur berufsmäßigen Jagd auf Elefanten, so daß ich den Tierfang auf spätere Zeit verschieben mußte.

Die Frage unserer Ausrüstung war insofern leicht gelöst, als die meinige, völlig intakt, nur auf zwei Jäger zugeschnitten zu werden brauchte. Unsere Ausrüstung an Gewehren bestand demnach in zwei Repetierbirschbüchsen Mod. 88, einer Büchsflinte Mod. 88, Kal. 16 und einer Bockdoppelbüchse 11½ mm für Teilmantelgeschosse und Blättchenpulver aus der Gewehrfabrik von Hofbüchsenmacher G r ü n d i g, D r e s d e n, Gewandhausstraße, und reichlicher Munition für alle Schußwaffen.

Wenn wir nur einigermaßen abergläubisch veranlagt gewesen wären, so hätte uns der Verlauf der ganzen Reise, bezüglich zu erwartender Jagdresultate, nicht gerade zu großen Erwartungen ermutigt. In Frankfurt a. M. veranlaßte der kurze Aufenthalt und schnelle Wagenwechsel ein Liegenbleiben unseres sämtlichen Passagiergepäcks, so daß dasselbe auf dem französischen Grenzzollamte in Petit-Croise nach uns eintraf und nicht abgefertigt werden konnte.

Jedoch machten wir gute Miene zum bösen Spiele und bestiegen in Marseille, nach tausend Scherereien auf dem dortigen Güterbahnhofe, woselbst unser Gepäck trotz Telegraphierens nach allen Richtungen hin, schlechterdings nicht ausfindig zu machen war, nur mit unseren Handkoffern, bei bestem Jägerhumor, den Dampfer „Djemnah“ der „Messageries maritimes“. — Besagtes Gepäck gelangte, nach vierzehntägigem „Hangen und Bangen in schwebender Pein“, in Sansibar endlich in unsere Hände.

Bald war unsere Ausrüstung hinsichtlich Proviant vervollständigt, und wir langten per Regierungsdampfer in Lindi an, welchen Küstenort wir als Ausgangspunkt für unsere Expedition gewählt hatten.

Ich übergehe unsere zum Zwecke des Flußpferdfanges nach dem Rovuma unternommene Expedition; dieselbe verlief, wie oben erwähnt, hinsichtlich Fanges resultatlos, weil ich nach kurzem Aufent-

halte im Revier, zur Regelung entstandener Schwierigkeiten, nach Dar-es-Salaam mußte und so die günstigste Zeit verpaßte.

Nachdem ich von Dar-es-Salaam zurückgekehrt war, versammelte ich meine Begleiter — außer meinem Bruder zwei eingeborene Jäger, Mussa und Libanda — in Lindi, um von neuem eine Expedition auszurüsten und zwar lediglich zur Ausübung der berufsmäßigen Elefantenjagd, wozu mich der nolens volens gelöste „große Jagdschein" (Kostenpunkt 500 Rupies = 900 Mark pro Jahr und je 100 Rupies für die ersten fünf gestreckten Elefanten) berechtigte. Schon von meinen früheren Jagden her, war mir ein Revier bekannt, welches 5—6 Tagemärsche von Lindi gelegen, ziemlich reich an Antilopen, zugleich aber auch ein guter Elefanteneinstand war. Nach kurzer Beratung entschlossen wir uns denn, dahin aufzubrechen, in der Absicht, uns dortselbst an günstiger Stelle ein Jagdhäuschen zu erbauen und bis zum Eintritt der Regenzeit — es war inzwischen Mitte September geworden und Anfang Januar der Beginn der Regenzeit zu erwarten — dortselbst zu bleiben.

Die Anwerbung von einigen zwanzig Trägern machte zu jener Zeit in Lindi einigermaßen Schwierigkeiten, weil kurze Zeit vorher eine größere militärische Expedition nach dem Schabrumagebiet abmarschiert war und eine große Anzahl von Trägern mitgenommen hatte. Schließlich jedoch waren auch die erforderlichen 25 Träger, dank meiner langjährigen Bekanntschaft mit Sklavenbesitzern, in Lindi angeworben, und der Marsch konnte beginnen.

Am 25. September morgens, von herrlichstem Wetter begünstigt, setzten wir uns über Nguru Mahamba, einem kleinen Dorf, an dem gleichnamigen Kreek gelegen, nach der Schamba* des Suaheli Osman bin Maugnadja in Marsch. Wir erreichten dieselbe nach fünfstündigem ziemlich lässigem Marsch, wie dies an den ersten Marschtagen zu sein pflegt, wenn die Träger noch nicht trainiert sind. Das ziemlich flache Gelände zeigte auf dem ganzen Wege den typischen Charakter der Küstenreviere, jenes unansehnliche graue Gebüsch, welches, durch die zur Zeit größte Dürre, jedes Blätterschmuckes entbehrend, einen überaus traurigen Eindruck macht, der bei stundenlangem Marsch

*) Schamba = bestelltes Feld.

auf den engen, in Schlangenwindungen hindurchführenden Neger-pfaden geradezu erschlaffend wirkt.

Die Aufnahme bei Osman bin Mangnadja war den Umständen nach befriedigend. Eier und Hühner wurden in genügender Anzahl gebracht, womit man ja auf Expeditionen vollauf befriedigt ist.

Am 26. setzten wir den Marsch fort bis zur Schamba des Suahelis Jussuf, welche in 5½ Stunden erreicht wurde. Der Marsch führte durch coupiertes Gelände und war deshalb schwieriger als am vorhergehenden Tage. Ich begnügte mich daher mit der geringen Marschzeit von 5½ Stunden und bezog hier Lager. Die Schamba machte einen recht dürftigen Eindruck; auch waren, trotz eifriger Bemühungen unserer beiden Boys, weder Eier noch Hühner aufzutreiben, und so mußten denn unsere Konserven herhalten. Wohl zeigten sich auf den nächstliegenden Feldern Fährten von Schirr- und Schopfantilopen, doch schenkte ich nach genauer Besichtigung des ganzen Geländes den Versicherungen der Eingeborenen Glauben, daß dieselben nur des Nachts zur Äsung austräten, und sah von einer Birsch ab.

Am 27., morgens 5 Uhr, Aufbruch und Marsch in durchweg bergigem Terrain zwischen sich weit hinziehenden Schamben hindurch, bis 10 Uhr vormittags zur Schamba Wimbi. Hierselbst wurde abgekocht, und da kaum so viel Wasser vorhanden war, daß die Träger bis zum anderen Tage damit gereicht hätten — die Eingeborenen holten das Wasser aus einem zwei Stunden entfernten Wasserloche!! —, so marschierten wir nachmittags 2 Uhr weiter bis zu einer spärlichen Quelle, hinter einem Berge „Kiambue" gelegen. Ankunft dortselbst 5 Uhr nachmittags. Die Quelle befand sich inmitten eines ausgedehnten Bambusdickichts.

Von hier ab trafen wir auf dem ganzen Marsch täglich mehr oder weniger große Bambusbestände an, die uns zuerst recht interessant erschienen, die wir jedoch im weiteren Verlaufe unserer Jagden noch tausendmal dahin verwünschten, wo der Pfeffer wächst.

Am 28. Marsch bis Schamba Luangua. Hier beginnt das Gebiet der Wamöeras, eines schwächlichen, entnervten Negerstammes, dem in Zukunft unsere reichen Strecken recht zu statten kamen, denn es war zweifellos, daß die Schwarzen bei unserem Rückmarsch später durchweg einen weit wohlgenährteren Eindruck machten.

Das Elefantenrevier am Bwemkuru.

Bei den armen Kerlen war denn auch, wie kaum anders zu erwarten, absolut nichts zu haben; wir schätzten uns glücklich, am 29. von dort wieder aufbrechen und Bangala in 4½stündigem Marsch erreichen zu können. Das Terrain war an diesem Marschtage völlig eben, unbewohnt und wies einen durchweg lichten Bestand auf, war also richtiges „Pori" *). Wir fanden schon nach der ersten Marschstunde Fährten von Wasserbock, Elen- und Rappen-Antilope.

Dicht bei dem ziemlich ausgedehnten und einen für hiesige Verhältnisse beinahe wohlhabenden Eindruck machenden Dorfe erhebt sich, bis zu einer Höhe von vielleicht 300 m, der Berg Bangala. Da wir zeitig genug ins Lager kamen, so hingen wir nach dem Abkochen um und machten uns auf den Weg, den Berg zu erklettern. Obgleich ich, trotz meiner Leidenschaft für tägliche angestrengte Jagdmärsche — oder vielleicht gerade deshalb —, es nachgerade vorziehe, mir Berge lieber „von unten" anzusehen, so hatte es doch einen gewaltigen Reiz für uns beide, den Berg zu ersteigen, da wir hoffen durften, von seinem Gipfel aus unser ganzes zukünftiges Jagdterrain übersehen zu können.

Wir hatten die kleine Strapaze nicht zu bereuen. Nach Norden, nach dem Rufidji zu, erstreckte sich, Terrainwelle an Terrainwelle gereiht, das „Bwemkuru-Revier"; der Fluß selbst wurde durch dunklere Schattierung des Bestandes ziemlich deutlich markiert. Nach Westen zu lagerte sich, die weitere Aussicht versperrend, in der Entfernung eines kleinen Tagemarsches in breiter, kompakter Masse der „Ilulu-Berg", über den uns unser morgiger Marsch führen mußte.

Im Nordwesten lugte, gleichwie eine Boje auf leichtbewegter See, ein nackter Fels von beinahe kugeliger Gestalt, der Berg „Namatuhi" aus dem Busch hervor. Beide Berge, Ilulu wie Namatuhi, sollten uns später oft als Retter in der Not erscheinen, wenn es galt, durch Erklettern hoher Bäume, die Richtung auf unser Lager festzustellen.

*) Pori = unbewohntes Terrain mit mehr oder weniger dürftigem Bestande, meist Flachland. Der Ausdruck „Porini" = „im Busch" wird besonders im Gegensatz zu „Mjini" = „i. d. Stadt" od. „Schambani" = „in der Schamba" gebraucht.

Am 30., morgens um 3 Uhr, bei herrlichem Mondschein, Aufbruch nach dem hinter dem Iluln-Berge liegenden Wamöera-Dorfe „Mnero". Nach einem anstrengenden Marsche von 4½ Stunden erreichten wir Ilulu, überkletterten den wohl 500 m hohen Berg in zwei Stunden und machten auf dem jenseitigen Abhange, in halber Höhe des Berges, bei einer reichlich silberklares, kühles Wasser spendenden Quelle, über eine Stunde Rast. Vor uns breitete sich in größerer Nähe, sozusagen zu unseren Füßen, unser künftiges Jagdrevier aus, und unwillkürlich drängten sich uns die Gedanken auf: „Wie werden unsere Strecken ausfallen? Werden wir besonders auf Elefanten Waidmannsheil haben?"

Mittlerweile konnten wir ein buntes Treiben beobachten: Hunderte von wasserholenden schwarzen „Rebekkas", Wamöera-Weiber, welche aus oft stundenweiter Entfernung zum Wasserschöpfen kamen. In ihrer Nationaltracht, nur ein buntes Tuch um die Hüften und mit handbreitem Perlschmuck an Hals und Armen, boten viele den Anblick herrlicher Büsten, um die sie jede „Kulturdame" beneidet haben würde. Einige Kupfermünzen oder auch abgeschossene Hülsen Mod. 88 erweckten bei den anfänglich zaghaften Schönen nach und nach völliges Zutrauen, und bald flogen Scherzworte unschuldiger, kindischer Art in schlechtem Kimoëra und noch schlechterem Kiswahili, zwischen unseren Trägern und den Weibern hinüber und herüber.

Linker Hand vor uns erhob sich, durch den tiefen Sattel eines felsigen Ausläufers des „Ilulu" gebildet, in gigantischen Formen senkrecht ansteigend, eine dunkel gefärbte Felswand bis zu schwindelnder Höhe. Die Entfernung bis zu jener Wand betrug vielleicht 200 m, und scherzhaft äußerte mein Bruder die Absicht, mit einem Schuß aus Mod. 88 auf jene Wand, das doch gewiß prächtige Echo zu probieren. Mein Bruder bezeichnete noch kurz die Stelle, auf welche er halten wollte, etwa 50 m unterhalb des höchsten Grates, als auch schon sein Schuß vielfaches, donnerndes Echo an den Felswänden weckte. Und siehe da! An der bezeichneten Stelle markierte sich der Treffer deutlich als heller, weißer Punkt, nachdem eine winzige, weiße Staubwolke die Stelle verhüllt hatte! — Der Fels bestand aus ziemlich weichem, basaltartigem Gestein und

war mit einer beinahe schwarzen Verwitterungsschicht überzogen. Wir hatten kaum diese Bemerkung gemacht, als wir uns gegenseitig die Frage aus dem Munde nahmen: „Wie wäre es denn, wenn wir unsere Initialen in Riesenlettern dort in jene für Menschenhände unerreichbare Wand meißelten?"

Gesagt, getan. Ich besaß von meinen letzten Jagden noch eine große Anzahl Patronen Mod. 88, welchen ich „nicht mehr recht traute", und in weniger denn 10 Minuten prangte in blendender Weiße, wenn auch nicht geometrisch genau, doch deutlich lesbar A. K. u. P. K., in einer Höhe von über 300 m über dem Erdboden, jeder Buchstabe wohl 10 m hoch und ebenso breit.

Verwundert schauten die Schwarzen auf unser Beginnen und mochten wohl an irgend eine „Dawa" (spr. Daua) — „Medizin" — denken, welche die „Wasungus" (Europäer) für die bevorstehenden Jagden vornähmen. Die Eingeborenen haben nämlich eine solche Unmenge von „Dawas" und „machen" bei jeder Gelegenheit, besonders aber bei der Jagd „Dawa", daß sie, bei ihrer abergläubischen Veranlagung, schließlich jede ihnen unerklärliche Handlung für „Dawa" halten.

Endlich verließen wir, die Träger mit sehnsüchtigem Zurückblicken nach den Weibern, neugestärkt den Rastplatz und erreichten, nach weiterem halbstündigen Abstieg, ebenes Terrain. Nach kaum einer Stunde stieß ich, als Vorderster in der Marschkolonne, auf alte Elefantenfährten, und hier hielten wir es für angebracht, Halt zu machen und einer der Proviantlasten eine Flasche „Hennessey" zu entnehmen, um ihr mit kräftigem Waidmannsheil den Hals zu brechen. Mussa, der, durch den jahrelangen Verkehr mit mir, längst, trotz Mohammed und anderen Propheten, der Mäßigkeit „entsagt" hatte, schlug sonderbarerweise den angebotenen Cognac aus. Bald klärte sich mir jedoch dieser „Zwiespalt der Natur" auf. Libanda wollte, angesichts der ersten Elefantenfährte, erst „Dawa machen", wobei ihm Mussa — in dem ich nun allerdings einen kleinen Heuchler erkannt zu haben glaube, da er viel zu intelligent ist, um an all den Humbug ernstlich zu glauben —, assistieren mußte.

Libanda entledigte sich seines Hüftentuches und breitete dasselbe über eine Elefantenfährte aus, nachdem er in dieselbe eine Handvoll

Mtama(Negerhirse)-mehl getan hatte, kniete dann auf dem Tuche nieder und begann mit lauter Stimme:

„Alle meine Vorfahren: Seliman, Fargallah, Ali und wer noch vor mir ins Jenseits gegangen ist, hört mich an! — Hört ihr mich? — Ihr alle waret große Jäger und habt viel Wild geschossen, so viel, als am ganzen Bwemkuru lebt! Hier sind zwei Europäer, große Jäger, seid denselben behilflich, daß sie recht viel erlegen: Elefanten, Büffel, Gnus, Zebras, und was es sonst für Wild am Bwemkuru gibt! Hört ihr mich! Bitte, bitte, bitte! Verderbt durch eure Mißgunst nicht unsere Jagd, an keinem Tage! Bitte, bitte, bitte! Ich will euch so oft Mehl opfern, als ihr verlangt, nur verderbt nicht die Jagd der großen Europäer durch eure Mißgunst! Bitte, bitte, bitte!" Noch lange tönte uns das „Tschonde, tschonde, tschonde" *) in den Ohren.

Hierauf lautes dreimaliges Händeklatschen, und die „Dawa" ist „gemacht". Hoffnung strahlt aus Libandas Augen und teilt sich auch uns unwillkürlich mit; „Waidmannsheil!" — Kaum ist Mussa, der ebenfalls niedergehockt war, aufgestanden, als er nach der Cognacflasche verlangende Blicke richtet; dieselbe wird ihm gern gereicht; auch Libanda wird nicht vergessen und seine Versicherung, daß wir „sehr viel schießen" würden, mit gläubigstem Gesicht entgegengenommen. Unseren vereinten Anstrengungen kann die Flasche Hennessey, vermöge ihrer angeborenen „Engbrüstigkeit", nicht widerstehen und — „Prosit Rest!" ruft mir mein Bruder zu.

Sorgfältig wird die leere Flasche wieder in die Kiste zurückgetan, um noch heute in Mnero den Kaufschilling für ein mehr oder minder „dispeptisches" Huhn abzugeben.

Immer höher steigt der als Geröllhaufen sich präsentierende, dicht bei Mnero liegende Berg Nangalimbo aus dem umgebenden Buschwald heraus, und nach zwei Stunden haben wir Mnero, unser vorläufiges Ziel, erreicht.

Durch Mussa hatte ich erfahren, daß in Mnero ein alter, erfahrener Elefantenjäger, namens Magawira, wohnen sollte. Im Dorfe

*) „Tschonde" = schmeichelnder Ausdruck, meist von Händeklatschen begleitet und bei den Wamöera und Wagao gebräuchlich.

angekommen, schlugen wir unser Zelt unter einer breitästigen Tamarinde auf und hielten zuerst den gewohnten „Cercle“ ab. Der „Jumbe“ (Ortsälteste), namens Mtschata, versicherte uns — in der Aussicht auf künftige volle Fleischtöpfe natürlich — seiner vollsten Ergebenheit. Sein Dorf sei unser Dorf, sein Haus unser Haus, seine Weiber die unsrigen — wir dankten! — ließ uns also mit einem Wort erkennen, daß ihm unser Kommen sehr angenehm sei.

Alle seine Komplimente konnten uns kaum Interesse abgewinnen, so daß ich ihn durch die Frage unterbrach, ob Magawira zu Hause sei. Diese Frage wurde verneint, aber sofort hinzugesetzt, daß er schon einen Boten an ihn nach Mesasi, einer zwei Tagemärsche entfernten englischen Missionsstation, der „Universities Mission“, gesandt habe, um ihn zu holen. In drei Tagen würde derselbe in Mnero eintreffen. So beauftragte ich ihn denn, so schnell als möglich ein Dutzend Hühner und gegen 50 Eier heranzuschaffen, wohl wissend, daß er doch kaum den zehnten Teil des Geforderten bringen würde.

Nach einer Stunde kam er dann auch glücklich zurück und brachte eigenhändig zwei magere Hühner und ein Dutzend Eier, von denen sich nachträglich noch vier als faul herausstellten, mit der Versicherung, daß in seinem Dorfe auch nicht ein Ei oder Huhn, außer den gebrachten, aufzufinden sei. Ich bezahlte ihm Hühner und Eier so anständig als möglich, nämlich mit sechs Armlängen „Americano“ — dünner, weißer Baumwollstoff, der ein im Innern überall gangbarer Tauschartikel ist — und schenkte ihm obendrein die leere Flasche. — Nach kaum einer Stunde hockten gegen zehn Schwarze vor meinem Zelt, mit Hühnern und Eiern in den Händen.

Ich kaufte nun so viel, als wir für die nächsten Tage brauchten, und erheblich billiger als vorher.

Den nächsten Tag hatte ich als Ruhetag für die Träger bestimmt und zugleich das Ablohnen der Leute in Aussicht genommen, so daß dieselben am dritten Tage nach Lindi zurückmarschieren konnten. Bei der Ablohnung — jeder Träger erhielt laut Abmachung 3 Rupies = 4 Mark — erklärten sechs derselben, bei mir bleiben zu wollen. Da Mussa mir auseinandersetzte, daß wir die-

selben im Jagdlager jedenfalls sehr gut brauchen könnten zum Hausbau, Hereinschaffen von Wildbret &c. &c. und auf die Wamöeras gar kein Verlaß sei, so willigte ich ein und behielt dieselben bei mir.

In der Folge stellte es sich heraus, daß diese Maßregel sehr angebracht war, denn die Wamöeras waren tatsächlich nur dann zu haben, wenn es Wildbret zu holen galt; bei drohender Arbeitsgefahr waren sie jedoch im Umsehen verduftet.

Wie hätte ich wohl das Elfenbein von den oft 12—20 Stunden, vom Lager entfernt gestreckten Elefanten, nach Hause schaffen sollen?

Wer am dritten Tage unseres Aufenthaltes in Muero nicht kam, war Magawira, und auch der abgesandte Bote schwirrte irgendwo in der Weltgeschichte umher. Die stete Antwort auf meine Frage war das stereotype: „Kescho, Bwana!" „Morgen, Herr!"

Endlich am siebenten Tage, nachdem ich schon hatte allein aufbrechen wollen und nur durch Mussa daran verhindert wurde, der es für durchaus nötig hielt, den revierkundigen Magawira mitzunehmen, traf derselbe in Muero ein. Nach den Erzählungen der Muero-Leute — Magawira sollte in seinem Leben 100 Elefanten geschossen haben — hatte ich mir denselben als einen Menschen vorgestellt, der, gelinde gesagt, Bäume aus der Erde reißen könne. Ich denke, ich soll lang hinschlagen, als eine zum Skelett abgemagerte Figur, der man auf den ersten Blick Rhachitis, Asthma, Schwindsucht, und wer weiß was noch für körperliche Gebrechen ansah, vor mein Zelt tritt und sich als „Elefantenjäger Magawira" legitimiert. Ich habe den Kerl nie schießen sehen, bezweifle aber heute noch, daß derselbe imstande ist, den Rückstoß einer mit den üblichen 25 g Pulver und zwei Kugeln geladenen federleichten Perkussionsflinte, mit seinem gebrechlichen Körper aufzufangen. Er mußte nach dem Schuß unfehlbar einen Purzelbaum schlagen!

Wie dem nun sein mochte, ein anderer Elefantenjäger oder auch nur Revierkundiger war nicht aufzutreiben, und so marschierten wir denn am anderen Tage, nunmehr mit Wamöera-Trägern und minus 75 % Hoffnung, nach dem Bwemkuru.

Schon nach der ersten Stunde hatten wir Magawira längst weit hinter uns gelassen; derselbe traf, da ich nach zwei Stunden an einer günstigen Stelle, um ihn nicht gleich von vornherein völlig

zu vergrämen, Halt machte, ungefähr eine Stunde später als wir dort ein. Mein Bruder sagte nur: „Das kann ja nett werden!" womit er meinen Gedanken auf halbem Wege entgegenkam.

Die auf der folgenden Wegstrecke häufig sich zeigenden Fährten von Gnu, Zebra, Wasserbock, Rappen-Antilope, Elefanten, sogar die einiger Büffel, ließen uns indes bald wieder aufleben und schwellten unsere Brust mit neuer Hoffnung. Wenn wir hier nicht gute Strecken erzielten, dann mußte es sonderbar zugehen, trotz Magawira und seiner offenbaren Unfähigkeit.

Selbst Mussa, der als alter Jäger vom Westufer des Nyassa, einer guten Wildgegend, doch wohl an Wildreichtum gewöhnt war, blieb ein über das andere Mal stehen und sagte, auf den breit ausgetretenen Wechsel eines aus vielleicht 30 Stück bestehenden Gnu- oder Zebrarudels deutend: „Meinst du nicht, Bwana, daß wir hier ganz Mnero und Umgegend mit ‚Fleisch' werden versorgen können?"

Da es gerade Mittagszeit war und die Sonne ihre sengenden Strahlen direkt vom Zenit herniedersandte, so war natürlich auch nicht einmal daran zu denken, irgend welches Wild anzutreffen; dasselbe mußte zu dieser Zeit in dichteren Beständen stehen.

Allenthalben sah man, links und rechts vom Pfade, Bäume, in deren Kronen die Wamöeras für die Bienen aus Baumrinde hergestellte, an beiden Stirnseiten geschlossene Cylinder befestigt hatten*). Libanda, welcher stets die Augen nach oben gerichtet hatte, entdeckte auch wiederholt Bienen in hohlen Bäumen und bezeichnete vorsorglich mit dem Beil den Baum, wie auch die Stelle auf, resp. neben dem Pfade. Oftmals verschaffte uns Libanda später auf der Fährtenfolge eine freudige Überraschung, indem er erklärte, in der Nähe Bienen zu wissen. Die Erlaubnis zum „Aushauen" derselben erteilte ich ihm stets gern, und sehr oft konnten wir uns dann an den gefüllten goldigen Waben delektieren.

Bald war auch der Berg Namatuhi, ein einziger nackter, beinahe kugelrunder Granitblock von circa 100 m Höhe, erreicht, und nun ging es ohne Weg und Steg — denn bis hierher hatten die

*) Der Eingeborene bezw. Suaheli nennt diese „Bienenkörbe" sehr bezeichnend „Msinga" = Kanone.

„Bienenjäger" noch einen einigermaßen erkennbaren Pfad getreten — zuerst in dem trockenen Flußbett des „Namatuhi", welcher in den Bwemkuru mündet, und dann quer durchs Pori, auf den Bwemkuru zu. Nach einstündigem Marsch, vom Namatuhi aus, war endlich das Lager erreicht, welches als solches schon vor uns Bienen- und anderen Jägern gedient hatte; das zeigte ein Dornenverhau, welcher zum Schutz gegen Raubzeug errichtet war, und innerhalb desselben aus Bambusstäben hergestellte Schlafstätten.

Die für das Lager bestimmte Stelle lag 100 m von dem zur Zeit trockenen Flußbett des Bwemkuru und bildete eine kleine Erderhebung inmitten einer ausgedehnteren Grasebene, an welche sich rings das lichte Pori anschloß. Zwischen Lager und Bwemkuru befand sich ein kleiner Teich mit trübem Wasser, als letzter Rest des zur Regenzeit die Grasebene überflutenden Hochwassers. Wildfährten aller Art standen bis zum Rande des Wässerchens und zeigten, daß hier zur Nachtzeit ganze Rudel von Zebras, Gnus und Rappen-Antilopen zur Tränke kamen. Auch einige Elefantenfährten ließen erkennen, daß die Stelle den Dickhäutern zuweilen als „Fußbad" willkommen sei. Im Bwemkuru-Bett, welches eine durchschnittliche Breite von 30 m hatte und an allen Stellen steil abfallende, sandige Ufer aufwies, brauchte man nur fünf Minuten flußaufwärts zu gehen, um ein Wasserloch zu finden, welches sich, wegen des reinen, sandigen Untergrundes, zum Trinkwasser eignete.

So waren denn die Aussichten im allgemeinen recht günstige, und in hoffnungsvoller Stimmung wurde das Lager aufgeschlagen. Bald erhob sich unser Zelt auf dem höchsten Punkte der kleinen Anhöhe, während Jäger und Träger in dem alten Dornenverhau sich häuslich einrichteten, trockenes Gras für ihre Schlafstellen heranschafften ꝛc. Nicht lange, so flammten an verschiedenen Stellen Kochfeuer auf und bemächtigte sich unserer jene trauliche Stimmung, wie herrliche Tropenabende sie hervorrufen.

Nach dem Abendessen rief ich die Jäger Mussa und Libanda heran und verabredete mit ihnen schon für den anderen Morgen eine Birsch. Unter den Trägern befand sich ein junges Bürschchen, welcher, in einer guten Elefantengegend zu Hause, die Jagd auf diese Dickhäuter schon häufig mitgemacht zu haben vorgab. Ich

wählte denselben zu meinem steten Begleiter und hatte dies für die Folge auch nicht zu bereuen, da er ein ausdauernder Läufer war, sich in dem unbekannten Terrain stets gut zu orientieren wußte und sich bei der eigentlichen Jagd, was Schweiß- und Fährtenfolge betraf, als äußerst eifrig und findig erwies. Vor allem zeigte er später, bei Begegnungen mit Elefanten, nicht jene alberne Furcht, welche die Eingeborenen im allgemeinen auszeichnet. Derselbe befand sich, wie wir später sehen werden, auch in kritischen Momenten stets an meiner Seite, immer bereit, mir einen neuen Patronenrahmen in die Hand zu drücken, obgleich er oft ziemlich schwer mit Rucksack nebst reichlichem Inhalt, Beil, Standhauer, Feldflasche rc. belastet war.

II.

Allerlei Birscherlebnisse.

Ich folge in den nachstehenden Schilderungen im wesentlichen den Aufzeichnungen in meinem „Jagd-Gedenkbuch". Es ist mir natürlich nicht möglich, und liegt auch nicht in meiner Absicht, sämtliche unternommenen Birschen aufzuzählen, da ich täglich, oft zweimal, morgens und abends, der Jagd oblag, und infolgedessen den Leser langweilende Wiederholungen unausbleiblich sein würden. Ich werde mich darauf beschränken, besonders interessante Momente herauszugreifen und durch ausführliche Schilderung derselben ein getreues Bild unseres Jagdbetriebes am Bwemkuru zu entwerfen.

Dieser Umstand dürfte es hinreichend erklärlich erscheinen lassen, daß hier von mehr oder weniger *erfolgreichen* Jagden die Rede sein wird. Abgesehen davon, daß man von Mißerfolgen ungern zu erzählen oder gar zu schreiben pflegt, haben dieselben für den Leser auch wohl kaum Interesse.

Ich möchte nun aber auch nicht den Glauben erwecken, daß bei unseren Jagden alles nur so „am Schnürchen" gegangen sei, und daß, was das Treffen anbelangt, Dubletten an der Tagesordnung

gewesen wären. Leider war dies nicht der Fall. Ich habe nicht nur häufig, ebenso wie mein Bruder, schändlich gepudelt, sondern die Resultate waren an vielen Tagen gleich Null und standen noch öfters in keinem Verhältnis zu den mitunter ungeheueren Strapazen.

Am nächsten Morgen überraschte uns Magawira durch die Mitteilung, daß er Leibschmerzen habe und nicht an der Jagd teilnehmen könne; — so blieb er denn im Lager. Wir teilten uns in zwei Parteien. Mein Bruder wählte Libanda und einen Träger, ich selbst Mussa nebst dem vorerwähnten „Yao"-Jungen als Begleiter*).

Ungefähr tausend Schritt vom Lager standen auf einer Blöße zwei Bleichböcke, Antilopen von der Stärke eines Rehes. Ich führte meine Bockdoppelbüchse und konnte auf 60—70 Gänge eine saubere Dublette machen. Nachdem die Böcke sorgfältig aufgebrochen — sie sollten als Präparate dienen — und, an den Ästen eines schattigen Baumes aufgehängt, auch zum Schutz gegen Aasgeier mit Laub verblendet waren, setzte ich meine Birsch in der Richtung auf den Namatuhi-Berg fort.

Nach weiteren tausend Schritten, wobei unser Weg durch dichten Bambus führte, stießen wir plötzlich auf die flüchtigen Fährten zweier Elefanten, welche in dem Bambus gestanden und auf meine Schüsse hin flüchtig geworden sein mußten. Die Fährten standen rechtwinklig zu unserer ursprünglich eingeschlagenen Richtung, rechts am Namatuhi vorbei. Bald waren wir darüber einig, daß die Elefanten als ein Kapitaler und ein Mittelelefant anzusprechen, beides jedoch Bullen seien. Nach kurzer Beratung wurden wir uns schlüssig, den Fährten sofort zu folgen. Es war mittlerweile circa 7 Uhr geworden, und die Sonne begann eben durch die Baumkronen zitternde Lichtbilder auf den in perlendem Tau erglänzenden Erdboden zu werfen.

---

*) Anmerkung. Die Wayaos bewohnen ein nicht allzugroßes Gebiet im Hinterlande von Lindi bezw. Mikindani. Einige ihrer Ansiedlungen reichen bis zum Norduser des Rovuma, wo häufig Ansiedlungen von Wakuas, Wamöeras, Wakondes und Wayaos beieinander zu finden sind. Die Wayaos sind intelligenter als die anderen aufgeführten Stämme.

Mussa knüpfte an diese Feststellung, auf meine Aufforderung hin, gleich eine längere Belehrung, wodurch man Bullen und Kühe, Kapitale und Mittle, bezw. Geringe beider Geschlechter, nach den Fährten ansprechen könne. Alle seine Angaben erwiesen sich nach meiner späteren Erfahrung als richtig. Die absolute Stärke einer Elefantenfährte berechtigt durchaus nicht zu der sicheren Annahme, daß man, was die Stärke der Stoßzähne anbetrifft, auch einen Kapitalen vor sich habe. Im allgemeinen unterscheiden sich die Vordertritte des Bullen von denjenigen der Kuh durch ihre beinahe kreisrunde Form, welche bei alten „Tuskern" sich sogar der viereckigen — mit abgerundeten Ecken natürlich — nähern kann. Bei den Vordertritten der Kuh wird stets eine mehr oder minder ovale Form erkennbar sein; doch können diejenigen recht alter Tiere auch Achtung einflößende Dimensionen haben.

Nun zur Hauptsache. Die bei beiden Geschlechtern wesentlich schmäleren Hintertritte werden bei alten „Tuskern" im Verhältnis zur Stärke der Vordertritte stets unverhältnismäßig schmal und lang sein. Bei außerordentlich kapitalen Bullen fand ich Hintertritte, welche geradezu spitz ausliefen und in ihrer Breite die Länge bei weitem nicht zur Hälfte erreichten.

Als maßgeblich für die „Größe" — Höhe — eines Elefanten sind auch, nach längerer Erfahrung, mit ziemlicher Sicherheit die „Schrittlänge" wie der „Schrank" anzusehen, soweit nicht andere Merkmale, wie Himmelszeichen, die Stärke deutlicher erkennen lassen.

Einen ziemlich sicheren Anhalt gewährt die Berechnung, daß der Elefant im Rücken so hoch ist als der doppelte Umfang seines Vordertrittes. Wie gesagt, diese Berechnung stimmt nicht auf den Centimeter, doch im wesentlichen ziemlich genau. Nehme ich z. B. den Durchmesser des stärksten, in meinem Besitz befindlichen präparierten „Elefantenfußes" mit 65 cm, so beträgt der Umfang desselben 2,042 m. Die Höhe des Elefanten ergibt sich aus dieser Berechnung zu 4,08 m, was meinen Messungen am gestreckten Elefanten, bis auf einige Centimeter, entspricht. Erwähnen möchte ich noch, daß die größte erreichbare Höhe des Elefanten 5 m beträgt, die allerdings selten ist.

Im weiteren Verlaufe unserer Fährtenfolge kreuzten wir wiederholt die frischen Wechsel ganzer Rudel von Wasserböcken, Rappen-Antilopen und Zebras. Nach dreistündigem Marsche — die Sonne brannte inzwischen mit sengender Glut und trocknete unsere Kehlen in unangenehmer Weise aus — befanden wir uns plötzlich, aus dichtem Bambus tretend, auf kaum 80 Schritt einem Rudel Gnus gegenüber, das ich in der Schnelligkeit auf ca. 40, darunter kapitale Stücke, schätzte. Die Gnus standen dicht zusammengedrängt im Schatten einer kleineren Baumgruppe, und nur das eifrige Bewegen der Schweife, wie das Schütteln der bemähnten Häupter zur Abwehr der Insekten, machten sie sofort bemerkbar.

Als die Gnus uns eräugten, ertönte vielfaches, erschrecktes Prusten, einige machten possierliche kurze „Bocksprünge" auf uns zu; mein höfliches Hutschwenken ließ jedoch bald das ganze Rudel in plumpem Galopp flüchtig werden, doch konnten wir in dem lichten Bestande noch erkennen, daß sie auf ca. 200 m verhofften, um nun erst endgültig zu verschwinden. Leicht hätte ich eine Dublette machen können, doch — wir befanden uns auf Elefantenfährte. Und — sonderbar — fast regelmäßig bot sich mir hierbei Gelegenheit, bald auf einen kapitalen Keiler, bald auf Antilopen, bald auf Zebras zu Schuß zu kommen. Nur einmal machte ich Gebrauch hiervon, als sich mir ein guter Büffel auf 80 Gänge so recht schön breit präsentierte und streckte ihn mit Halsschuß im Feuer. Glücklicherweise befand sich der Einstand des von uns gefolgten Elefanten noch stundenweit; doch hätte ich es auch nicht bereut, wenn ich denselben vergrämt haben würde, da das kapitale Gehörn eine der prächtigsten Trophäen meiner Sammlung bildet.

Noch stand ich im Anblick der dahinstürmenden Gnuherde vertieft und hob eben den Fuß zum Weiterschreiten, als mich der Yao-Junge — mit Namen Mchante — am Arm zurückriß: „Nioka, bwana!" „Eine Schlange, Herr!" — Und richtig lag vor mir in einem der mit weichem, trockenen Grase ausgepolsterten Elefantentritte eine P u f f o t t e r und reckte züngelnd ihren dreieckigen Kopf empor. Nun, hier brauchte man nicht zu schießen. Schnell war ein derber Stock abgeschnitten, ein wuchtiger horizontaler Hieb, und weithin flog das gefährliche Reptil, mit zerschmettertem Genick krampf-

haft sich im Grase windend. Schnell das Skalpell heraus, den Kopf vom Rumpfe getrennt, ein Längsschnitt am Bauch entlang bis zur Schwanzspitze, und glatt läßt sich die in allen Nuancen schimmernde braune Haut abziehen. Hinein mit ihr in den Rucksack und weiter!

Ja, weiter, und zwar viel weiter, als wir uns hatten träumen lassen! Unzählige Male, sobald wir uns dichterem Bestande näherten, erwarteten wir, daß sich die Elefanten hier eingestellt haben mochten. Vergebliche Hoffnung! Dieselben hatten zwar geäst, besonders Wasserlianen, welche in diesen Dickungen, gleich riesigen schwarzen Schlangen, in großen Bogen und Schlingen von den Bäumen herniederhingen, waren jedoch wieder in den lichten Bestand ausgetreten und, trotz der glühenden Hitze, weitergezogen.

Unser Durst hatte sich nachgerade bis zur Unerträglichkeit gesteigert; doch Mussa wußte Rat. „Eine Viertelstunde Rast", bestimmte er. Dann nahm er den mitgeführten Standhauer und hieb mehrere Lianen an der Stelle, wo dieselben der Erde entsprossen, ab, da sonst das in ihnen befindliche Wasser sich blitzschnell in die Erde zurückzieht. Mchante mußte den Baum ersteigen — der arme Junge konnte vor Durst kaum noch sprechen — und die Ausläufer der Lianen an den Stellen, wo sie sich an die Äste klammerten, durchhauen. Prasselnd fielen die mehr als armstarken und 15—20 m langen „Schmarotzer" zur Erde. Dieselben wurden in armlange Stücke gehauen, und nun konnte man sich das zwar klare, aber fade schmeckende und überdies warme Wasser durch Senkrechthalten der einzelnen Stücke in den Mund laufen lassen. Doch die Flüssigkeit erfüllte ihren Zweck, und der brennendste Durst war gestillt.

Der Suaheli nennt diese Wasserliane „mtamba", und noch hundertmal mußten wir im Laufe unserer Jagden zu dieser wasserhaltigen Pflanze unsere Zuflucht nehmen; ja, wie wir später sehen werden, haben uns dieselben in einem Falle geradezu vor dem Verdursten bewahrt. Mit neuen Kräften ging es nun vorwärts, und unsere Ausdauer sollte belohnt werden.

Das Gelände änderte sich. Anstatt der bisherigen Ebene durchschritten wir coupiertes Terrain, auf welchem auch der Bestand ein anderer wurde. Dürres Gebüsch wechselte mit spärlichem Bambus,

und tiefe, in der Regenzeit ausgewaschene, schluchtenartige Einschnitte mußten durchklettert werden. Hier hatten sich die Elefanten getrennt, d. h. ihre Fährten lagen nicht mehr aufeinander, sondern führten bald bis zu 100 m nebeneinander her, bald näherten sie sich einander wieder, ein sicheres Zeichen, daß unser Wild beabsichtigte, sich einzustellen. Es war mittlerweile Mittag vorbei, und die Elefanten mochten auch das Bedürfnis empfunden haben, vor der unerträglichen Hitze Schutz zu suchen. — War das nicht ein leises Brechen vor uns? — Alles stand wie angemauert und lauschte angestrengt nach vorn, wohin der an dieser Stelle dichtere Bambusbestand keine weitere Aussicht, als bis auf 25 Schritt gestattete. Die feinen Sinne der Schwarzen hatten sich nicht getäuscht, denn beim Stillstehen vernahm auch ich ein leises Anstreichen, wie wenn der Wind durch ein reifes Kornfeld weht, und gleichzeitig ein unregelmäßiges „klapp!" „klapp!" Letzteres Geräusch bringt der Elefant hervor, wenn er zur Abwehr der Fliegen die riesigen Gehöre bewegt, so daß dieselben gegen die Schultern schlagen. Dieselben Bewegungen macht er aber auch, um bei schlechtem Winde, wenn ihm die Situation nicht geheuer erscheint, seinem Rüssel Witterung zuzufächeln.

Mussa bückte sich zur Erde und hob eine Handvoll des feinen roten Lateritbodens auf und ließ ihn sanft zur Erde rieseln. Nur hierdurch war es möglich, die Richtung des Windes festzustellen, da tatsächlich nicht ein Lufthauch zu spüren war.

Es ergab sich, daß es nicht angängig war, weiter auf der Fährte zu folgen, sondern, um unter Wind zu kommen, eine Umgehung gemacht und „frei verloren" gesucht werden mußte.

Das massenhaft an der Erde liegende trockene Laub, welches ein geradezu entsetzliches Geräusch verursachte, zwang uns, so langsam als möglich Schritt für Schritt vorzudringen, bis die Umgehung geglückt war und die Elefanten nunmehr, dicht vor uns, im Bambus standen.

Noch mußten wir, um einen besseren Einblick in den Bambusbestand zu gewinnen, eine kleine Terrainwelle überschreiten, als Mchante, welcher dicht hinter mir herschlich, mich durch leises Pfeifen auf etwas aufmerksam machte. Selbst Mussa, welcher wohl gerade recht auf den Erdboden achtete, hatte noch nichts bemerkt. Ich folgte

der Richtung, in welcher der Junge mit den Augen deutete, und ein kurzer Blick genügte mir, um instinktiv die Teschner-Sicherung meiner Doppelbüchse nach links zu drehen. Dicht über der Erde, da, wo man am weitesten in den Bestand hineinsehen konnte, erkannte ich das unterste Ende, den Greifer, eines Elefantenrüssels, der in regelmäßigen Intervallen hin und her pendelte. Gleichzeitig hörte ich nun auch ein leises Pusten und das „Kollern" in dem Gescheide der Dickhäuter.

Mussa, welcher sich inzwischen auch schnell orientiert hatte, winkte mir eifrig, mehr nach links zu treten, was ich auch sofort tat. Eine breite Lücke im Bambus zeigte mir hier den Elefanten fast frei, spitz von vorn auf höchstens 25 Schritt. Sofort sprach ich ihn als den geringeren der beiden an, bemerkte zugleich auch, daß seine Stoßzähne kaum eine Armlänge ausstießen und auch nicht besonders stark waren. Gleichwohl ging ich, da von dem anderen Elefanten schlechterdings nichts zu sehen war, in Anschlag und hielt dem Elefanten dicht über das rechte Licht, auf jene dunkle Stelle, welche für den Schuß als besonders günstig gilt (?!) Heftiges Kopfschütteln Mussas und Deuten nach links, veranlaßten mich jedoch, wieder abzusetzen und meine Aufmerksamkeit nach dorthin zu wenden.

Der Anblick, der sich meinem Auge hier bot, fesselte allerdings meine Aufmerksamkeit aufs höchste und trieb mir das Blut rascher durch die Adern. Dort stand, im Schatten einer in den Bambus eingesprengten Baumgruppe, auf ca. 30 Schritt der zweite Elefant. Und was für ein Koloß! Wohl um zwei Fuß überragte er den geringeren, und die schneeweißen Stoßzähne, wohl 1½ m ausstoßend, übertrafen weit die Dicke eines Schenkels. Der obere Teil seines Kopfes war mir leider verdeckt, so daß ich einen nach meiner damaligen Ansicht guten Schuß, soviel ich mich auch bückte und seitwärts trat, nicht anbringen konnte. Der geringere Elefant, der uns doch unbedingt äugen mußte, schien gar keine Notiz von uns zu nehmen, sondern trat unterdessen ruhig zu dem Stärkeren heran und stellte sich geradezu, als wollte er den Stärkenunterschied beider so recht deutlich machen, dicht neben denselben.

Dem Stärkeren schien diese Zudringlichkeit nicht zu passen, denn er stieß ein unwilliges, langgezogenes Brummen aus, welches wie ferner Donner klang und sich bis zu gewaltiger Stärke erhob. Gleichzeitig fing er erregt an, mit den riesigen Gehören zu klappen und unruhig hin und her zu treten.

Mussa mahnte: „Piga, bwana, piga!“ „Schieß, Herr, schieß!“ Und wenn ich auch bei mir dachte: „Wenn das gut geht, geht alles gut!“ so faßte ich doch den Elefanten kurz hinter dem gerade weit abgespreizten Gehör und ließ fliegen, ließ auch sozusagen a tempo den zweiten Schuß folgen.

Der Elefant fuhr beim ersten Schusse kurz zusammen und machte beim zweiten einen „Rumpler“, wie man zu sagen pflegt, wurde aber sofort, von dem geringeren dicht gefolgt, durch den Bambus flüchtig, daß die trockenen Stangen durch die Luft wirbelten. Das hierdurch verursachte Geräusch läßt sich am besten mit dem Platzpatronen-Schnellfeuer einer Infanterie-Kompagnie vergleichen.

Ich glaube nicht, daß ich in dem Augenblick ein sehr geistreiches Gesicht machte. So nahe, und doch durch die Lappen! Denn daß dieser Elefant verloren, stand für mich fest. Mussa war anderer Ansicht und meinte, daß Halsschüsse auch recht wirksam seien zc. zc. Meiner Absicht, sofort zu folgen, setzte er jedoch entschiedenen Widerstand entgegen. Nach kurzer Überlegung sah auch ich das Vergebliche, ja Unmögliche dieses Vorhabens ein. Wir befanden uns mindestens sechs Stunden vom Lager, zudem war weit und breit kein Tropfen Wasser zu finden; es wäre also geradezu Wahnsinn gewesen, noch heute zu folgen. Schnell stellten wir noch fest, daß der Elefant, wenn auch nur wenig, schweißte, und traten den Rückweg an, nachdem wir, nach mehrmaligem Erklettern hoher Bäume, die Richtung nach dem Namatuhi festgestellt hatten.

Der Fährte zurück zu folgen, hielten wir nicht für ratsam, da dies einen großen Umweg bedeutete. Halb verschmachtet, langten wir im Lager 5½ Uhr abends an, als die Sonne bereits lange Schatten zu werfen begann. Die im Lager zurückgebliebenen Träger waren am Morgen, nachdem sie meine Schüsse gehört hatten, unseren Fährten gefolgt, hatten die Bleichböcke gefunden und nach dem Lager gebracht, woselbst sich mein Bruder nach seiner Rückkehr sofort an

das Präparieren machte. So fand ich denn die Decken bereits zum Trocknen aufgehängt, während das Wildbret am Feuer röstete.

Der mir von meinem Bruder entbotene Gruß „Waidmannsheil" klang mir in meiner erbärmlichen Stimmung wie Ironie, und erst das inzwischen vom Koch bereitete Abendbrot gab mir das „innere Gleichgewicht" zum Teil wieder.

Nun ging's natürlich ans Fragen. Mein Bruder war, nach längerem vergeblichen Birschen, auf den Wechsel eines Rudels Gnu gestoßen, bei dem sich eine Anzahl Zebras befanden. Nach zweistündiger Folge stieß er auf das im Schatten stehende Wild, jedoch auf weite Entfernung, ziemlich 200 Schritt. Näher anzubirschen war nicht möglich, da die beim Rudel befindlichen Zebras bereits rege zu werden anfingen. Auf ein leider spitz stehendes Zebra kam mein Bruder nach seiner Meinung gut ab. Auf dem Anschuß fanden sich reichlich Schnitthaare, was ja bei Modell 88, wenn man nicht abgeflachte Bleispitze schießt — wir schossen nur 11/12 Mantel-Geschosse mit ogivaler Spitze — ziemlich verdächtig ist. Die reichliche Schweißfährte berechtigte jedoch zu besten Hoffnungen. Vergeblich! Eine beinahe dreistündige Schweißsuche ergab zuletzt mit Sicherheit, daß das Zebra tief Brustkamm gestreift war, der Schuß jedoch starke Venen zerrissen haben mußte, da der Schweiß für Lungenschweiß zu dunkel war.

So hatte denn auch mein Bruder nicht in rosigster Stimmung den Rückweg nach dem Lager eingeschlagen. Auch ihn hatte der Durst veranlaßt, unter Libandas Beistand zu „mtambas" seine Zuflucht zu nehmen, so daß wir beschlossen, dem Mißstand für die Zukunft vorzubeugen und uns Wassertransportgefäße anzufertigen.

Noch am selben Abend machten wir uns an die Arbeit und stellten aus einem vielleicht zwölf Liter fassenden Mehl-Tin, welches mit Sackleinewand umnäht und in eine genau passende Kiste gesetzt wurde, einen praktischen Wasserbehälter her. Durch reichliches Anfeuchten der umgebenden Leinwand mußte sich das im Tin befindliche Wasser zugleich kühl erhalten lassen. So sahen wir denn den demnächstigen Birschen sorgloser entgegen.

Magawira erhielt zur Beseitigung seiner Leibschmerzen einen steifen Grog und erklärte wirklich, am nächsten Morgen mitgehen

zu wollen, wenn wir recht pole-pole (langsam) gehen wollten. Wir versprachen, ihm die Führung zu überlassen. Nach halb durchwachter Nacht — ich schreckte wiederholt aus dem Schlafe, da ich im Traume fortwährend Versager auf kapitale Elefanten hatte — erhoben wir uns frühzeitig und trafen alle nötigen Vorbereitungen zu längerem Marsche. Ein Träger wurde mit dem gefüllten Wassergefäß, dessen Inhalt ich zum Überfluß noch etwas Essigessenz zusetzte, bepackt, während noch zwei andere leer folgten.

Im Anfange unseres Marsches ging alles gut. Magawira gab sich Mühe, ein einigermaßen frisches Tempo zu halten. Mehrmals kamen mir Antilopen auf Schußdistanz nahe, doch versagten wir uns den Gebrauch der Büchse, um nicht unnötigen Aufenthalt zu verursachen. Um 11 Uhr kamen wir an den Anschuß, und Magawira übernahm auf meine Aufforderung die Führung auf der Schweißfährte. Dieselbe führte in einem großen Bogen, unter Umgehung des Berges Namatuhi, durch völlig lichtes Pori, welches von der monatelangen Hitze völlig ausgedorrt war. Magawiras Tempo wurde immer langsamer, bis er schließlich erklärte, daß der Elefant verloren wäre, da derselbe völlig wasserloses Terrain angenommen habe, wohin zu folgen uns unmöglich sei. Überhaupt seien Elefanten, welche in dieser Richtung flüchtig würden, stets verloren, da sie ohne Aufenthalt bis ins Gebiet der „Wandonde" — eines übel berüchtigten Volksstammes — gingen.

So leicht ließen wir uns jedoch nicht abschrecken, sondern erklärten ihm energisch, daß wir der Fährte eventuell auch ohne ihn folgen würden. Da wir unter Führung Magawiras nur recht langsam vorwärts gekommen waren, so ließ ich Mussa die Führung nehmen, und verloren wir auf diese Weise Magawira bald aus den Augen. Die Fährte — zu schweißen hatte der Elefant längst aufgehört — stand nunmehr bald flüchtig, bald „im Schritt", in fast schnurgerader Linie weiter. Mussa erklärte schließlich, daß der Elefant nach seiner Meinung offenbar nicht sehr schwer krank und jedenfalls sehr weit flüchtig geworden sei; zudem sei es mißlich, uns in dem völlig unbekannten Terrain ohne einen revierkundigen Führer so weit vom Lager zu entfernen. Da unser Wasser, von welchem im ganzen neun Personen ihren Durst löschten, beinahe zur Neige

ging, so machten wir Rast, um Magawira zu erwarten und uns zu beraten.

Nach mehr denn einer vollen Stunde traf er bei uns ein und machte Mussa in Kimöera (Idiom der Wamöeras), unter eifrigen Gestikulationen klar, daß der Elefant wirklich und wahrhaftig ver-verloren sei, sowie daß er in dem Revierteile, in welchem wir uns bereits befanden, nicht mehr Bescheid wisse. Mussa ließ sich von dem Geschwätz des Alten denn auch völlig überzeugen, und wandte nun seinerseits alle Überredungskünste auf, auch uns zu seiner Ansicht zu bekehren und zur Umkehr zu veranlassen. Schließlich bestimmte ich noch eine halbe Stunde für die Fährtenfolge, wie sich herausstellte ohne Erfolg. Hätten wir mehr Wasser gehabt, so hätte ich den größten Teil der Leute, vor allem Magawira, nach dem Lager zurückgeschickt, und wäre, nötigenfalls nur mit Mussa, der Fährte weiter gefolgt, wenn es sein mußte bis ins Wandonde-Gebiet. Unter sotanen Umständen war jedoch nichts zu machen. Ärgerlich auf Magawira, auf Mussa, auf mich selbst, daß ich mich überhaupt zum Schießen hatte verleiten lassen, beschloß ich, nach längerer Beratung mit meinem Bruder, endlich nachzugeben und den Heimweg einzuschlagen.

Plötzlich wußte Magawira sich nun in dem „ihm fremden Revierteile" zurechtzufinden und schlug, die Fährte verlassend, eine andere Richtung ein, die nach seiner Behauptung nach dem Lager führte. Jetzt hielt ich es an der Zeit, ihm gründlich meine Meinung in Bezug auf seine jagdliche Brauchbarkeit zu sagen, die nicht in Schmeicheleien gipfelte. Schließlich bedankte ich mich für seine Dienste und kündigte ihm an, daß er schon morgen früh nach Mnero zurückkehren könne. Mussa hatte wohl mittlerweile selbst eingesehen, daß wir auf eine wirkliche Unterstützung durch Magawira nicht rechnen konnten, und gab seiner Ansicht Ausdruck, daß wir denselben gar nicht brauchten und unsere Elefanten allein suchen könnten. Mit der Zeit würden wir uns in dem Revier schon besser orientieren.

Die Dunkelheit brach herein, und wir waren nach unserer Berechnung noch reichlich zwei Stunden vom Lager entfernt. Zum Glück war der Mond wenigstens so weit sichtbar, daß wir nach seinem

Stande ungefähr unsere Marschrichtung bestimmen konnten; doch reichte sein Licht nicht aus, den Erdboden deutlich zu erkennen. Zu diesem Zweck wurde eine armeslange Fackel aus trockenen, gespaltenen Bambussplittern hergestellt, welche, an mehreren Stellen mit Bast zusammengebunden, ein beinstarkes Bündel gab.

Eine solche Fackel brennt vorzüglich hell, erlischt auch bei starkem Winde nicht und reicht über eine Stunde aus. Nachdem wir so eine gute Stunde marschiert waren, trafen wir eine Stelle, an der noch vorjähriges stubenhohes Gras, natürlich in völlig verdorrtem Zustande, ein Vorwärtskommen ungemein erschwerte. Diese Gelegenheit benutzten wir, um uns den im Lager Zurückgebliebenen bemerkbar zu machen. Das Gras, welches eine Fläche von mehreren Morgen bedeckte, wurde an allen Seiten angezündet, und bald loderten die Flammen haushoch empor, einen blutroten Schein zum dunklen Nachthimmel emporwerfend; dazu wirbelten Milliarden Funken empor und wurden von dem frischen Nachtwinde hoch über die Baumkronen fortgetragen. Zugleich feuerten wir mehrere Signalschüsse ab. Nach angestrengtem Lauschen und wiederholtem Schießen hörte man endlich ganz undeutlich in der Ferne den üblichen gellenden „Hyänenschrei“ unserer Leute.

Nun ging es, während von Zeit zu Zeit unsere Begleiter den gellenden Ruf ausstießen und Antwort erhielten, in anderer, als der seitherigen Richtung weiter, bis wir auf mehrere unserer Leute stießen, welche uns mit Bambusfackeln entgegenkamen. Am meisten jedoch war uns ein kühler Trunk willkommen, den unsere Boys den Trägern vorsorglich mitgegeben hatten; denn längst war unser Wasser ausgetrunken, und die Zunge klebte am Gaumen.

Im Lager angekommen, ließen wir uns zuerst eine gute Tasse Kaffee kochen und machten uns danach mit gesundem Jägerappetit an unser Abendbrot, bestehend aus: Knorrscher Erbssuppe, geschmortem Bleichbockrücken mit konserviertem Kompott und gebratenem Fisch. Der bei dem Lager befindliche Tümpel enthielt nämlich in großer Anzahl quappen- oder vielmehr welsartige Schlammfische, welche bis zu 5 Pfund schwer waren und, gebraten, einen recht guten, aalartigen Geschmack hatten. Unsere Leute hatten mit den Händen wohl an 30 Pfund dieser schmackhaften, von ihnen „kambale“ ge-

nannten Fische gegriffen. Während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes am Bwemkuru reichte der Bestand an Fischen in dem Wässerchen aus und bot uns willkommene Abwechslung in dem ewigen Einerlei unserer Speisezettel, welche ja sonst fast nur Wildbret aufgewiesen hätten.

Am nächsten Morgen — Magawira hatte sich eben empfohlen — saßen wir vor dem Zelt beim Kaffeetrinken, als mein Blick auf die über die freie Grasebene vielleicht 250 m entfernte Waldlisiere fiel. Was ich dort erblickte, veranlaßte mich, schleunigst nach der bereits geladen an der Zeltstange hängenden Doppelbüchse zu greifen.

Aus der Waldlisiere traten in diesem Moment, unter Führung eines starken Tieres, vier, fünf, sechs Wasserböcke, darunter ein guter Bock und zwei Spießer. Vertraut zogen dieselben, ohne auf unser ganz freistehendes und im Winde flatterndes Zelt zu achten, auf die Blöße und begannen zu äsen. Neben unserem Zelt lag ein vom Winde umgeworfener Baumstamm, welcher mir eine brillante Auflage bot. Ein Anbirschen war des übersichtlichen Terrains wegen ausgeschlossen. Ich faßte den Bock, nachdem ich gewartet hatte, bis er völlig breit stand, mit voll Korn „hoch Blatt“ und ließ fliegen. Vorbei! d. h. überschossen, denn der Bock knickte im Rücken kurz zusammen; jedoch wurde kein Stück flüchtig, sondern alle sicherten nur starr zu uns herüber. Ich ging dem Bock nunmehr mit demselben Korn mitten ins Blatt und machte krumm. Kaum konnte ich noch wahrnehmen, daß er in die Kniee brach, so war er schon wieder hoch und raste, die Führung des Rudels übernehmend, in den Bestand zurück.

Mussa eilte, als kaum mein zweiter Schuß aus dem Rohr war, in langen Sprüngen auf den Anschuß zu, gefolgt von mehreren anderen meiner Leute. Als ich langsamer folgte, hielt mir Mussa schon triumphierend einen Grashalm entgegen: Lungenschweiß! In hellroten blasigen Flocken bedeckte derselbe den fingerstarken Halm auf Handlänge.

Was soll ich den Leser mit der Beschreibung der Nachsuche ermüden? — Genug, wir kehrten gegen 9 Uhr nach dem Lager zurück ohne den Bock, da wir noch vorhatten eine längere Birsch zu unternehmen, und ich selbst halb, die Leute aber noch völlig

nüchtern waren. Die lakonische Frage meines Bruders: „Habt ihr ihn?" — konnte ich nur damit beantworten, daß ich eine Handvoll schweißiger Blätter vor ihn auf den als Tisch dienenden Blechkoffer legte.

Am nächsten Morgen fand mein Bruder den Bock verendet, 500 Schritt weiter als die Stelle, an der wir die Schweißsuche des unendlich dichten Busches wegen hatten abbrechen müssen. Ein Rauschen in dem dürren Laube machte ihn auf ein Stück Wild aufmerksam, welches in dem dichten Bestande umherziehen mußte. Als er, die gesicherte Büchse in der Hand, auf Händen und Füßen in die Dickung eindrang, konnte er gerade noch sehen, daß zwei starke Hyänen den Bock am Rücken erfaßt hatten und fortschleiften, beim Drängen meines Bruders jedoch, ohne daß derselbe zu Schuß kam, flüchtig wurden. Über 200 Schritt weit hatten die Hyänen den Bock schon geschleppt. Derselbe war natürlich angeschnitten, und fehlten besonders die Weichteile, wie sämtliches Gescheide.

Außerdem war er stark anbrüchig, also ungenießbar. Unseren Leuten, welche den Bock trotzdem zum Lager holen wollten, wurde dieses untersagt. Wir retteten wenigstens das recht gute Gehörn.

Der Wasserbock (Cobus ellipsiprymnus) ist eigentlich die einzige Antilope, die einen wirklich imposanten, stolzen Eindruck macht. Eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem Rothirsch, in Haltung und Gebaren, ist, sowohl den Böcken, wie den Tieren, nicht abzusprechen. Als besonders hierzu beitragend möchte ich folgende Kennzeichen nennen: Das Fehlen des vielen Antilopen eigenen Schulterhöckers, der gerade Rücken (die meisten anderen Antilopen haben abschüssigen Rücken und Kruppe), der hirschartige Wedel, der beim Bock stark bemähnte, in den Monaten Januar und Februar auffallend geschwollene Brunsthals und die ganze Haltung, sowohl in der Ruhe, wie auch in der Flucht.

Von den beiden Wasserbockarten, eine ohne weiße „Hüftbinde", die andere mit einer solchen, kommt zweifellos innerhalb der Grenzen Deutsch-Ostafrikas nur die letztere vor. Die gebräuchliche Bezeichnung „Hüftbinde" ist ziemlich unglücklich gewählt, da diese Binde nicht auf den Hüften liegt, sondern sich von der Wurzel des

Afrikanische Strauchdiebe.

Wedels, ungefähr 2—3 Finger breit beiderseits über die Hinterseite der Keulen, im Bogen nach den Sprunggelenken hinabzieht, letztere jedoch nicht erreicht, sondern, vorher sich zuspitzend, in dem Weiß der Keuleninnenseite verläuft. Von hinten gesehen, macht diese Binde also einen kreisförmigen, „spiegelähnlichen" Eindruck.

Der Tritt des Wasserbocks ist verhältnismäßig gering und besonders recht kurz. Jedoch vermag er auf weichem Boden die Schalen weit auseinander zu spreizen; stark ausgebildete Afterklauen verhindern ein zu tiefes Einsinken noch ganz besonders. Die Erscheinung des so auffallend kurzen Trittes ist, bei seiner Gewohnheit in feuchtem Terrain mit meist sumpfigem Boden sich aufzuhalten, erst recht eigentümlich. Wie ganz anders zeigt sich die Fährte anderer „Sumpfantilopen", wie z. B. des Riedbocks oder gar des kleinen Wiedermeere, einer Spielart des Kudus, welche tatsächlich ihren Stand im Röhricht, in oft metertiefem Wasser nimmt.

Ich hatte während dieser Zeit mit Mussa und Mchante die Richtung nach Osten eingeschlagen und fand zu meiner Befriedigung die Nachrichten, welche ich in Mnero erhalten hatte, bestätigt; nämlich, daß der Wildbestand tatsächlich nicht nur hinsichtlich der Menge, sondern auch hinsichtlich der Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Kaum 1000 Schritt vom Lager traf ich auf den breiten Wechsel eines starken Rudels Gnu, unter dem sich Zebras befanden. Hierauf fanden wir nacheinander den Wechsel eines Rudels Zebras von ca. 16 Stück, dann Wasserböcke, Kuhantilopen, Rappenantilopen, Elenantilopen und, was mich am meisten interessierte, in größerer Nähe des Bwemkuru-Bettes die starke Fährte eines Büffels, eines alten Einzelgängers. Verständnisvoll trafen sich unsere Blicke, und die Mussas schienen zu sagen: „Wenn wir diesen nur 'mal vors Rohr bekämen!" Schneller, als wir es ahnten, sollte sich diese Gelegenheit bieten.

Nachdem wir uns nun so, ich möchte sagen bummelnd, in weitem Halbkreise bewegt, uns genugsam von dem Fährtenreichtum überzeugt und daran sozusagen satt gesehen hatten, erinnerten wir uns auch an den Hauptzweck unseres „Spazierganges", irgend etwas zu strecken. Die Entscheidung wurde uns eigentlich schwer. Gnus, Zebras, Rappenantilopen, Wasserböcke! Wir

entschieden uns für erstere, da sie augenscheinlich in größter Anzahl vorhanden waren, zweitens erfahrungsgemäß am wenigsten weit zu wechseln pflegen. Den nächsten größeren Wechsel eines Rudels von etwa 20 Stück nahmen wir deshalb an und schritten rüstig auf der deutlich sichtbaren „Straße“ vorwärts. Ich flechte hier gleich ein, daß wir die weitaus größte Anzahl unseres Wildes auf diese Weise streckten, wie wir sehen werden, auch nach wiederholtem Schießen auf ein Rudel, demselben sofort weiter folgten und fast stets Gelegenheit hatten, noch wiederholt zu Schuß zu kommen.

Das Terrain bleibt im großen und ganzen dasselbe. Alle Terrainwellen erstrecken sich von Süden nach Norden, das heißt die zwischen ihnen liegenden Täler laufen bis zum Bwemkuru und geben zur Regenzeit ihr Wasser augenscheinlich an denselben ab. Schon jetzt konnte man voraussehen, daß, bei Eintritt der Regenzeit, wenige Regentage, welche den Erdboden sättigten, genügen mußten, um den Bwemkuru bis zum Rand zu füllen. Alle diese Bergrücken erheben sich jedoch nicht höher als ca. 10—20 m, so daß die Bezeichnung „wellig“ für dieses Terrain also durchaus zutreffend ist. Schon vor Monaten mußte das Gras von den Eingeborenen abgebrannt sein, denn nirgends waren mehr Spuren von Asche zu bemerken, welche stets längere Zeit auf dem Erdboden lagert. Die anhaltende Dürre hatte jedoch verhindert, daß auch nur die geringste Spur von Gras sprießen konnte.

Die Täler waren oft mit Bambus bestanden, der, um diese Zeit natürlich auch blätterlos, einen mißfarbenen, grauen Anstrich hatte; an vielen Stellen fand sich noch starkes, oft 10 Fuß langes Gras, welches seiner Zeit dem Feuer, weil noch zu grün, entgangen war. Dasselbe lag jetzt, wirr durcheinander geworfen, am Boden, bedeckte denselben aber immerhin noch meterhoch, so daß das Gehen an diesen Stellen überaus erschwert war. Wo es irgend anging, zündeten wir solche Stellen bei jeder Gelegenheit an. Nur in unmittelbarer Umgebung des Lagers schonten wir das Gras, um Material für unseren beabsichtigten Hausbau, zum Dachdecken, zu behalten.

Der Einblick in den Bestand war überall bis auf Schußweite möglich, und so konnten wir denn, ohne besondere Vorsichtsmaßregeln,

unsere Schritte beschleunigen. Nach ca. 1½stündigem angestrengten Marsche, auf welchem wir an einer Stelle konstatieren konnten, daß die Gnus begonnen hatten, zu äsen, einzelne sich auch auf kurze Zeit niedergetan hatten, sahen wir das ganze Rudel, dicht zusammengedrängt, im Schatten einiger schon zu dieser Zeit belaubten Bäume stehen.

Der Wind stand schlecht, so daß wir die Fährte verließen und, uns teilend, Mussa von links, ich von rechts, die Herde zu umfassen suchten. Mussa hatte die Weisung, und zwar ein- für allemal, zuerst meinen Schuß abzuwarten und nur zu schießen, wenn die Richtung, in der das Wild flüchtig wurde, mein Zuschußkommen ausschloß.

Die ersten 100 Schritt ging alles gut. Nun mußte Mussa jedoch einen schmalen Streifen des vorerwähnten trockenen Grases durchschreiten, aus welchem plötzlich eine Schirrantilope, laut schreckend und dicht bei den Gnus vorbei, flüchtig wurde.

Die Gnus warfen plötzlich auf und schoben sich, ohne eigentlich flüchtig zu werden, nach rechts, die Entfernung zwischen ihnen und Mussa so vergrößernd, an mir jedoch quer vorbeiziehend. Im Laufschritt erreichte ich den Kamm der 50 m vor mir liegenden Terrainwelle und hatte das Rudel nun auf ca. 100 m. Einem der vordersten Stücke zog ich kurz nach und streckte dasselbe im Feuer. Auf meinen Schuß verhoffte das ganze Rudel einen Moment und wurde dann, in den eigentümlichen „Galoppsprüngen“ hintenausschlagend und kopfschüttelnd flüchtig, hier jedoch mir näher kommend; wieder knallte es, und mit zerschmettertem Kreuz brach ein Stück zusammen, versuchte jedoch auf den Vorderläufen dem Rudel nachzurutschen. Nachdem ich geladen, konnte ich gerade noch auf ein Stück, nach meiner Ansicht, gut abkommen, welches jedoch nicht zeichnete und mit den übrigen flüchtig weiter ging.

Fast zugleich mit meinem dritten Schuß ertönte der Mussas, welcher dem Gnu, das vergeblich hochzuwerden versuchte, den Fangschuß gab. Inzwischen hatte Mchante dem ersten Gnu die Drossel durchschnitten, und Mussa vollzog dieselbe Manipulation jetzt an dem zweiten, unter Herbetung des üblichen Koranspruches.

Ohne dieses „Schächten" darf der gläubige Mohammedaner das Wild nicht genießen. Eine Ausnahme hiervon macht nur im Wasser erlegtes Wild, wo die Möglichkeit des Schächtens ausgeschlossen ist, z. B. bei Flußpferden; vorkommenden Falles auch bei jedem anderen Wilde, sobald dasselbe den tödlichen Schuß im Wasser erhält und nicht schnell erreichbar ist. Man sieht, es gibt auch Hintertürchen bei frommen religiösen Gebräuchen.

Mussas erste Frage: „Sitzt dein letzter Schuß, Herr?" konnte ich nur mit einem „inschallah!" („So Gott will!") beantworten. Schnell waren einige Sträucher ihres Blätterschmuckes beraubt und die beiden Stücke verblendet; hierauf ging es ohne Aufenthalt auf der flüchtigen Fährte weiter. Schon nach 100 Schritten fand Mchante, welcher mit Luchsaugen jeden trockenen Grashalm, jedes Steinchen musterte, Schweiß. „Waidwund", entschieden wir einstimmig nach weiteren 100 Schritten, als das Rudel ein Bambusdickicht passiert hatte, in dem sich der Schweiß häufiger und hoch an den Stangen fand. Nun hieß es aufpassen, um in der großen Zahl der Fährten die kranke nicht aus den Augen zu verlieren, welche sich vermutlich bald abzweigen mußte. „Mussa rechts, ich und Mchante links!" bestimmte ich.

In unregelmäßigen seitlichen Abständen, nicht, wie sonst, dicht hintereinander in langer Reihe, waren die Gnus flüchtig geworden, und oft führten uns die äußersten Fährten gegen 50 Schritt auseinander; ungefähr nach 500 Meter waren sie wieder in „Schritt" gefallen, hatten sogar längere Zeit hier verhofft, um sodann zuerst eine kurze Strecke flüchtig, später vertraut weiterzuziehen.

Jetzt aufgepaßt! Es kostet Anstrengung, die bei so ruhiger Gangart in dem trockenen, harten Erdreich sich kaum abzeichnenden Fährten festzuhalten, und nur die scharfen Schalenränder hinterlassen hier und dort einen undeutlichen Abdruck.

Plötzlich bleibt Mchante hinter mir zurück und biegt, Schritt für Schritt, das Gesicht tief zur Erde gebeugt, scharf nach links ab. Meine Frage: „Hast du Fährte?" beantwortet er mit dem beliebten „Ssejui" („Ich weiß nicht"). Demselben folgt jedoch ein freudiges „Ndio bwana!" („Ja, Herr!") und triumphierend hebt er ein Steinchen auf und gibt es mir. Ein winziges Tröpfchen Schweiß, von der

Größe eines Stecknadelkopfes, gibt ihm Recht. Das kranke Gnu tut sich ab.

In einer Entfernung von 300 Schritten zeigt sich ein kleiner Horst Bambus. Mussa deutet nur stumm, ohne dabei den Blick vom Boden zu erheben, nach demselben hin, ein Zeichen für mich, nicht mehr auf die Fährte zu achten, sondern nach vorn zu „sichern". Langsam nähern wir uns dem Bambus. Nicht, wie wie hofften, in den Bambus hinein, sondern am Rande desselben entlang steht die Fährte. Also nicht hier niedergetan? — Ja, wo denn aber in aller Welt?

Dahinter dehnt sich ganz lichter Pori, weit übersichtlich, in einer Ebene aus. Krach! — da wird das Gnu dicht bei uns aus dem Bambus flüchtig, wo es sich niedergetan hatte und wegen seiner der des Bambus auffallend gleichenden Färbung nicht gesehen wurde; auch lag sein Wundbett, wie wir uns nachher überzeugten, in einer Senkung.

Im Moment, als es das Freie erreichte, knallte es bei mir, und mit gutem Halsschuß nahm es das Gehörn zwischen die Vorderläufe, so daß es Mühe machte, das Stück zum „Schächten" umzudrehen, da sich das Gehörn tief in den harten Boden gebohrt hatte.

Der erste Schuß saß ziemlich hoch vor der rechten Hüfte und war schräg nach vorn gedrungen, hatte auch die Leber durchschlagen, wie sich beim Aufbrechen herausstellte.

Mussa wollte sofort dem Rudel weiter folgen, da dasselbe nach seiner Meinung sich, nicht weit, wieder eingestellt haben würde. Meine Entgegnung, daß die Gnus in diesem Falle doch gewiß durch meinen Fangschuß zu weiterer Flucht veranlaßt sein würden, leuchtete ihm ein. Zudem war es bereits hoch Mittag, und das Wildbret mußte noch zerwirkt und zum Lager geschafft werden. Mchaute erhielt den Auftrag, sofort dorthin zu eilen und sämtliche Träger, wie auch die Weiber, zum Transport des Wildbrets zu holen.

Ich ging mit Mussa nun sofort daran, die Stücke aus der Haut zu schlagen und zu zerwirken. Wir machten aus jedem Stück vier Lasten, zu je ca. 100 Pfund. Nach der Reihe nahmen wir so alle drei Stücke, zwei Bullen und ein Tier, vor, und hatten diese Arbeit eben beendigt, als die Träger eintrafen. Einschließlich Gescheide,

welches die Leute, trotz tausendfachen Zuredens, auch später nie zurückließen, und mochte es noch so weit zum Lager sein, hatten wir nun 13 Lasten, so daß also zweimal gegangen werden mußte. Das Gescheide war seines Inhalts entleert worden und bildete eine Last, nachdem die einzelnen Därme durch Flechten bedeutend verkürzt waren, worin die Eingeborenen eine ungemeine Fertigkeit besitzen.

Die Richtung, in der die Gnus gewechselt waren, hatte uns, ohne daß wir dies recht bemerkten, dem Lager bedeutend näher gebracht, so daß wir überrascht waren, dasselbe schon nach einer Stunde zu erreichen. Die Träger erzählten unterwegs, daß mein Bruder schon im Laufe des Vormittags von seiner westwärts unternommenen Birsch zurückgekehrt sei und einen guten Wasserbock geschossen habe. Derselbe sei bereits zerteilt und von ihnen nach dem Lager geschafft worden, woselbst Libanda sofort an die Herstellung einer „Röststelle" gegangen sei.

Als wir im Lager ankamen, war mein Bruder gerade dabei, mit Libanda diese „Röststelle" zu bauen. Im Rechteck von 3×4 m waren meterlange, gabelartige, grüne Hölzer in die Erde gerammt worden. Über dieselben wurden zwei starke Querhölzer an den Schmalseiten gelegt, und über diese starke, grüne Bambusstangen in der Längsrichtung dicht nebeneinander befestigt. Es entstand so ein prächtiger Rost, auf dem mehrere Centner Wildbret auf einmal geröstet werden konnten.

Alles, was Hände rühren konnte, ging nun, nachdem die Träger zur Herbeiholung des zweiten Transports abgegangen waren, an die Arbeit, das Wildbret in zolldicke, lange Streifen zu schneiden, welche sofort auf den Rost gelegt wurden, unter dem ein gelindes Feuer mit starker Rauchentwicklung entfacht war. So wurden vom ersten Augenblick an die Schmeißfliegen verhindert, ihre Eier bezw. Larven an dem Wildbret abzusetzen, soweit dieses nicht schon auf dem Transport geschehen war. Das Wildbret erhält durch diese Behandlung, nach zwei Tagen schon, eine nahezu schwarze Färbung und holzartige Beschaffenheit, hält sich wochenlang gut, sofern es vor Feuchtigkeit geschützt wird, und muß beim Gebrauch mit dem Beil zerkleinert werden.

In der Nähe größerer Ansiedlungen, z. B. Lindi, hätte der Verkauf der großen Mengen Wildbrets, nach ungefährer Berechnung des üblichen Preises — dasselbe wird von allen Küstennegern den getrockneten Fischen, ihrer Hauptdelikatesse, unbedingt vorgezogen — ein hübsches Stück Geld eingebracht. So weit von der Küste entfernt, beschränkten wir uns darauf, den Bedarf unserer Leute an Matama (Negerhirse) und unseren eigenen an Eiern, sowie Hühnern aus den benachbarten Dörfern Mnero, Makanjira, Mbuo und Bangala einzukaufen. Daneben war für uns und unsere Leute frisches Wildbret im Überfluß vorhanden, bis auf die wenigen Tage, an denen uns die unausgesetzte Folge auf Elefantenfährte von anderweitiger Jagd abhielt, obgleich Gelegenheit hierzu täglich geboten war.

Ich werde mich bei meinen nächsten Elefantenjagden unbedingt mit einem gezogenen, kleinkalibrigen Tesching versehen, um auch auf der Elefantenfolge nicht des frischen Wildbrets entbehren zu müssen. Kleine Antilopen, hauptsächlich Bleichböcke, kommt man hierbei oft auf 20—30 Schritt an, ebenso zahllose Perlhühner, welche leicht aufbaumen und mit einem Tesching dann sicher nacheinander herabgeschossen werden können, da mir dieses sogar mit der Büchse möglich war. —

Der von meinem Bruder gestreckte Wasserbock war etwas geringer, als der von mir leider zu Holz geschossene; doch war er immerhin noch als guter Bock anzusprechen. Da ich vorhatte, nur ganz kapitale Stücke zu präparieren, so wurde der Schädel vom Wildbret befreit und in den nahen Tümpel gelegt, ebenso die drei Schädel der Gnus. Alle diese Schädel wurden nach drei Tagen aus dem tiefen Wasser genommen und, damit die Gehörne durch die Feuchtigkeit nicht zu sehr litten, an flacher Stelle nur bis zu den Ansatzstellen der Stirnzapfen in das Wasser getan. Nach zehn, bei stärkeren Schädeln nach 14 Tagen, konnten dieselben blendend weiß dem Wasser entnommen werden. Die Gehörne wurden, während der letzten Periode der „kalten Maceration“, mit Stoff umwickelt, um nicht dem Einflusse der brennenden Sonne direkt ausgesetzt zu sein, wodurch sonst Längsrisse in den Gehörnen entstehen.

Nach dieser Behandlung ließen sich die meisten Hörner glatt von den Stirnzapfen ziehen. Sie wurden

hierauf einmal mit starker Arseniklösung gefüllt, nach fünf Minuten wieder geleert, und die Stirnzapfen dünn mit Arsenikseife bestrichen. Wo das Entfernen der Hörner von dem Stirnzapfen, wie bei dem Büffel, den Kuhantilopen, vielen Gnus ꝛc. nicht angängig war, wurde die Arseniklösung einfach zwischen Horn und Stirnzapfen hinein- und erst nach einer Viertelstunde wieder ausgegossen.

Man vermeidet durch diese Behandlung der Gehörne das Zerstören derselben durch die Larven des Speckkäfers (Dermestes lardarius), welche centimeterlang, schwarz und mit steifen Borsten besetzt sind. Dieselben bohren, von den Stirnzapfen aus, durch die Hornwandung stricknadelstarke, kreisrunde Löcher bis durch die Oberfläche des Hornes, und zwar in großer Anzahl. Im weiteren Verlaufe der Metamorphose des genannten Insekts sieht man hohle Puppenhäute sich aus diesen Bohrlöchern schieben, wodurch ein von vielen Larven heimgesuchtes Gehörn ein igelartiges Aussehen erhalten kann. Beinahe alle Gehörne, welche von den Eingeborenen zur Küste gebracht werden, zeigen, falls sie nicht, nach der Sitte einiger Jäger, über dem Rauch des Hüttenfeuers hängend, aufbewahrt wurden, jene Bohrlöcher in großer Anzahl und sind dadurch so gut wie wertlos. Die betrügerischen eingeborenen Händler suchen diese Bohrlöcher durch Verkitten mit Wachs zu verbergen, worauf beim Einkauf von Gehörnen zu achten ist.

Die Eingeborenen pflegen jedes Gehörn möglichst dicht an den Stirnzapfenansätzen auszuschlagen. Ja, man bot mir eines Tages ein ganz kapitales Gehörn der Elenantilope zum Kauf an, deren Hörner — mit der Säge in den Stirnzapfen abgeschnitten waren. — Ich sammelte sämtliche Schädel mit ganzem Oberschädel, obgleich hierdurch unsere Lasten bedeutend vermehrt wurden. Besonders wirkungsvoll ist der ganze Oberschädel des Büffels, dessen Gehörn erst hierdurch voll zur Geltung kommt. Beim Gnu, falls das Gehörn nicht sehr kapital ist, beeinträchtigt die unverhältnismäßig lange Form des Schädels einigermaßen die Wirkung des Gehörns.

Noch ziemlich zeitig vor Sonnenuntergang erschienen unsere Träger mit dem Rest der Lasten, so daß, unter Hinzuziehung aller verfügbaren Messer, bald das ganze Wildbret auf der Röststelle Platz gefunden hatte. Die Decken wurden, mit der Haarseite nach unten,

auf der Erde mit vielen dünnen Pflöcken straff ausgespannt, am nächsten Morgen die noch anhaftenden Teilchen von Feist und Wildbret entfernt, so daß sie schon nachmittags zum völligen Trocknen auch auf der Unterseite, an schattiger Stelle aufgehängt werden konnten.

Schon während unserer Arbeit begannen Aasgeier und Marabus, welch letztere unterhalb des Stoßes die herrlichen, oft den besten Straußenfedern vorgezogenen Schmuckfedern tragen, die Äste einiger in der Nähe des Lagers stehenden, dürren Bäume zu beleben. Nie, während unserer ganzen Jagdkampagne, haben wir in einen solchen Schwarm von Aasvögeln hineingefeuert, da sie nach meinen Erfahrungen dem Jäger in Fällen der Not unschätzbare Dienste leisten, und deshalb alles vermieden werden muß, was sie vergrämen könnte.

Nach gar nicht langer Zeit hatten wir denn auch die Genugtuung, zu konstatieren, daß große Mengen dieser Vögel die Gegend überhaupt nicht mehr verließen, und beim ersten Schuß einige Exemplare hoch im Äther über uns ihre Kreise zogen, mochte nun Wild zur Strecke gekommen sein oder nicht. Anfänglich, sehr zum Verdruß unserer Leute, sorgten wir auch stets dafür, daß in der Nähe des Lagers sowohl, als an den Stellen, an welchen Wild zur Strecke kam, einige Brocken für die Vögel abfielen; nachdem sie uns wiederholt in völlig steinigem Terrain zu verendeten Stücken geführt hatten, woselbst ein Fährten ausgeschlossen, das betreffende Wild also für uns verloren gewesen wäre, sahen schließlich auch die Schwarzen den Nutzen dieser unfreiwilligen, gefiederten „Totverweiser“ ein.

Noch spät abends bestimmte ich für den nächsten Morgen einen zuverlässigen Träger als Boten zum Häuptling Makanjira, dessen gleichnamiges Dorf jenseits Mnero hinter dem uns bereits bekannten Berge Nangalimbo gelegen war. Mnero gehörte zum Machtbereich Makanjiras und stand unter dem Unterhäuptling Mtschata, welcher keinerlei Einfluß auf seine Leute besaß, und den ich deshalb auch bei Bedarf von Trägern, Arbeitern ꝛc. nie anging, sondern mich stets an Makanjira wandte, mit welchem ich recht freundschaftliche Beziehungen unterhielt.

Nur einmal wurde diese Freundschaft, wie wir sehen werden, auf einige Zeit arg getrübt, doch erhielt ich von ihm zum Schluß der Jagdkampagne, trotz seiner anfänglichen Ausflüchte, die nötige Anzahl von Trägern. Den größten Teil von Arbeitern rc. stellte mir stets ein anderer Unterhäuptling Makanjiras, namens Mbao, im gleichnamigen Dorfe, vier Stunden östlich von Makanjira, in ungefährer Höhe von Bangala liegend. Alle Genannten besuchten uns des öfteren im Lager, um kleinere Geschenke an Perlen und Tüchern für ihre Weiber, Tabak, Zündhütchen rc. in Empfang zu nehmen, uns hierbei ihrer steten Ergebenheit versichernd und uns Leute bei etwaigem Gebrauch zur Verfügung stellend, die jedoch im Bedarfsfalle nie da waren.

— — Bald briet und kochte es an mehreren Stellen im Lager, und die fröhlichste Stimmung kam bei unseren Leuten zum Durchbruch. Nur mit Mühe konnte ich sie davon abhalten, noch spät nachts eine regelrechte „Ngoma“ — Tanz der Eingeborenen, wozu Blech- und trommelartige Instrumente geschlagen werden — zu eröffnen. Wir wollten uns das Wild denn doch nicht mit Gewalt in der Nähe des Lagers vergrämen. Endlich trat jedoch Stille ein, und nur hie und da unterbrach der klägliche Schrei einer um das Lager schleichenden Hyäne die lautlose Stille, oder es flogen Fledermäuse mit durchdringendem Pfeifen über dem verglimmenden Feuer hin und her. Vom Bwemkuru-Bett her, tönte in kurzen Zwischenräumen das Brüllen eines Löwen, dessen Stimme sich bald, in noch größerer Entfernung, das Gebrüll eines zweiten anschloß. Noch lange saßen wir bei einer Cigarette, die Erlebnisse der heutigen Jagd besprechend, vor dem Zelt.

Für den nächsten Tag beschlossen wir den Bau einer geräumigen Vorhalle vor dem Zelt. Unsere gesamten Vorräte an Konserven, Bekleidung, Tauschartikeln rc. lagerten nämlich in und bei dem Zelte in 25 Kisten, und das Herausnehmen der im Laufe des Tages gebrauchten Gegenstände verursachte ein endloses Auf- und Zumachen derselben. Schließlich wurden die einzelnen Sachen von den Boys nicht wieder in die bezeichneten Kisten zurückgelegt, und täglich kam es öfters vor, daß sämtliche 25 Kisten nach einem Gegenstande — dem Korkenzieher, dem Büchsenbrecher rc. — der Reihe nach durchsucht

wurden, und sich schließlich der fehlende Gegenstand irgendwo an der Erde liegend fand.

Diese Unordnung und nicht zum geringsten der Umstand, daß es im Zelt am Tage vor Hitze kaum auszuhalten war, bewogen uns zu dem beabsichtigten provisorischen Bau.

Am nächsten Morgen suchte ich in der Nähe des Zeltes zwei passende Bäume aus, welche ca. 5 m voneinander entfernt standen. In einer Höhe von 3 m vom Erdboden wurde nun in jeden dieser Bäume, und zwar an den einander zugewendeten Seiten derselben, ein vier Zoll tiefer Kerb gehauen, dessen untere Fläche horizontal lag. Sodann wurde der junge, zähe Stamm einer Mimose gefällt, auf die genaue Entfernung der beiden Kerbe voneinander zugerichtet und seitlich in letztere eingefügt. Einige vorgeschlagene, starke Nägel gaben demselben den nötigen Halt. So war ein Dachfirst hergestellt, welcher unseren Zwecken völlig entsprach.

Das Zelt wurde nunmehr genau unter diesem First, und zwar mit der Rückseite dicht an der inneren Seite des einen Baumes, aufgeschlagen. Das Sonnensegel wurde über den First fortgeführt, so daß nun ein mehr denn meterhoher Luftraum zwischen Zelt und Sonnensegel entstand, wodurch die Kraft der Sonnenstrahlen bedeutend abgeschwächt wurde. Die Träger waren inzwischen nach Gras zum Dachdecken, sowie zum Schlagen der nötigen Anzahl von Dachstützen gesandt worden. Zur Errichtung der letzteren mußten zuvor Löcher mit dem Faschinenmesser gebohrt werden, da der Boden an dieser Stelle aus reichlich mit kleinen Steinen durchsetztem, rotem Laterit bestand, der zur trockenen Jahreszeit eine ungemeine Härte erlangt.

Sodann wurden die Dachstützen, sechs an der Zahl, auf 2 m zugerichtet, in die Löcher gestellt und festgestampft. Die Breite der Vorhalle betrug 4 m. Zum Schluß legten wir Sparren aus dem für derartige Zwecke brillant geeigneten Bambus auf. Gespaltener Bambus wurde, quer über diesen Sparren, handbreit voneinander befestigt, so daß das Ganze ein enges Gitter darstellte. Die Sparren 2c. befestigten wir überall mit Bast, den eine ganze Anzahl von Bäumen liefert, so der Affenbrotbaum, mehrere Akazienarten u. a. m. Auch verwendet man hierzu die Blätter der Dumpalme. Letztere jedoch zum

Hausbau nur im Notfalle, obgleich diese Blätter, beim Verschnüren von Lasten ꝛc. dem Bast vorgezogen werden, da sie, vermöge ihrer Festigkeit, sich überall leicht durchführen lassen. Nachdem eine genügende Anzahl von Grasbündeln aus der nächsten Umgebung des Lagers herbeigeschafft war, ging es ans Dachdecken.

Zuerst wurde eine Lage des über 3 m langen Grases, und zwar mit den Wurzelenden nach unten, rings um die äußerste Kante des Daches gelegt und durch Auflegen von gesplißtem Bambus und Verschnüren desselben festgehalten. Sodann deckten wir in derselben Weise rund herum, jedoch die Wurzelenden nach oben, weiter bis zum First, woselbst dann in der Mitte eine dicke Lage Gras quer zu liegen kam. Die ganze Lage wird über ein Fuß dick aufgelegt, da es sonst durchregnen würde. — Schon um 4 Uhr nachmittags waren wir mit dieser Arbeit fertig und konnten in unser neues Heim übersiedeln.

Die bis Sonnenuntergang noch übrigbleibende Zeit benutzten wir zur Herstellung fester Bettstellen. Vier gabelförmige Hölzer wurden in die Erde gerammt, am Kopf- und Fußende durch zwei darüber befestigte Querhölzer verbunden, und nun in der Längsrichtung Bambus dicht nebeneinander, jedoch einmal aufgespalten, befestigt. Eine kleine Schicht mattenartig mit Bast durchflochtenen, trockenen Grases gaben dem Ganzen die Weichheit und Elastizität einer Sprungfedermatratze. Wir benutzten das Zelt jetzt nur noch als Schlafraum.

In den vorderen, noch vom Dach umgebenen Baum wurden in Manneshöhe vier Löcher gebohrt, hier Holzpflöcke eingeschlagen und so für die Gewehre eine Stelle geschaffen, an der sie vor Beschädigungen sicher und schnell zur Hand waren.

— Den folgenden Tag ließen wir noch eine Menge Bambus schlagen, denselben zum Teil spalten, und stellten uns aus diesem Material an den beiden Innenlängsseiten der Halle Etageren her, auf denen Konserven, Handwerkszeug, Apotheke, Tauschwaren ꝛc. einen Platz fanden. In einer Ecke erhielt auf Pfählen unsere Blechwaschwanne Aufstellung. Munition und Kleidungsstücke, welche nicht zum augenblicklichen Gebrauch bereit sein mußten, beließen wir, der Nachtfeuchtigkeit wegen, in den wasserdichten Blechkoffern. Unsere Leute benutzten den Rest des Tages zum Aufbau provisorischer

Hütten, wie sie sich die Träger jeder Expedition, bei mehrtägigem Aufenthalte an einem Orte, herzustellen pflegen.

Mittags trafen ca. 50 Leute aus den umliegenden Dörfern ein und brachten kleine Quantitäten Matama, Erdnüsse, sowie einige Eier und eine Kalebasse voll Honig. Mussa verstand es mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Geduld, den Eintausch der Waren vorzunehmen, so daß anfangs Unzufriedene schließlich doch vergnügt mit dem erhaltenen Wildbret im besten Einvernehmen von uns schieden und versprachen bei jeder Gelegenheit wieder Proviant zu bringen. — Dem Häuptling Makanjira sandte ich einen ganzen Gnuschlegel als Geschenk, welche Aufmerksamkeit in ganz Afrika eigentlich Sitte ist und, von Europäern ausgeübt, hoch angerechnet wird. —

Gegen meinen den Wamöera-Leuten erteilten Auftrag, gelegentlich Hühner zu liefern, sträubte sich Mussa gewaltig, mit der Begründung, daß es kein „Glück" bringe, wenn sich ein Jäger zahmes Viehzeug mit „ins Pori" nähme. Ich machte ihm aber klar, daß wir ja auch keins „mitgenommen" hätten, sondern uns dasselbe „gebracht" werden sollte, so daß er klein beigab.

Bei Einbruch der Dunkelheit machte sich Libanda mit der Herstellung einer Bambusfackel zu schaffen. Auf meine Frage, wozu er dieselbe gebrauchen wolle, erzählte er mir, daß er, kaum eine Viertelstunde vom Lager, Bienen entdeckt habe. Mein Bruder und ich entschlossen uns sofort mitzugehen, und stellten den Leuten auch unseren Windleuchter zur Verfügung. Nach einer Wanderung durch dick und dünn machte Libanda vor einer ziemlich starken Akazie Halt, mit der Bemerkung, daß wir am Ziel seien. In einer Höhe von zehn Fuß über dem Erdboden befand sich die Öffnung, welche mit einem dicken Klumpen von Bienen bedeckt war, was zu der Annahme berechtigte, daß der hohle Stamm mit Waben gefüllt und daher kein Platz für die Bienen im Stamme sei. Ob nun die Waben mit Honig oder aber, wie zu dieser Jahreszeit sehr häufig, mit jungen Bienen gefüllt seien, mußte erst der Augenschein lehren.

Zuerst wurde aus Bambus, der ja überall im Revier zu haben war, ein Gerüst gebaut, auf welchem stehend es möglich wurde, mit dem Beil die Öffnung zu erweitern. Der vor dem Loch hängende

Bienenklumpen wurde einfach mit der Fackel verbrannt, und mit versengten Flügeln fielen die durch die nächtliche Kühle halb erstarrten Insekten zu Tausenden zur Erde. Nun ging Libanda, trotz der durch die Wärme zum Leben erwachten und durch das Licht angezogenen Bienen, welche ihn zu Hunderten umschwärmten, daran, mit kräftigen Beilhieben das Loch zu vergrößern. Nur verhältnismäßig wenig Hiebe genügten, um die Öffnung so zu erweitern, daß sie die Einführung der Hand gestattete. Dies genügte dem durch die Gewöhnung an Bienenstiche längst immun gewordenen Libanda, um mit der ganzen Länge des nackten Armes in die Höhlung zu schliefen, und die Waben, Stück für Stück, herauszuholen.

Junge Bienen, nichts als junge Bienen, und zum Schluß ein handgroßes Stückchen Wabe, mit Honig gefüllt, das wir uns gleich, unter dem Baum stehend, zu Gemüte führten, war der Lohn dieser Mühe. Wohl trug Libanda zahllose Stiche davon, wie seine oft lauten Schmerzäußerungen bewiesen, welche die untenstehenden Träger stets zu schallendem Gelächter veranlaßten, doch machte sich kaum eine geringe Schwellung des Armes bemerkbar, nachdem er sich beim Scheine des Windleuchters zahllose Stacheln hatte aus dem Arm ziehen lassen.

Nun gingen aber, gleich an Ort und Stelle, Libanda nebst den Trägern daran, die übrigen Waben in großen Stücken in den Mund zu stecken, wobei ihnen beim Zubeißen ein weißer, milchartiger Saft, aus den Hunderten von jungen Bienen herrührend, an den Mundwinkeln herabfloß! Gar nicht genug konnten alle den guten Geschmack dieser für uns nicht gerade appetitlichen Speise rühmen, besonders aber die durststillende Wirkung derselben hervorheben. Unsere vielen Fragen über den Geschmack schienen in Libanda den Glauben zu erwecken, daß wir lüstern nach der Delikatesse seien, und bereitwillig bot er uns den tellergroßen Rest an, welcher mit den fetten, weißen Larven dick gespickt war. Wir dankten jedoch herzlichst, nicht ahnend, daß wir kaum vier Wochen später, als wir tagelang ohne Wasser im Revier umherirrten, mit Heißhunger über die jetzt mit Abscheu verschmähte Speise herfallen würden. Not bricht Eisen!

So kehrten wir denn zum Lager zurück, nicht ohne manche komischen Zwischenfälle, indem bald der Träger der Fackel, von dem

Licht derselben geblendet, über eine quer liegende Bambusstange der Länge nach hinschlug, urplötzlich alles in tiefe Finsternis hüllend, oder ein anderer, an der kunstgerechten Schleife einer dünnen, von oben herabhängenden Liane einen unfreiwilligen Hängeversuch machend, gleich einem Perpendikel in der Luft baumelte. Endlich leuchteten uns die Lagerfeuer entgegen, und konnten wir uns an den inzwischen gedeckten Tisch, alias Blechkoffer, setzen.

Letzterem Mangel half mein Bruder am nächsten Morgen ab, durch den Bau eines kleinen Tisches in der Halle, welchen er aus den Brettern einiger auseinander genommenen Kisten herstellte. Aufs freudigste war ich überrascht, als ich mittags, nach der Rückkehr von einer kleinen Birsch, mich endlich einmal wieder an einen Tisch setzen konnte, der die normale Höhe von 80 cm hatte, so daß man nicht jeden Löffel Suppe, ca. ½ m durch die Luft, nach dem Munde zu balancieren brauchte.

Auf dieser Birsche hatte ich das Waidmannsheil, einen Warzenschweinkeiler und einen Bleichbock zu strecken; auch traf ich auf ein Rudel Zebras von ca. zwölf Stück, welche, mit Donnergepolter einen steinbesäten Bergabhang hinaufgaloppierend, einen imposanten Anblick boten. Ich konnte es, trotz der kaum 150 m betragenden Entfernung, nicht über mich gewinnen, auf die Flüchtigen zu feuern, da ich die Erfahrung gemacht habe, daß Zebras ungemein hart sind, und ich nicht auf eine stundenlange Schweißsuche eingerichtet war, zumal der Keiler schon auf der Schwarte lag.

Auch heute machte ich wieder die Bemerkung, daß das Revier ungemein reich an Eichkatzen war, und zwar in 3—4 Arten. Am häufigsten, und zwar im lichten Bestande, war eine kleine, graue Art mit je einem weißgelben Strich an jeder Körperseite, wahrscheinlich das „Zügelstrich"-Eichhörnchen" (Sciurus congicus). Oft zu drei und vier Stück, sah ich diese zierlichen Tierchen am Erdboden eiligst dem nächsten Baum zuflüchten und in irgend einer Spalte desselben verschwinden. Zwei andere Arten waren stärker, dunkler gefärbt und machten sich häufig in dichteren Beständen bemerkbar, wo sie, meist paarweise, eigentümliche zwitschernde Töne ausstoßend, in dem Lianengewirr umherspielten. Ich sprach dieselben als ockerfüßiges Eichhörnchen (Sciurus cepapi) und Roß-Eichhörnchen (Sciurus mutabilis)

an. Ein viertes, von dunkler, schwärzlicher Färbung, mit weißem Bauch und weißer Kehle, fand sich meist an steinigen Stellen. Es hatte beinahe die Stärke des europäischen Eichhörnchens, mit ebenso stark behaarter Rute, während die drei vorgenannten Arten erheblich geringer sind und bei weitem nicht so lang behaarte Rute haben. Das letztgenannte Eichhörnchen schien nur Erdlöcher zu bewohnen, und ich entsinne mich nicht, jemals ein Exemplar beim Baumen beobachtet zu haben.

Nach dem Mittagessen kam Libanda gelaufen und brachte die Meldung, daß soeben eine Ente auf dem Tümpel eingefallen sei. Sofort griff ich zur Büchsflinte, schob eine Patrone Nr. 5 in den Schrotlauf und birschte mich vorsichtig an den Tümpel. Derselbe war zum Teil mit Sträuchern umstanden, welche mir gestatteten, bis auf 80 Schritt heranzukommen, ehe die angebliche Ente aufstand. Auf meinen Schuß fiel sie geflügelt, und auch sonst wohl noch getroffen, klatschend auf das Wasser, um im Nu von Mchante mit pointerartiger, pardon, pudelpointerartiger Geschwindigkeit apportiert zu werden. Es war eine Sporngans (Plectropterus gambensis). Dieselbe verdankt ihren Namen spornartigen Ansätzen an den beiden Flügelbeugen. Als Abwechslung in unserer Küche war dieselbe uns recht willkommen. In unserem größten Topfe wurde sie zuerst gelbbraun gebraten, hierauf zugedeckt und der Topfdeckel hoch mit glühenden Kohlen bedeckt, bis zur völligen Bräunung. An Wohlgeschmack gab sie einer europäischen Ente wenig nach und, da wohl noch jung, auch nicht an Zartheit.

Von dem erlegten Keiler ließ ich, durch Erfahrung gewitzigt, gleich ein großes Stück aus dem Hinterschlegel braten, welches, sowohl frisch als in Form kalten Aufschnitts, uns während mehrerer Tage herrlich mundete. Auch der als Fleischsalat zubereitete Rest des Bratens schmeckte nicht übel. Libanda nahm den ganzen Rest des Keilers für sich in Anspruch, da er als „Mkonde-Mann“ (ein weiter südlich wohnender Stamm) das Wildbret genoß. Er allein hätte wohl schwerlich den gegen drei Centner schweren Rest bewältigt, doch enthoben ihn später ankommende „Wamöera“, welche zum Teil „Schwein“ essen, dieser Mühe, natürlich gegen Tausch von Matama.

Als die Hitze gegen vier Uhr nachmittags etwas nachgelassen hatte, stattete ich dem Bwemkurn einen Besuch ab, der, wie schon oben erwähnt, ungefähr 200 Schritt weit, am Lager vorbeiführte. Ich schlug, in demselben angekommen, die Richtung flußaufwärts, also gegen Westen, ein. Bis an die Knöchel versank man in dem losen Triebsande, welcher stellenweise, dort, wo durch die Strömung bankartige Antreibungen des Sandes stattgefunden hatten, eine tiefschwarze Färbung zeigte. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß an diesen Stellen eine dünne Schicht von Graphit und Eisensplitterchen den weißen Sand verdeckte.

Die Sucht vieler Europäer, auf allen Expeditionen und in allen Gebieten Kohlen zu vermuten und nach solchen zu suchen, hat schon auf die Eingeborenen in dem Maße eingewirkt, daß auf meine erste Frage, wovon diese schwarze Färbung herrühre, mir ganz ernst versichert wurde, „Makaa" (Kohle), und zwar von Leuten, die tatsächlich „Kohle" nur dem Namen nach kannten. Diese Nachahmungssucht geht bei den Eingeborenen so weit, daß die Träger, welche ja alle mehr oder weniger mit den verschiedensten Europäern auf Expeditionen gewesen waren, beim Rasten an steinigen Stellen, aus eigenem Antriebe, halb spielend, Steine aufhoben und dieselben zu zertrümmern suchten. Sehr häufig kamen sie dann gelaufen, um bald Feldspat, Schwefelkies, bald Graphit oder sonstiges Auffallendes in den Bruchstellen der Steine zu zeigen und zu fragen, ob das „Gold" oder Kohle 2c. sei. Nur der mit den Verhältnissen ganz Unbekannte kann hierin irgend welchen praktischen Nutzen für etwaige Auffindung von Edelmetallen, Kohlen 2c. erkennen; doch da kein Nachteil damit verbunden ist, so läßt man die Leute natürlich ruhig gewähren. Mich interessierte aber hauptsächlich die Bestätigung der alten Erfahrung, daß der Schwarze sehr dazu neigt, den Europäern in allem nachzuäffen; denn die Art und Weise, wie er dieses tut, ist mit dem Ausdruck „nachahmen" nicht zu bezeichnen.

In mancher Hinsicht kann diese Sucht geradezu schädigende Momente zeitigen. So bei der Spracherlernung. Der „Boy" (Diener) eines neu nach Afrika kommenden Europäers gibt sich die größte Mühe, nicht so zu sprechen, wie er z. B. mit seinesgleichen sprechen würde. Er bedient sich seinem Herrn gegenüber, welcher doch in der

Regel nur einige Brocken „Kisuaheli“ spricht, des sogenannten „Kisuaheli-Kisungu“, d. h. einer Sprache, welche aus einem Konglomerat von Sprachfehlern und fehlerhaften Brocken besteht. Daß es dem Anfänger hierdurch natürlich schwer fällt, richtig sprechen zu lernen, manche hierdurch, wie die Erfahrung lehrt, nach einer langen Reihe von Jahren eigentlich immer noch „Kisuaheli-Kisungu“ sprechen, ist hierauf zurückzuführen.

Dem Boy meines Bruders trug diese Unart in der ersten Zeit manche ernste Zurechtweisung und, in der weiteren Wiederholung, auch manche Maulschelle ein. Nicht jeder hat aber einen „Mentor“ zur Seite, der im geeigneten Moment den betreffenden Sünder beim Ohr nimmt und ihn, zum Gaudium der übrigen Schwarzen, den falschen Satz zehnmal hintereinander richtig herbeten läßt. Auffällig schnell eignete sich mein Bruder hierdurch, in verhältnismäßig kurzer Zeit, das Verständnis auch für kompliziertere Redewendungen an, sehr zu seinem eigenen Vorteil, da er oft in die Lage kam, allein mit den Leuten im Busch zu sein, und zwar in Lagen, die unbedingt erheischen, daß der Europäer Herr der Situation bleibt, um nicht als „Geführter“, meist aber als „Angeführter“, sein Gewehr spazieren zu tragen.

— — — Ungefähr 500 m flußaufwärts befand sich dicht am Ufer, durch überhängende Zweige gegen den Sonnenbrand geschützt, eine von der Regenzeit her zurückgebliebene, spärliche Wasserlache. Hunderte von Wildtauben belebten morgens und abends die Baumkronen der nächsten Umgebung dieses Wässerchens, und eine Wolke genannter Vögel erhob sich stets beim Näherkommen zu diesen Tageszeiten. Hier mußte, nach den Fährten zu urteilen, allnächtlich ein Rudel Zebras seinen Durst stillen. Deutlich zeichneten sich auch in dem nassen Schlamm dicht am Rande die Abdrücke der Pranken eines Leoparden ab, der sich hier getränkt hatte. Die Fährte eines Löwen führte mitten im Flußbett entlang und zwar flußabwärts.

Weiter aufwärts näherten sich die Ufer bis auf etwa 20 m; der Bestand wurde hier bedeutend dichter, und schuf stellenweise herrliche Bilder, indem die unzähligen Windungen und kurzen Knicks des Flusses die dicht bewachsenen Ufer coulissenartig voreinander schoben und, durch den Wechsel der Farbentönung des Laubes, reizende

Effekte erzeugten. Stellenweise neigten sich die Baumkronen beider Ufer so nahe zusammen, daß sie auf weite Strecken einen laubenartigen Gang bildeten. Derartige Stellen waren mit Lianen, meist Landolphia comorensis, deren apfelsinengroße Früchte recht wohlschmeckend sind, nach allen Richtungen durchzogen. Ihr Genuß färbt in auffallender Weise, und zwar augenblicklich, den Urin dunkelcitronengelb, welche Erscheinung jedoch nach einer Stunde verschwindet. Die Frucht, mit einer apfelsinenartigen, gelben Schale umgeben, ist mit bohnengroßen Kernen gefüllt, deren mit Fäden durchsetzte Pulpa einen süßsäuerlichen Geschmack hat. Die Säure der Früchte der verschiedenen Lianenarten weist große Unterschiede auf. So fand ich die Früchte einer Liane, der Säure wegen, ungenießbar, während die einer dicht daneben stehenden, in derselben Reife befindlichen angenehm süßlich-sauer schmeckten. Die Affen wissen sehr gut diesen Unterschied zu finden; man sieht unter manchen Lianen Fruchtreste massenhaft, unter andern keine Spur davon.

Eine andere Liane (Landolphia kirkii), deren Früchte, von der Größe einer Pflaume, rot und ebenfalls eßbar sind, findet sich an genannten Ufern gleichfalls häufig. Das Innere der Frucht enthält ähnliche Kerne, deren Pulpa dem Geschmack der vorgenannten sehr ähnlich ist.

Beide Arten gehören zur Familie der „Kautschuk-Lianen", doch ist ihr Gehalt an Kautschuk nicht hoch, so daß, wenigstens in den mir bekannten Gegenden, eine Ausbeutung nicht stattfindet. In Anbetracht des fortwährend steigenden Konsums an Kautschuk in Europa, dürfte es jedoch angezeigt sein, an die Ausbeutung auch dieser Lianen zu denken. Natürlich ist vorläufig der Bestand derselben noch zu gering, da sie nach meinen Erfahrungen eben nur an den Flußläufen in schmalen Streifen vorkommen, der Ausbeutung also eine rationelle Verbreitung — in geeigneten Niederungen etwa — vorhergehen müßte. Ob in anderen Gegenden Deutsch-Ostafrika's vielleicht schon eine Ausbeutung dieser Landolphia-Arten stattfindet, ist mir unbekannt.

Elefantenfährten fanden sich in dem Flußbette verhältnismäßig reichlich, und zwar nur kapitale, sowie anscheinend nur solche von Bullen; in dem losen Sande ließ sich letzteres schwer konstatieren.

Auf ihr Alter waren die Fährten ebenso nicht ohne weiteres anzusprechen, da sich naturgemäß in dem kiesartigen, trockenen Sande eine acht Tage alte Fährte genau so darstellte, wie eine frische. Nur an den Stellen, wo die Elefanten nach Wasser gegraben hatten, ließen die mehr oder minder scharfen Ränder der „Trichter" einen Schluß auf das ungefähre Alter der Fährte zu.

Obgleich, wie wir später feststellten, das Bett des Bwemkuru auf einer Länge von ca. 50 km 5—6 solcher kleiner Wasserstellen aufwies, welche zum Teil sehr klares, allerdings stets von Fischen bewohntes Trinkwasser enthielten, haben wir nie beobachten können, daß je ein Elefant, wie allnächtlich Büffel, Antilopen und Zebras, dort geschöpft hätte. Stets wählten die Elefanten Stellen, an denen ihnen ihre unfehlbare „Nase" Grundwasser verriet, und gruben hier, zuerst mit den Vorderläufen, dann unter Zuhilfenahme des Rüssels, bis zu 2 m tiefe Trichter, wobei sie den Sand bis zu 10 m weit fortwarfen. Am Boden des Trichters fand sich stets ein kaum 20 cm im Durchmesser haltendes, kreisrundes Loch von verschiedenen Tiefen, das mit klarem, kühlem Wasser gefüllt war. An dem umhergesprengten Wasser konnte man deutlich erkennen, daß die Elefanten sich hier nicht nur tränkten, sondern auch den Körper besprengten. Die übrigen Wasserstellen benutzten sie nur als Suhlen, wobei sie den hochflüssigen Morast haushoch in die Baumkronen schleuderten; hierdurch erhalten letztere ein sonderbares Aussehen und verrieten uns das Vorhandensein von Wasser auf größere Entfernung. Im dichten Busch kam uns dies recht zu statten, während wir im Bwemkuru-Bett diese Stellen sehr bald kennen lernten und mit ihnen hinsichtlich der Wassermitnahme rechneten.

Als Grund für die Gewohnheit der Elefanten, Wasserlöcher zu graben, gaben die Eingeborenen die Tatsache an, daß junge Elefanten allerdings auch aus Pfützen zu schöpfen pflegen, hierbei jedoch oft schlechte Erfahrungen machten. Da nämlich der Elefant gezwungen ist, das aufgenommene Wasser im Rüssel in die Höhe zu ziehen, so soll es vorkommen, daß kleine Frösche, Quappen, Wasserkäfer, besonders aber Blutegel oder gar schwarze Raubameisen, welche er selbst am Körper mit in das Wasser bringen kann, in den Rüssel, dieses empfindlichste Organ der Elefanten, gelangen und sich hier

festsetzen. Das Festbeißen oder -Saugen der betreffenden Tiere an der empfindlichen Schleimhaut soll dem Elefanten große Schmerzen bereiten, so daß er versucht, die Plagegeister durch kräftiges „Pusten" los zu werden.

Bei Ameisen und Blutegeln soll ihm dies nicht gelingen und er, durch den gesteigerten Schmerz in Raserei versetzt, den Rüssel gegen Bäume schlagen, wodurch derselbe bald anschwillt und die Beseitigung der Eindringlinge nun erst recht erschwert wird. Nicht selten sollen Elefanten auf diese Weise sogar eingehen.

Alte Elefanten stellen sich deshalb, wo es irgend möglich ist, eine Tränkstelle in der geschilderten Weise her. Wir selbst haben auch bei jeder Gelegenheit diese Löcher zum Trinken benutzt und das Wasser stets rein und, wegen seiner tiefen Lage, äußerst kühl gefunden.

Eigentümlich war die Beobachtung, daß wir einen Elefanten in Bwemkuru hatten, der seine Schöpflöcher stets wieder zuscharrte. Seine Fährte war an einem deutlichen „Hufspalt" am rechten Vorderlaufe kenntlich, welcher uns diese Beobachtung erleichterte oder vielmehr überhaupt möglich machte. Denselben Elefanten streckte ich später, und zwar eine Stunde, nachdem er uns wieder durch Zuscharren des Wasserlochs einen „Schabernack" gespielt hatte. Er war als „recht gut" anzusprechen. Sein Zahngewicht betrug 148 Pfund deutsch. Mussa sagte bei seinem Zusammenbrechen: „Der scharrt keine Löcher wieder zu!"

Der vorgerückten Tageszeit wegen war es mir nicht möglich, weiter als etwa fünf Kilometer flußaufwärts meine Rekognoscierung auszudehnen, jedoch gewann ich schon hierdurch die Überzeugung, daß wir hier, und zwar auf die bequemste Art, frische Elefantenfährten aufzusuchen hätten, weil anscheinend alle Elefanten der näheren Umgebung nachts den Bwemkuru, des Wassers wegen, aufsuchten.

Diese Voraussetzung sollte sich später als richtig herausstellen, außerdem aber auch, daß eine ganze Anzahl von Elefanten den dichten Bestand an den Ufern des Bwemkuru tagsüber als Einstand benutzte und sogar, zum Teil auch mittags, Wasser aufnahm. Leider kam mir diese Erkenntnis etwas spät, wie wir überhaupt

für die Elefantenjagd um mindestens drei Monate zu spät nach dem Bwemkuru kamen; wir hätten im anderen Falle bedeutend mehr Elefanten zur Strecke gebracht. Für meine Kenntnis der Naturgeschichte des Elefanten war ja dieses „Zuspätkommen“ insofern von Vorteil, als ich aus eigener Anschauung das präzise „Zusammenschlagen“ der Rudel bei Beginn der Regenzeit sich vollziehen sah, allerdings unter unsäglichen Strapazen, zu denen die Strecken der letzten Zeit in keinem Verhältnisse standen.

Mit freudiger Genugtuung empfing mein Bruder die Mitteilung meiner Beobachtungen, und wir beschlossen, zukünftig des öfteren den Bwemkuru abzufährten.

Noch spät am Abend stellten sich gegen 30 Wamöera aus der Gegend von Baugala und dem Ilulu-Berg ein, welche von dem Wildbretreichtum im Lager gehört hatten; es brachte jeder ein Quantum mtama und andere Lebensmittel, besonders aber viel Honig. Die Leute, welche sich zum großen Teil ausschließlich von der Ausbeutung der in der Gegend so überaus häufigen Bienenstöcke nähren, hatten sich bereits seit zwei Tagen, im Busch Honig sammelnd, umhergetrieben und benutzten nun diese Gelegenheit, „Fleisch“ einzutauschen. Leider mußten wir ihnen die Mitteilung machen, daß auch keine „Faser“ Wildbret mehr im Lager sei, konnten sie jedoch auf den nächsten Tag vertrösten.

Erwähnt mag an dieser Stelle werden, daß diese „Bienenjäger“ den Honig sehr selten, auch kaum zu eigenem Gebrauch, verwerten, sondern denselben meist an Ort und Stelle, über Feuer, auf die Erde laufen lassen, um sich nicht unnötig zu belasten. Denselben ist es nur um das Wachs zu tun, welches sie in irdenen Töpfen, durch Kochen, von den gröbsten Beimischungen, wie Sand, Holzstückchen rc., befreien. Nach dem Erkalten wird das bereits ziemlich reine Wachs in 3—4 fingerstarken Platten, welche den Durchmesser des jeweilig benutzten Kochgefäßes haben, von der Oberfläche der Abkochung abgenommen. In diesen Stücken kommt das Wachs in ziemlicher Menge an der Küste in den Handel. Bedeutend ist die Ausfuhr besonders in den Orten Lindi und Mikindani. Diese Wachsstücke müssen, bei längerer Aufbewahrung, an der Küste vergiftet werden, da nicht nur eine ganze Anzahl von Insekten, sondern auch Mäuse

und Ratten Wachs mit Vorliebe fressen. Ich sah häufig dieses Vergiften, durch „Tauchen in Arseniklösung", vornehmen.

Früh am nächsten Morgen standen wir bereits fertig und wählten, unter Berücksichtigung des Windes, jeder seine Richtung aus, in der wir birschen wollten. Ausgemacht war, daß Elefantenfährten heute unbeachtet gelassen werden sollten. Ich hatte die Richtung genau nach Westen gewählt, woher der Wind stand; mein Bruder überschritt den Bwemkuru und birschte, jenseits desselben, in gleichlaufender Richtung mit mir.

Ich hatte mich kaum 500 Schritt vom Lager entfernt, so knallte es bei ihm, wie wir sehen werden mit Erfolg. Ich überschritt wiederholt die verschiedensten Fährten, welche jedoch alle vom Tage vorher waren, wie Mussa, trotz der Dürre des Bodens, nach kurzer Prüfung entschied, meine hierüber ausgedrückten Zweifel kurzweg abschneidend.

Doch da vor uns, das müssen frische Fährten sein; deutlich hebt sich schon von weitem die hellere Färbung des roten Laterits in den Fährten von dem umgebenden Erdboden ab. Verächtlich wendet sich Mussa ab; Sauen, wohl an 20 Stück, mußte die Rotte stark sein, konnten eben erst, kurz vor uns, hier durchgewechselt sein. Mir lief im Gegensatz zu Mussa das Wasser im Munde zusammen in der Erinnerung an den neulich gehabten Fleischsalat. — Doch weiter — die Bangala-Leute hätten überdies doch keinen „mkanda (Bastsack) mtama" dafür gegeben.

Endlich! — „Wasserböcke und Rappenantilopen, ca. 20 Stück", meldet Massa, welcher, die Saufährten keines Blickes würdigend, weiter gegangen war, während ich mich noch an den breiten Fährten einiger kapitalen Keiler erfreute. „Frisch?" — „Müssen eben vorbei sein"! lautete die Antwort. — „Nun, dann vorwärts, nach!" — Noch können wir rüstig ausschreiten, jedoch ändert sich die Situation bald. Die Fährten biegen etwas nach rechts, nach dem Bwemkuru zu, ab, und hier ist der Bestand ein ganz anderer. Weite Grasflächen, mit einzelnen Dumpalmen und Mimosen bestanden, wechseln mit dichtem Jungholz und Geranke. Den Bwemkuru selbst säumt ein schmaler Streifen förmlichen Galeriewaldes, den „unser" Wild jedoch wohl kaum angenommen hat. Von Horst zu Horst, von

Blöße zu Blöße, birschen wir lautlos — pardon! — das Gras knistert manchmal recht vernehmlich, doch der stete, gute Wind kommt uns zu statten.

Wieder ist Mchaute der erste, der des Wildes ansichtig wird. Dort vorn rechts! — Nichts ist zu sehen. Endlich wirft ein Stück auf, ein kapitaler Rappenantilopenbock (schreckliches Wort). Im strauchartigen Jungholz, welches, trotz des dünnen Bestandes, in der Flußniederung üppig sprießt, steht das ganze Rudel, und nur ab und zu zeigt ein aufwerfendes Stück das tiefschwarze, elegant im Halbkreis nach hinten geschwungene Gehörn der Rappenantilope oder das von vorn elliptische, seitlich schwach nach vorn gebogene Gehörn des Wasserbockes.

Bis auf 150 m gelang es mir heranzukommen; von hier aus fehlte jede Deckung. Die Entscheidung wurde mir schwer. Wasserbock oder Rappenantilope? — Ich zählte acht Wasserböcke, darunter ein kapitaler Bock und ein Spießer, die übrigen Tiere also ohne Gehörn. Bei den Rappenantilopen, welche ich auf 15 Stück schätzte, sah man zeitweilig, da auch die Tiere aufgesetzt haben, einen kleinen Wald von Gehörnen, und war es schwer, den stärksten Bock anzusprechen, trotzdem sich zwei oder drei, durch ihre Stärke und tiefschwarze Färbung, von den anderen merklich unterschieden. Jedoch traten dieselben so unruhig hin und her, daß ein Aussuchen seine Schwierigkeit hatte.

„Also den kapitalen Wasserbock!" entschied ich mich. Augenblicklich stand derselbe spitz zu mir, die Vorderläufe weit auseinandergespreizt, und äste emsig. Der Wasserbock ist die einzige Antilope, welche beinahe ohne einmal aufzuwerfen, nach Art der Kühe, gierig äst, während alle anderen Arten häufig verhoffen, mit Kauen innehalten, wie es auch Rot- und Rehwild zu tun pflegen.

Rechte Besorgnis flößte mir ein ziemlich nahestehendes Wasserbock-Tier ein, welches wiederholt nach meinem Stande hinter einer starken Dumpalme verhoffte und unruhig hin und her trat. Meine leisen Verwünschungen schien das Tier zu ignorieren, ja, es ließ sich sogar von seiner „Antilopen-Neugier" hinreißen, sich meinem Stande bis auf 100 Schritt zu nähern und, die großen Luser weit vorgestreckt, die Nase hoch, zu winden. Bald hätte ich, da der Bock

immer noch in derselben Stellung ruhig weiter äste, der „alten Tante“ die Kugel auf den Stich gesetzt, hatte auch schon versuchsweise das Neusilberkorn meiner Doppelbüchse auf die entsprechende Stelle gesetzt, als das Stück, anscheinend wieder vertraut, „kehrt“ machte und sich zum Rudel schlug.

Der Bock hatte unterdessen kaum eine Viertelwendung nach rechts gemacht und bot mir so wenigstens seine linke Schulter. Jetzt genau am linken Vorderlaufe in die Höhe, Haare gefaßt, noch eine Handbreit höher und — päng! hallte der scharfe Krach des Blättchenpulvers über die Blöße. Starres Entsetzen scheint die Antilopen zu befallen, doch — päng! — knallt mein zweiter Schuß, und mit hoher Flucht bricht eine Rappenantilope im Feuer zusammen. Der Wasserbock brach auf meinen Schuß in die Kniee, um gleich darauf verendet auf die Seite zu fallen.

Wie der Sturmwind brauste nun aber das Rudel davon und war nach kurzer Zeit unseren Blicken entschwunden.

Mchante und Mussa langten lange vor mir bei den Antilopen an und vollzogen mit unheimlicher Geschwindigkeit das „Abfangen“. Heute, nach vorhergegangener Anweisung, jedoch nicht an der Drossel, sondern tief unter dem Stich, da ich Kopf und Hals präparieren wollte.

Mchante mußte den Rucksack rc. ablegen und im Laufschritt nach dem Lager eilen und zwölf Träger holen. Die Rappenantilope war ein Tier, konnte also als Präparat nicht benutzt werden; der Wasserbock hingegen war im Gehörn recht brav. Besonders mußte ich die Stärke der Stangen an den Ansätzen, wie die tiefe „Reifelung“ bewundern; auch die Gleichmäßigkeit des Gehörns, von vorn gesehen, ließ nichts zu wünschen übrig.

Nach einer guten Stunde, in welcher Zeit Mussa mit dem Zerwirken der Stücke fertig war, trafen zwölf Wamöera unter Mchantes Führung ein, und jeder bekam eine Last, unter der er manchen Schweißtropfen bis zum Lager vergoß.

Mchante erzählte mir gleich, daß mein Bruder schon eine Sau und eine Rappenantilope nach dem Lager habe schaffen lassen. Diese Nachricht bewog mich, mit den Trägern nach dem Lager zurückzukehren, sehr zu Mussas Verdruß, welcher durchaus noch den

Antilopen folgen wollte. Ich gab ihm daher die Erlaubnis, allein nachzuhängen, und fröhlich zog er mit Mchante los. Kurz vor dem Erreichen des Lagers hörte ich zwei Schüsse in der Ferne fallen, welche von Mussa abgegeben sein mußten.

Im Lager angekommen, verteilte ich das Wildbret des Wasserbocks an die Wamöera gleich im frischem Zustande, je nach der Menge des von jedem einzelnen gebrachten Tauschartikels, so daß in kurzer Zeit eine große Anzahl von Feuern aufloderten, an denen sich jeder sein Wildbret, auf Stöcke gesteckt, röstete. Am liebsten hätten die Wamöera dasselbe sofort verzehrt und wären bei mir im Lager geblieben; doch bedeutete ich ihnen, daß zur Erlangung neuen Wildbrets auch neues Getreide nötig wäre. So rüsteten sie sich denn zum Aufbruch, nicht ohne noch verlangende Blicke nach unserer Röststelle zu werfen, wo noch eine Menge Wildbret, durch unsere Träger zu Streifen zerschnitten, übers Feuer gebracht wurde.

Mein Bruder war, gleich nach seinem Aufbruch, im Bwemkurubette an einer Wasserstelle auf zwei Pinselschweine gestoßen, von welchen er das eine, einen Überläufer, im Feuer streckte. Derselbe mußte für unsere Küche herhalten, und ich versorgte uns, durch Herausschneiden der besten Stücke, auf mehrere Tage.

Nach Überschreitung des Bwemkuru birschte mein Bruder in der verabredeten Richtung weiter und traf, auf einer mit dichtem, trockenem Gras bestandenen Blöße, ein Rudel von etwa 30 Rappenantilopen, das sofort flüchtig wurde. Seine zwei Schüsse brachten ein Schmaltier zur Strecke, welches ein Gewicht von ungefähr 250 Pfund aufgebrochen hatte. Dasselbe unterschied sich hinsichtlich Färbung wesentlich von den übrigen. Statt der sonst dunkelbraunen, bei alten Böcken tiefschwarzen Färbung, zeigte es ausgesprochenes Hirschrot; die sonst scharf begrenzten, rein weißen Zügelstriche an den Wangen waren hellockerfarbig. Schon des öfteren hatte ich unter den Rappenantilopen einzelne ganz rote Stücke gesehen und war im Zweifel, ob dieseben nicht einer anderen Antilopenart angehörten; hierbei fielen mir die Spießböcke ein, welche ich früher im Norden des Schutzgebietes vereinzelt angetroffen hatte, deren Vorkommen im Süden mir aber neu gewesen wäre. Nachdem ich im weiteren Verlaufe der Jagdexpedition eine größere

Anzahl solcher hellbraun gefärbter Spießer geschossen habe, erscheint es zweifellos, daß sich die Rappenantilope erst im zweiten oder dritten Jahre verfärbt. Die Färbung der Tiere ist nußbraun, während alte Böcke eine bläulich-schwarze Färbung annehmen. Der Bauch zeigt bei allen Stücken, ebenso wie die Innenseite der Hinterläufe bis zu den Sprunggelenken, reines Weiß.

Eine bis zur Rückenmitte reichende, steif aufrecht stehende, handlange Mähne gibt der Rappenantilope ein imposantes Aussehen, wozu die mächtigen, im Halbkreis geschwungenen Hörner, welche in der Flucht oft mit den Spitzen auf die Rückenmitte reichen, das ihrige beitragen.

Das früher erwähnte heftige „Prusten", welches wohl meist durch in den Nasengängen angesiedelte Östrus-Larven hervorgerufen werden dürfte, hört man besonders häufig bei diesen Antilopen. Doch besteht der Schrecklaut auch in diesem „Prusten".

Von eingeborenen Jägern hörte ich, daß Fälle, in denen Rappenantilopen den Jäger annahmen und zu Tode forkelten, nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Ich selbst kam wenige Tage danach in die Lage, mit leerer Büchse vier Rappenantilopen auf zwölf Schritt gegenüberzustehen, welche, trotz meines Rufens nach Mussa und Mchante, welch letzterer die Patronen trug, nicht flüchtig wurden, sondern prustend und mit den Vorderläufen den Boden schlagend, vor mir standen und, den Hals weit vorgestreckt, mich anäugten. Ein Schuß Mussas, welcher endlich herankam und ein Stück im Feuer streckte, ließ dieselben keineswegs flüchtig werden, und erst der zweite fehlgehende Schuß veranlaßte die übrigen, jedoch nur widerwillig und wiederholt verhoffend, zur Flucht. Hätte ich noch Patronen gehabt, so würde ich zweifellos alle vier auf kürzeste Entfernungen gestreckt haben. Immerhin betrug unsere Strecke am genannten Tage acht Rappenantilopen, welche in ca. zehn Minuten zur Strecke kamen, und zwar vier Böcke, vier Tiere. Hiervon hatte ich fünf, Mussa drei Stück zur Strecke gebracht.

Dem waidgerechten Jäger, welcher in Deutschland genau mit der Anzahl der abzuschießenden Stücke, ob Rotwild oder Rehwild, zu rechnen hat, mag dieser Massenabschuß befremdlich erscheinen;

doch möge man erwägen, daß alles von uns erlegte Wild bis auf die letzte Faser benutzt wurde, ja oft nicht einmal ausreichte, um den nötigen Bedarf an Getreide 2c. dafür einzutauschen. Der Abschuß der Tiere läßt sich hierbei, bei bestem Willen und größter Aufmerksamkeit, nicht vermeiden, da, bei den meisten „Boviden", Böcke wie Tiere aufgesetzt haben und im Rudel nur unter ganz besonders günstigen Umständen zu unterscheiden sind.

Um 4 Uhr nachmittags kamen Mussa und Mchante ins Lager, ersterer den „Wedel" einer Rappenantilope in der Hand tragend. Mussa hatte das Rudel, nach einstündiger Folge, im lichten Bestande äsend angetroffen und mit zwei Schüssen einen Spießer zur Strecke gebracht. Sofort gingen vier Träger ab, und zwar ohne Führung, da Mussa vorsorglich den Weg, durch Schleppen einer Bambusstange, kenntlich gemacht hatte. Erst bei völliger Dunkelheit kehrten diese Träger, nicht in bester Stimmung, ins Lager zurück, da Mussa ihnen versichert hatte, daß es „gar nicht weit" sei.

III.

Auf der Elefantenfährte.

Die nächsten Tage waren der Elefantenbirsch geweiht, da Libanda, auf der Suche nach Bienen, frische Fährten im Bwemkuru angetroffen hatte.

Der Rucksack wurde mit Brot, kaltem Wildbraten rc. ordentlich gespickt, ein starker Thee gebraut und das Wassertin hiermit gefüllt. Kalter, starker Thee, ungesüßt, ist unstreitig das beste Getränk bei starker Hitze und läßt so leicht keinen Durst aufkommen. Unsere Jagdgesellschaft setzte sich am nächsten Morgen zusammen aus meinem Bruder und mir, Mussa, Libanda, Mchante und zwei Trägern, welche abwechselnd den Rucksack und das Wassertin trugen.

An derselben Stelle, an welcher Libanda tags vorher frische Fährten gefunden hatte, fanden wir die starke Fährte eines Elefanten, welcher in derselben Nacht dort nach Wasser gegraben und sich getränkt hatte. Nach kurzer Beratung nahmen wir dieselbe auf. Gegen zwei Kilometer führte die Fährte im Bwemkuru-Bette ent-

lang, um dann dasselbe zu verlassen. Das Vordringen in dem die Ufer säumenden Dickicht war stellenweise recht erschwert. Sehr oft mußte viertelstundenlang gehalten werden, um festzustellen, welchem der kreuz und quer führenden Wechsel „unser" Elefant gefolgt war, da die große Dürre das Erkennen der Fährte sehr erschwerte. Nur hier und da gab die frische Verletzung in der grünen Rinde eines kleinen Strauches die Gewißheit, daß wir uns auf der richtigen Fährte befanden.

Der Elefant war dem Bwemkuru flußaufwärts gefolgt, unabläßig den dichten Bestand haltend. Mussas wie Libandas Ansicht ging dahin, daß der Elefant erst gegen Morgen geschöpft habe und jedenfalls am Bwemkuru einstünde. Sie sollten recht behalten.

Mit Besorgnis beobachtete ich, daß der morgens günstige Wind umzuspringen begann, so daß wir mittlerweile mit direktem „Nackenwind" der Fährte zu folgen gezwungen waren. Da der Bestand überall gleich dicht war, so ließ sich auch nicht vermuten, wo der Elefant sich eingestellt haben könnte, so daß der Gedanke an ein Umschlagen hierzu geeigneter Stellen, als unausführbar, sofort verworfen werden mußte. Es ist dieses Verfahren bei schlechtem Winde sehr anzuraten, sofern nicht untrügliche Zeichen, als völlig erkaltete Losung oder vorgeschrittene Trocknung der „Äsungsabfälle", die Vermutung rechtfertigen, daß der Einstand des Elefanten noch weit entfernt sei. — Sicheren Anhalt für letztere Annahme gewähren diese Zeichen allerdings auch nicht, da, zumal an besonders heißen Tagen, der Elefant in ihm zusagenden Beständen häufig stundenlang einsteht. — Wir konnten mithin bei jedem Schritt vermuten, daß der Elefant dicht vor uns stünde.

Derartige, viele Stunden lang anhaltende Ungewißheit strengt Geist wie Körper aufs äußerste an, so daß das schließliche Zusammentreffen mit dem Gegenstande der aufs höchste gespannten Aufmerksamkeit und Erwartung wie eine Erlösung erscheint; die Reaktion folgt jedoch auf dem Fuße, und kann sich im äußersten Falle zu völliger Apathie steigern.

Nach Verlauf zweier Stunden, und nachdem wir wiederholt kurze Strecken von der Fährte abgekommen waren, wollte Mchante ein leises „Schnauben" vernommen haben. Da unser minutenlanges

regungsloses „Sichern“ nach vorn nichts Verdächtiges ergab, so nahmen wir an, daß er sich getäuscht habe. Und doch hatte der Junge recht! — Nach weiteren 100 Schritten ertönte plötzlich auf 20 Schritte vor uns ein Geräusch, wie es das Zusammenschlagen herabhängender Lianen hervorzurufen pflegt. Auf mein Stutzen und fragende Pantomimen entgegnete Mussa, und zwar ziemlich laut: „Makima!“ (Affen, d. h. Meerkatzen).

Kaum hatte er ausgesprochen, als der dicht vor uns stehende Elefant, der jedoch wegen des Dickichts für uns unsichtbar blieb, mit Prasseln und Krachen flüchtig wurde. Ich konnte gerade noch an dem heftigen Schwanken der höheren Sträucher die Richtung erkennen, die er nahm, und versuchte, ihn abzuschneiden. Auch Mussa schlüpfte wie eine Schlange in einer anderen Richtung fort, um an lichterer Stelle des Elefanten vielleicht noch ansichtig zu werden — umsonst! Als ich, tiefatmend, am Bwemkuru-Bette anlangte, zeigten mir bis in die Mitte des Flußbettes geschleppte Lianen und frisch abgebrochene Baumzweige, sowie der Aufstieg am jenseitigen Ufer, daß der Elefant diese Stelle bereits passiert habe. Angestrengtes Lauschen ließ mich in der Ferne ein schwächer und schwächer verklingendes Brechen hören; dann war alles still.

Vermittelst der Huppe rief ich alle Teilnehmer an den Abstieg. Wohl 20 Fuß hoch erhoben sich hier steil die sandigen Ufer des Bwemkuru, und der Bestand aus starkem, dichtem Gebüsch reichte bis unmittelbar an den Uferrand. Der Elefant hatte sich hier rutschend hinabgleiten lassen und dabei eine Einspännerfuhre abgerissener Lianen und über armstarker, oft mit der Wurzel ausgerissener Sträucher mitgenommen. Im Bwemkuru-Bette hatte er verhofft und sich erst der, wahrscheinlich quer über den Stoßzähnen liegenden Last entledigt und dann das gegenüberliegende, etwas niedrigere Ufer angenommen.

Ihm nach! — entschieden wir nach kurzem Aufenthalte und nachdem, nach dem Stand der Sonne, die Zeit auf 8½ Uhr taxiert war. Ich will den Leser nicht mit der Beschreibung des Terrains ermüden und nur bemerken, daß wir um 11 Uhr den Elefanten, welcher sich in einem Bambushorst eingestellt hatte, zum zweiten Male rege machten. Eben hatten wir uns, der Reihe nach, an

unserem Theegefäß „geträukt", hierbei noch unsere Ansichten ziemlich laut ausgetauscht, und schickten uns an, der Fährte weiter zu folgen, als der Elefant im Bambus mit ohrenbetäubendem Geknatter flüchtig wurde. Hier konnte ich ihn, und zwar auf ca. 100 Schritt, als recht kapital ansprechen. Das blendende Weiß seiner Stoßzähne hob sich deutlich von dem grauen Bestande ab. Dieser Anblick gab uns allen neue Kraft und — nun erst recht — ihm nach!

Die Richtung, welche die Fährte nun nahm, war bedeutend günstiger; wir hatten den Wind genau von vorn. Doch, Stunde auf Stunde verrann, und, trotz angestrengtesten Ausschreitens auf der im hier lichten Bestand recht gut sichtbaren, zumal flüchtigen Fährte, kamen wir nicht an den Elefanten. Die angetroffene Losung war selbst hier schon völlig getrocknet und zum Teil sogar von Mistkäfern zerstreut.

Endlich, um 4½ Uhr nachmittags, als die Sonne schon lange Schatten zu werfen begann, schien Diana uns lächeln zu wollen.

Mussa hatte eben erklärt, daß wir den Elefanten jetzt nicht mehr im Einstande, sondern äsend antreffen würden, als einer der Träger behauptete, soeben ein „großes Tier" langsam durch den Bestand ziehen gesehen zu haben. Diese Behauptung hatte viel Wahrscheinliches für sich, da die Fährte seit kurzer Zeit nicht mehr geradeaus, sondern kreuz und quer durch den Bestand führte, ohne daß wir jedoch feststellen konnten, daß der Elefant geäst hätte.

Als wir nach weiteren 1000 Schritten, trotz des lichten Bestandes, jedoch immer noch nichts sahen, hörte man hin und wieder spöttische Bemerkungen aus der Corona über die Güte der Augen des armen Trägers! Doch, was ist das?! — Mussa steht plötzlich still und deutet stumm nach vorn. Auf ca. 150 m, zwar noch durch einen kleinen, schmalen Bambushorst gedeckt, doch deutlich erkennbar, steht der Elefant anscheinend auf einer kleinen Erderhöhung. Wie eine Silhouette heben sich seine riesenhaften, durch die erhöhte Stellung noch mächtiger erscheinenden Körperformen von dem schon mit zartem Rosa überflogenen Abendhimmel ab. — Ein wahrhaft prächtiges Bild! — Rings umher lichter Bestand, der etwa 500 Schritt nach rechts dichter wurde.

Das stärkste Wild der Erde.

Ich erwähne noch kurz, daß ich mit meiner Doppelbüchse bewaffnet war, während mein Bruder und Mussa Mod. 88 führten. Mein Bruder sollte Vollmantelgeschosse schießen und möglichst Kopf- und Halsschüsse anzutragen suchen. Mussa sollte Bleispitzgeschosse verwenden und je nachdem „Blatt" oder „volldrauf" halten. Ich selbst hatte mir vorgenommen, dicht hinter das Blatt zu halten, um mit meinem größeren Kaliber möglichst Lungenschüsse zu erzielen.

Vorsichtig birschten wir vor, durch den Bambus gedeckt, welchen vielleicht 30 Schritt vom Elefanten trennten. Mein Bruder blieb schon auf 50 Schritt vom Elefanten zurück und ging, wie ich durch flüchtigen Seitenblick bemerkte, in Anschlag. Verabredet war worden, daß ich den ersten Schuß haben sollte. Ich schlich mit Mussa bis an den Bambus vor, um hier so weit nach links zu treten, daß wir den Elefanten frei hatten. Mein Bruder gestand mir später, daß er hierdurch genötigt war, knapp ½ m links über meinem Kopf vorbei zu schießen.

Der Elefant stand mit glatt angelegten Gehören, mit dem Kopf an einem mächtigen Strauch, auf einer kleinen Erderhöhung, wodurch er im ersten Moment einen so überwältigenden Eindruck machte, wie nie einer der Kolosse später wieder. Zugleich mit Mussa ging ich in Anschlag und setzte dem Elefanten beide Schüsse, ohne die Wirkung des ersten Schusses abzuwarten, kurz nacheinander hinter das Blatt. In den Knall meines zweiten Schusses mischten sich die meines Bruders und Mussas. Mein Bruder hatte kurz hinter dem Gehöransatz auf den Hals gehalten. Der Elefant zuckte kurz zusammen, schlug erregt mit den Gehören und machte mit ziemlicher Gewandheit „kehrt", um nach rechts, dem dichten Bestande zu, flüchtig zu werden in dem bekannten Troll der Dickhäuter, der im freien Gelände gar nicht recht fördernd erscheint.

Schon bei der Wendung knallte es bei meinem Bruder, wie bei Mussa, zum zweiten und gleich darauf zum dritten Male; Mussa setzte sich neben dem Elefanten in „Galopp" und feuerte aus nächster Nähe bis zum Dickicht noch viermal, mein Bruder von seinem Stande aus noch einmal. Die ganze Sache spielte sich jedoch so schnell ab, daß ich, nachdem mein Gewehr abgeschossen war, auf den Elefanten zulaufend, mit Laden fertig geworden, denselben nur

noch spitz von hinten hatte, so daß ich das Schießen, als nutzlos, aufgab.

Mchante, wohl der leichtfüßigste von uns allen, war so von Jagdleidenschaft erfaßt, daß er, mit dem Beil in der Hand, dem Elefanten bis zum Dickicht „dicht auf" das Geleite gab, als wenn er ihn hierdurch festhalten könnte. Mussa mußte bei diesem Anblick, nachdem der Elefant „außer Sicht" war, so lachen, daß er sich an der Erde wälzte. Die Komik wurde dadurch nicht vermindert, daß Mchante hoch und teuer versicherte, daß er, wenn er Mussas Gewehr gehabt hätte, entweder den Elefanten auf dem Flecke „totgeschossen" hätte, oder demselben jetzt noch auf den Fersen wäre. Auf meine Frage, warum er denn nicht mit dem Beile zugeschlagen hätte, antwortete er, daß die „Beine" des Elefanten zu dick für das leichte Beil seien.

Unsere zu dieser Zeit noch mangelhafte Erfahrung ließ uns den Elefanten so gut wie „zur Strecke gebracht" erscheinen, so daß unsere gute Laune nicht gestört war. Meine, wie meines Bruders Ansicht war, daß der Elefant unmöglich weit flüchten könne und wir ihn ganz sicher verendet finden würden.

Meine beiden Schüsse saßen unzweifelhaft, kaum eine Handbreit auseinander dicht hinter dem linken Blatt. Meines Bruders erster Schuß hinter dem Gehör, der zweite über dem rechten Licht, der dritte und vierte hinter dem rechten Blatte; Original-Militärpatronen! Von Mussas sieben Schüssen saßen zwei links hinten waidwund, fünf ebenso rechts. **Der Elefant hatte also dreizehn Schuß!!!** Konnten wir ihn damit verlieren? — Doch wir sollten später noch ganz andere Erfahrungen machen!

Mussa und Libanda waren auch einstimmig der Ansicht, daß der Elefant nicht weit flüchtig geworden sein könne; doch wäre es am geratensten, am nächsten Morgen direkt nach dem Lager zu marschieren, um uns aufs neue mit Trinkwasser und Proviant zu versehen, da wir weit vom Lager entfernt wären und die Fährte noch weiter vom Lager fort stünde. Wir verbrachten die Nacht halb wachend, halb schlafend, vom Durste arg gepeinigt, da der letzte Rest unseres Thees gegen Abend getrunken worden war.

Schon vor Sonnenaufgang waren wir wieder auf den Beinen; die frische Nachtluft hatte den brennendsten Durst etwas gelindert, und trösteten wir uns mit der Hoffnung, einige Wasserlianen zu finden, welche auch in völlig trockenem Terrain ziemlich häufig zu sein pflegen. Die Richtung, welche wir nach dem Lager einzuschlagen hatten, war uns völlig unbekannt; doch konnten wir nach dem Stande der Sonne ungefähr feststellen, in welcher Richtung der Bwemkuru liegen mußte. So schritten wir denn tapfer in dieser Richtung vorwärts. Ein trockener Wasserlauf, den wir antrafen, mußte jedenfalls in den Bwemkuru münden, und so beschlossen wir, demselben zu folgen. Seine Richtung in fortwährendem Zickzack veranlaßte uns jedoch, denselben oft zu verlassen, um scharfe Ecken abzuschneiden.

Um 11 Uhr mittags trafen wir auf den Bwemkuru, doch in uns völlig unbekannter Gegend. Aber was schadete das?! — Hier konnten wir auf Wasser rechnen, welches wir auch nach einer angestrengten Marschstunde antrafen. Gierig stürzte alles auf dasselbe zu, um zu trinken. Nach kurzer Rast wurde wieder aufgebrochen und nach zwei weiteren Stunden das Lager erreicht.

Hier hatte sich inzwischen eine ganze Anzahl Wamöeras aus Mnero unter Führung des Häuptlings Makanjira eingestellt, mit mtama und sonstigem Proviant. Makanjira wollte sich persönlich für das übersandte Wildbret bedanken und brachte als Gegengeschenke einen Hahn und zwei Legehühner. Auch unseren Freund Magawira hatte er wieder mitgebracht und bat mich, demselben zu verzeihen. Derselbe wäre gewiß ein guter Elefantenjäger, zur Zeit nur krank gewesen; auch fürchte er sich vor den Europäern 2c. 2c. Ich erklärte ihm, daß ich Magawira zur Elefantenjagd gar nicht brauche, jedoch noch einmal mit ihm einen Versuch machen wolle; er könne daher im Lager bleiben. Wie ich später einsah, war es Makanjira nur darum zu tun, daß auch das Fleisch der Elefanten alles nach Mnero käme, wozu die Anwesenheit Magawira's im Lager natürlich beitragen mußte.

Vor der Hand beschloß ich jedoch, Magawira nicht ohne Not mitzunehmen, um in ihm nicht den Gedanken zu wecken, daß er uns unentbehrlich sei. Mussa erklärte mir, daß es doch besser wäre,

Magawira da zu haben, weil wir das Revier noch zu wenig kannten. Unser Führer Abdallah, welcher uns nach Mnero geführt hatte, war ebenfalls nebst Weib mitgekommen und bat, im Lager bleiben zu dürfen. Auf Befragen gab er an, das „Pori" der Umgegend gut zu kennen und uns führen zu wollen. So bestimmte ich ihn denn für den nächsten Morgen als Führer.

Mussa machte sich daran, das Wildbret an unsere „Getreidelieferanten" zu verteilen, während Makanjira sich zu uns hockte, dieses und jenes erzählte und verlangende Blicke nach unserer Cognacflasche warf. — Es gelang ihm denn auch, im Verlaufe des Abends eine gute halbe Flasche des zu diesem Zwecke mitgenommenen billigen und schlechten „Neger-Cognac" zu sich zu nehmen, unter deren Wirkung er uns die abenteuerlichsten Begebnisse aus seinen angeblichen früheren Elefantenjagden vorlateinerte. Endlich übermannte ihn die Müdigkeit, und er wankte zu Libandas Hütte, um sich auf einer Gunddecke auszustrecken.

Wir beriefen hierauf Mussa, Libanda und Abdallah zu uns, um Jagdrat zu halten; auch Magawira näherte sich bescheiden, um zuzuhören. Ich ließ ihn ruhig gewähren.

Zuerst mußte Mussa Abdallah genau den Ort beschreiben, an dem wir den Elefanten zuletzt verlassen hatten, und nach einer Beratung mit Makanjira versicherte Abdallah, daß er hiernach „ungefähr" orientiert sei. Die Richtung des angeschweißten Elefanten zeige nach dem Wandonde-Gebiet, einer absolut wasserlosen Gegend; hoffentlich sei der Elefant nicht mehr weit gegangen. — Hätten wir geahnt, wie die Sache kommen sollte!

Am nächsten Morgen schien es uns am geratensten, dem Bwemkuru bis dahin zu folgen, wo wir gestern auf denselben getroffen waren, und von hier aus uns an den Wasserlauf zu halten. Wasser nahmen wir erst in dem letzten Wasserloch, welches wir antrafen.

Da wir heute alle frisch waren, so gelangten wir schon um 1 Uhr an die Anschußstelle. Dort hatte der Elefant gestanden, von hier aus hatten wir geschossen, dorthin stand die flüchtige Fährte, alles stimmte. Was mir auffiel, war, daß Abdallah sich wiederholt, wie um sich zu orientieren, nach dem Stande der Sonne

umsah, was ihm jetzt, kurz nach Mittag, kaum viel nützen konnte. Auf meine Frage jedoch, ob ihm die Gegend unbekannt sei, erwiderte er: „Nein!"

So ging es denn vorwärts; mehr und mehr verdichtete sich das Gebüsch und bestand zuletzt nur noch aus Dornen, an denen ganze Fetzen sowohl unserer Kleidung, als auch der leichten Hüftentücher der Schwarzen hängen blieben. Uns schien das Aussehen dieser unwirtlichen Gegend als ein gutes Zeichen, und auch Mussa stimmte dieser Ansicht bei. Nicht wenig ermutigte uns das Auffinden eines Elefantenskeletts mit gut erhaltenem Schädel. Abdallah erklärte, daß dasselbe von einem Elefanten herrühre, den Magawira im vorigen Jahre geschossen habe. Nach einer Stunde hörte das Dornengestrüpp auf und machte wieder leichterem Bestande Platz. Der im Anfang gefundene Schweiß hatte sich längst verloren, und ziemlich kleinlaut folgten wir der immer noch flüchtigen Fährte. Noch stand bei uns allen jedoch eins fest: „Wir folgen dem Elefanten, bis wir ihn finden!" — —

Es wurde Abend; die Fährte stand, genau wie heute mittag, in schnurgerader Richtung nach dem Wandonde-Gebiet. Unser Wasservorrat reichte gerade noch zum Abkochen für den Abend und vielleicht auch noch zum Morgenkaffee. Mein Bruder rechnete angesichts dieser Tatsache aus, daß wir im günstigsten Falle in zwölf Stunden den Bwemkuru wieder erreichen konnten. Hiergegen erklärte Abdallah, daß wir in der Richtung der Fährte Wasser treffen könnten, da in der Richtung ein kleines Wasserloch existieren müsse. Also am andern Morgen weiter! Schon bei Aufgang der Sonne machte sich bereits Durst bei den Trägern bemerkbar. Wasserlianen waren nicht zu finden. Ein dünnes Exemplar reichte nicht hin, um allen die Lippen zu netzen, und höher und höher stieg die Sonne am wolkenlosen, förmlich weiß erscheinenden Firmamente. Mussa war schließlich der einzige, welcher nicht über Durst klagte; doch klang auch seine Stimme schon heiser, als er endlich erklärte, daß wir so unmöglich weiter marschieren könnten und unbedingt Wasser suchen müßten.

Als ich Abdallah fragte, wo denn nun „sein Wasserloch" sei, entgegnete er mir, daß er sich doch geirrt habe; in dieser Gegend könne das Wasserloch nicht liegen. Da hatten wir die Bescherung!

Es war jetzt beinahe 10 Uhr, der Bwemkuru also mindestens 16 Stunden entfernt; dazu hatten wir keinen Mondschein, konnten also nicht einmal nachts marschieren. Vor allem wurde die Stelle, wo wir die Fährte verließen, durch Anhauen von Bäumen kenntlich gemacht und beratschlagt, nach welcher Richtung wir zu marschieren hätten. Mein Bruder und ich stimmten für genau Süd, da wir dann wenigstens sicher den Bwemkuru schneiden mußten. Abdallah behauptete, daß wir sehr weit nach Westen gekommen wären und der Bwemkuru in dieser Höhe einen großen Bogen nach Süden beschriebe. Mussa wollte wieder mehr nach Südosten, während Abdallah Südwesten vorschlug. Schließlich einigten wir uns auf Südwesten, da ja Abdallah der einzige Revierkundige war, obgleich er behauptete, die Gegend, in der wir uns augenblicklich befanden, auch nicht zu kennen.

Auf dem nun folgenden Marsch gab sich jeder die erdenklichste Mühe, eine Wasserliane zu entdecken, welche, wenn wirklich gefunden, doch niemals hinreichte, auch nur einen von uns acht Menschen wirklich zu sättigen. Zudem hatte ich, wie mein Bruder, das Gefühl, als wenn der fade Saft der Liane nach kurzer Zeit das Gefühl der Trockenheit in der Kehle noch erhöhe.

Nach vielem, durch das Suchen nach Lianen verursachten Kreuz- und Querlaufen, wobei wir auch die Marschrichtung nach dem Stande der Sonne mehr denn einmal änderten, trafen wir um 4 Uhr nachmittags mit fast versagenden Kräften auf das trockene Bett eines Wasserlaufes, das uns von weitem sogar den Bwemkuru vorgespiegelt hatte, trotzdem dies ja bei der bekannten Entfernung unmöglich war. Abdallah mutmaßte, daß dies der „Lihmen“, ein Nebenfluß des Bwemkuru sei, welcher ca. 8—10 Stunden vom Lager in den Bwemkuru münde. Auf meine Frage, ob dies auch ganz gewiß der „Lihmen“ sei, antwortete er zu unserer Verzweiflung mit dem bekannten „inschallah!“ („So Gott will!“)

Sollten wir nun diesem ausgetrockneten Flußbett folgen, häufig im Sande watend, dann wieder über meterhohe Steinblöcke kletternd, oder unsere alte Richtung einhalten, welche den „Lihmen“ rechtwinklich schnitt? — Abdallah stimmte für ersteres. Wie nun, wenn aber dieser Regenlauf gar nicht den Bwemkuru erreichte,

sondern irgendwo im Sande verlief? Es ließ sich voraussehen, daß die wenigsten von uns imstande waren, bis zum nächsten Abend ohne Wasser auszuharren!

Zur Beratung und auch um zu rasten, ließen wir uns im Flußbett auf den umherliegenden Steinen nieder, wo wenigstens etwas Schatten herrschte. Mchaute, der arme Junge, litt am meisten. Das Weiße seiner Augen nahm eine intensiv gelbe Färbung an, und schon lange hatte ihm Mussa die geleerte Feldflasche, sowie Beil und Standhauer abgenommen, weil er zusammenzubrechen drohte. Ich gab ihm von dem noch im Rucksack befindlichen Brot ein Stück, mit der Aufforderung, zu essen, da dies die Speicheldrüsen zur Tätigkeit anregt. Wohl biß er in das dargereichte Brot und versuchte zu kauen, doch mußte er alles wieder mit den Fingern aus dem Munde holen, da dieser völlig vertrocknet war. Mussa meinte: „Der stirbt uns, wenn wir nicht bald Wasser bekommen." Schließlich grub Mussa die erste beste Wurzel aus, hieb mit dem Beile davon ein Stück ab und gab ihm dasselbe, um daran zu kauen. Ganz mechanisch griff Mchaute danach, um zu tun, wie ihm geheißen. Wenigstens hatte dies den Erfolg, daß er die absolute Trockenheit im Munde momentan verlor. Ich tröstete ihn damit, daß wir an dem Flußbett jedenfalls Wasserlianen finden würden, und in dieser Hoffnung ermannte er sich und folgte uns . . .

Nach kurzer Zeit trafen wir tatsächlich auf eine Anzahl Wasserlianen. Doch auch die beiden anderen Träger erklärten auf meine diesbezügliche Aufforderung, vor Schwäche in den Beinen nicht imstande zu sein, einen Baum zu ersteigen, so daß der über 40jährige Mussa, sich verächtlich abwendend, der Stiefel entledigte, gewandt den nächsten Baum erstieg und die Lianen oben durchhieb. Den dem Rucksack entnommenen Becher ließ ich volllaufen und gab erst Mchante zu trinken, welcher mit zitternden Händen danach griff und den Inhalt gierig hinunterstürzte. Da eine ziemliche Anzahl von Lianen an dieser Stelle wuchs, so konnten wir jeder nahezu einen halben Becher trinken, was zwar den Durst nicht beseitigte, doch unsere Kräfte bedeutend hob.

Wiederholt trafen wir Stellen im Flußbette, deren tiefe Lage die leise Hoffnung in uns aufkommen ließ, daß hier vielleicht Wasser

zu finden sei; jedoch führte das eifrigste Scharren aller Träger zu keinem Resultat, so daß dieselben resigniert und mit blutenden Nägeln diese Versuche aufgaben. Mein Bruder erklärte schließlich, daß auch er keinen Schritt weiter gehen könne als bis zum Abend, möge es kommen, wie es wolle, und daß wir ja jemand voraussenden könnten, der beim Auffinden von Wasser solches zurückbringen könne. Ich hielt es für das geratenste, so lange zu laufen, als es irgend möglich sei, auch während der Nacht, wo uns wenigstens die Hitze nicht lästig sei.

Weiter und weiter schleppten wir uns, denn Gehen konnte man unser Fortbewegen in dem knöcheltiefen Sande kaum mehr nennen. In den Beinen entwickelte sich schließlich ein Gefühl förmlicher „Taubheit", welches, hauptsächlich bei plötzlichem Laufen auf den massenhaft im Flußbette liegenden Steinplatten, dem Gefühl ähnelte, welches man „Einschlafen" der Beine nennt. Hierzu gesellte sich die eigentümliche Erscheinung, daß vor den Augen die Umgebung abwechselnd bald rot, bald gelblich, bald schwärzlich erschien. Doch machten nur mein Bruder und ich diese Bemerkung, die Schwarzen beobachteten nichts Derartiges.

Es wurde Abend, ohne daß wir den Bwemkuru erreichten. Mein Bruder streckte sich sofort, als völlige Dunkelheit jedes Laufen unmöglich machte, auf einer großen Steinplatte aus, obgleich es unwahrscheinlich war, daß der ersehnte Schlaf sich einstellen würde. Ich tat das Gleiche und versuchte, eine Cigarette zu rauchen, gab diesen Versuch jedoch bald auf, da die Zunge sich energisch dagegen sträubte. Schließlich machte ich, da die Träger teilnahmslos einer hier, der andere dort an der Erde lagen — Mussa war sofort nach dem Niederlegen eingeschlafen —, ein Feuer an, indem ich das Laub, welches ziemlich reichlich im Flußbette lag, zusammenscharrte und anzündete. Während ich damit beschäftigt war, ließ sich erst entfernter, dann immer näher das Jaulen einer umherstreifenden Löwin hören. Unmöglich war es, irgend einen der Leute dazu zu bewegen, Holz herbeizuschaffen, und ihre sonst so große Angst vor Raubzeug, welche sie stets des Nachts Feuer anzünden läßt, schien mit dem Sinken der Lebenstätigkeit verschwunden zu sein.

So verglimmte denn das Feuer schnell, und völlige Dunkelheit umgab uns. Stundenlang noch quälte ich mich mit dem Gedanken, ob dieser Fluß auch wirklich nach dem Bwemkuru führte, den wir in diesem Falle bis Mittag erreichen konnten. Endlich trat ein, was ich kaum erwartet hatte, da mich brennender Durst quälte — ich schlief ebenso ein, wie alle anderen, deren regelmäßige Atemzüge meinen Neid längst erregt hatten. Mchaute sprach viel und laut im Schlafe, jedenfalls träumte er von — Wasser.

Noch ehe die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Ränder der Wolken mit rosigem Schimmer zu überhauchen begannen, waren wir auf den Beinen, und zwar durch die Nachtkühle bedeutend erfrischt. Sogar Mchaute erklärte, marschieren zu können — wenn wir nur erst wieder Lianen gefunden hätten.

Zwar war der Durst noch beinahe derselbe, doch das Allgemeinbefinden war entschieden ein besseres — die geschwundenen Kräfte waren zum Teil wiedergekehrt. Ich trieb deshalb zur größtmöglichsten Eile an, um die kühlen Morgenstunden auszunützen. Der Fluß machte hier derartige Windungen und war außerdem so unausgesetzt mit Felsblöcken verbarrikadiert, daß es uns Zeit- und Kraftvergeudung schien, ihm noch länger zu folgen, zudem die Allgemeinrichtung nach dem Stande der aufgehenden Sonne ziemlich genau festgestellt werden konnte. Wir verließen deshalb an geeigneter Stelle, nachdem wir noch ein paar Lianen „angezapft" hatten, den Flußlauf und schlugen die Richtung Süd-Südost ein. Wiederholt stießen wir trotzdem immer wieder auf das verwünschte Flußbett, dessen bloßer Anblick uns nervös machte.

Endlich wurde der Bestand üppiger, und das Gelände zeigte in seiner ganzen Formation eine Neigung in unserer Marschrichtung, während wir bisher augenscheinlich in ziemlicher Höhe marschiert waren, wie der klägliche Bestand erkennen ließ. Jetzt bemerkte man schon hier und da den Affenbrotbaum, auch ab und zu eine Tamarinde, und bald schritten wir gar in einer Talmulde hin, die durchweg mit imposanten Hölzern bestanden war. „Hier sieht's so nach Bwemkuru aus!" sagte mein Bruder. An mir war es nun mit „inschallah!" zu antworten.

Mehr und mehr verdichtete sich der Bestand, bis wir nur mehr noch mit dem Standhauer durchdringen konnten, wo nicht Elefantenwechsel das Dickicht durchbrochen hatten. Hier schien der prächtigste Elefanteneinstand zu sein, denn je mehr wir vordrangen, desto häufiger und breiter wurden die Wechsel. Dazu gaben Euphorbien und Dumpalmen, welche von schlankstämmigen Musanga-Bäumen überragt wurden, an denen Landolphia-Lianen und Ficus-Arten in die Höhe kletterten, dem Ganzen das Gepräge des richtigen afrikanischen „Urwaldes". Leider ließ uns unser klägliches Allgemeinbefinden nicht zum Genusse dieser Herrlichkeiten gelangen; unser Zustand machte uns vielmehr das Hindurcharbeiten durch das verworrene Unterholz zur erschöpfendsten Anstrengung.

Mussa hatte hier allmählich ein beschleunigteres Tempo angeschlagen und war uns bald aus dem Gesicht entschwunden. Nur hier und da absichtlich eingeknickte Zweige ließen uns den Weg erkennen, den er genommen. — Da ertönte lautes Rufen aus der Ferne, das wir zu beantworten versuchten. Vergeblich! Nach der Reihe machten wir alle den Versuch; nur ein unartikulierter, krächzender Laut entrang sich der ausgedörrten Kehle, bis uns der Gedanke an die Huppe aus der Verlegenheit riß. Selbst diese wollte erst streiken, da ihr Sand in die „Kehle" gekommen war, und erst nach Entfernung desselben gelang es, uns bemerkbar zu machen.

Sollte Mussa Wasser gefunden haben? —

Fast klang sein freudiges Rufen danach. Noch 500 Schritt, und da saß Mussa seelenvergnügt mitten im Bwemkuru-Bett und schob ein Stück Kautabak in den Mund mit einem so heiteren Gesicht, als wenn er mindestens einen „Pschorr" oder „Franziskaner" vor sich gehabt hätte. So weit war es freilich noch lange nicht. Zwar hatten wir den Bwemkuru; doch wie weit vom Lager? — Wie weit vor allem vom nächsten Wasser? Denn das Laufen im Bwemkuru-Bett gehörte ohnehin nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, besonders aber, wenn man, wie wir, halb verschmachtet und todmüde ist.

Doch welch anderes Gefühl belebte uns, als vor einer Stunde! — Wir wußten jetzt mit Sicherheit: wenn wir dem Bwemkuru flußaufwärts folgen, finden wir unbedingt Wasser! Und diese Gewißheit gab uns neues Leben und stärkte uns wunderbar. Schritt

für Schritt, ohne kühlenden Schweiß, da sich die Haut glühend heiß und völlig trocken anfühlte, durchwateten wir den losen Sand. Sogar der Humor kam wieder zum Durchbruch.

„Kellner, eine Weiße!" rief mein Bruder; „aber vom Eis, bitte!" setzte ich hinzu.

Physischen Schmerz verursachte der Gedanke an solchen Genuß tatsächlich in den Kinnladen.

Endlich, endlich nach langem, beschwerlichen Marsche, und wohl zehnmaligem Ausruhen im Schatten überhängender Bäume, kam uns die Gegend bekannter vor. Wir bogen um eine Ecke des in zahlreichen Windungen sich dahinschlängelnden Flusses, als uns vielstimmiges Vogelgezwitscher um diese sonst totenstille Tageszeit — es mochte 2 Uhr sein — die Nähe von Wasser verriet. Einige Ringeltauben strichen über die nächsten Baumkronen, und eine ganze Schar grüner Meerkatzen flüchtete lärmend dem dichten Bestande zu. Die letzten 100 Schritt wurden buchstäblich im Laufschritt, die Träger unter Zurücklassung ihrer Lasten, zurückgelegt, und lang am Ufer eines klaren Wassertümpels liegend, trafen wir alle unsere Begleiter an.

Mit Gewalt mußten wir die Leute davon zurückhalten, des Guten zuviel zu tun, und auch wir begnügten uns mit je zwei Bechern des ziemlich kühlen Wassers, obgleich wir nach unserem Bedürfnis das dreifache Quantum hätten trinken mögen. Jetzt machte sich auch der Hunger, an den niemand mehr gedacht hatte, bemerkbar, und mit unheimlicher Geschwindigkeit wurde Brennholz herbeigeschafft und abgekocht; die Träger Reis und mitgebrachtes Fleisch. Wir kochten uns einen guten Mokka und aßen Brot und kalten Braten.

Neben der Pfütze wurde in dem durchlässigen Sande ein tiefes Loch gescharrt, damit sich hier das Trinkwasser sammele, denn wir wollten unbedingt ein Bad nehmen. Um 4 Uhr gestattete der tiefere Stand der Sonne diese köstliche Erfrischung, und bald plätscherten wir alle, in friedlicher Eintracht, schwarz-weiß, im Wasser umher. Wie neugeboren fühlten wir uns nach dem Bade. Mussa wäre nun am liebsten gleich weiter nach dem Lager marschiert, das wir bestimmt nicht vor Einbruch der Nacht erreichen konnten; doch sträubten sich alle anderen, mit ihnen auch wir, dagegen.

Nachdem wir durch Baden, Essen und Trinken wieder völlig gekräftigt waren, benutzten wir die Zeit bis zum Sonnenuntergang dazu, das Flußbett eine Strecke, nach dem Lager zu, zu inspicieren. Der Bwemkuru hatte sich hier tief in den zu Tage tretenden Gneis eingewaschen, und oft schlossen senkrechte, wohl 50 Fuß hohe Gneiswände das Bett zu beiden Seiten ein.

Mächtige Blöcke lagen im Flußbett selbst zerstreut, und mochten einzelne derselben seit vielen Jahrhunderten den Elefanten als willkommene Scheuerstellen dienen, da wir Blöcke fanden, welche, vielleicht 12 Fuß hoch, an dem oberen Teile ihrer senkrechten Seitenfläche, wie poliert erschienen. Eine ganze Anzahl meist frischer Fährten verrieten, daß die Elefanten hier vorzugsweise wechselten. An einer Stelle, welche sich als „Ausstieg" an dem felsigen Ufer markierte, war, durch den jahrhundertelangen Gebrauch, der Gneis fußtief ausgetreten und der hohlwegartig enge Gang zu beiden Seiten glatt abgeschliffen. Leider lag diese Stelle des Flußlaufes doch zu weit vom Lager, um regelmäßig von uns begangen zu werden; auch schienen überdies die meisten Fährten noch weiter flußaufwärts zu führen.

Nachdem wir noch konstatiert hatten, daß sich an dem nächsten, vielleicht 3 km entfernten Wasserloch regelmäßig Rappenantilopen zu tränken pflegten, da der Uferrand völlig zertreten und ein breit ausgetretener Wechsel aus dem Flußbett bezw. hinein stand, kehrten wir nach unserer Lagerstelle zurück, wo die Träger inzwischen, durch Herbeischaffen von trockenem Gras, verhältnismäßig bequeme Lagerstätten für uns errichtet hatten. Für die Nacht wurde ein mächtiges Feuer angezündet, um das Raubzeug vom Wasser fernzuhalten; zeitig legten wir uns nieder. Ich brauche wohl nicht versichern, daß in der kürzesten Zeit alles im tiefsten Schlafe lag, welcher ohne Unterbrechung bis zum Morgen anhielt.

Das Schwirren und Girren zahlloser Tauben in den umliegenden Baumgipfeln weckte mich gegen 5½ Uhr morgens; auch mein Bruder erhob sich fast gleichzeitig mit mir, von dem Geräusch der wassersuchenden Tauben im Schlafe gestört. Unseren Kaffee kochten wir uns selbst, um den Trägern noch eine halbe Stunde des wohlverdienten Schlafes zu gönnen. Allmählich kam einer nach dem andern, in der

Morgenkühle fröstelnd, an das lustig prasselnde Feuer. Gegen 6½ Uhr waren wir marschfertig. Heute ließen wir uns Zeit, da es ziemlich gleichgültig war, ob wir eine Stunde später oder früher ins Lager kamen, so daß sich unsere Kolonne mit unregelmäßigen Abständen weit auseinanderzog.

Ich marschierte mit Mussa an der Spitze in der ausgesprochenen Absicht, irgend ein Stück Wild zu strecken. Vor uns, auf ca. 100 Schritt, machte der Fluß einen kurzen Knick nach links, so daß sein hohes, dicht bestandenes Ufer quer vor uns lag. Hier war das gestern besuchte Wasserloch. Plötzlich ertönte beim Näherkommen in dem Uferbestande lautes Schrecken mehrerer Stücke, und man hörte das Brechen flüchtenden Wildes. Die große Entfernung, sowie das Knirschen des Sandes unter unseren Fußsohlen ließ uns nicht gleich erkennen, was für Wild da vorn flüchtig wurde. Mussa vermutete Zebras, während ich sogar das kurze Schrecken eines Elefanten vernommen zu haben glaubte; auch klang mir das Brechen ähnlich. Nun, hierüber konnten wir uns bald aufklären. Dort konnte mit einiger Anstrengung das Ufer erklommen werden — also hinauf!

„Mbarapi“ („Rappenantilope“), entschied Mussa, als er kaum oben angelangt war. Ein starkes Rudel dieser imposanten Antilopenart hatte hier im dichten Bestande verhofft, augenscheinlich im Begriff, nach dem Wasser hinabzuziehen, und war durch unser Kommen rege gemacht worden.

„Die gehen nicht weit,“ äußerte Mussa, „also vorsichtig ihnen nach.“ Kaum hundert Schritt weit wurde der Bestand plötzlich licht und erstreckte sich weit übersichtlich, durch kleine Grasflächen unterbrochen, wellig dahin. Mussa schlug die Richtung links, ich mehr nach rechts ein, hoffend, die Antilopen so „umfassen“ zu können. Ich hatte die beste Richtung gewählt, denn nach weiteren 100 Schritten sah ich das Rudel, schon wieder ziemlich vertraut, weit zerstreut im Bestande verteilt, zum Teil äsen, zum Teil regungslos verhoffen. Im Gürtel trug ich nur sieben Patronen, nach dem Laden also nur noch fünf, da ich mich heute Morgen der meisten Patronen entledigt hatte.

Ein kapitaler Bock, mit prächtigem Gehörn und tiefschwarzer Färbung, stand mir auf kaum 80 Schritt vollkommen frei und breit.

Auf meinen Schuß brach er, ohne noch zu zucken, im Feuer zusammen. Das Schauspiel, welches hierauf die übrigen Stücke, vielleicht einige zwanzig, boten, hätte jeden Anfänger unzweifelhaft in nicht geringes Hirschfieber, Pardon „Antilopenfieber“, versetzt. Wie auf Kommando flüchteten alle auf den gestreckten „Führer“ zu, ihn unter Schrecken und Schlagen mit den Vorderläufen umkreisend. Mein zweiter Schuß, welcher auf 60 Schritt — ich näherte mich nach jedem Schuß um wohl 20 Schritt dem Rudel — ein starkes Tier umwarf, veranlaßte einen Trupp von sechs Stück, auf mich zuzuflüchten und auf 30 Schritt zu verhoffen. Einen Spießer korrekt auf den Stich, das nächste Stück auf dieselbe Entfernung von 30 Schritt elegant vorbeischießen, war das Werk einiger Sekunden. Also doch ein wenig Antilopenfieber!

Inzwischen knallte es einmal links von Mussa her. Einen Spießer sah ich mit zerschossenem Hinterlauf auf 40 Schritt bei mir vorbeiflüchten; meine nächste Kugel streckte ihn. Jetzt setzte sich das Rudel in kleine Trupps von drei oder vier getrennt, in kurze Flucht, um nach 50 Schritten wieder zu verhoffen. Wieder schoß ich einmal vorbei und streckte mit meiner letzten Patrone ein Alttier.

Ein Trupp rechts von mir stehender Spießer und Tiere, vier Stück an der Zahl, zog auf meinen letzten Schuß neugierig, mit weit vorgestrecktem Grind, wiederholt schreckend, bis auf zwölf Schritt an mich heran! Mit lauter Stimme rief ich nach Mussa und Mchante; jeden Ruf beantworteten die Antilopen mit Prusten und Stampfen. Mussa war mit „Abfangen“ beschäftigt; als er endlich im Laufschritt kam und eines der vier Stücke im Feuer zusammenschoß, wurden die übrigen keineswegs flüchtig, und erst als Mussa mit dem zweiten Schuß auf zwölf Schritt ebenso elegant, wie ich vorher, glatt vorbeihieb — er wollte mir durchaus Halsschüsse nachmachen — folgten die übrigen drei den voraus flüchtenden Gefährten.

Mussa wollte noch weiter folgen, doch hielt ich ihn davon ab, da wir auch Wildbret vollauf genug hatten. Es stellte sich nun heraus, daß in der kurzen Zeit acht Stück zur Strecke gekommen waren, und zwar vier Böcke, darunter zwei Spießer, und vier Tiere, darunter ein Schmaltier. Der gleich zu Anfang

gestreckte Leitbock war ungemein kapital. Das Gehörn hat die Maße: Länge der Hörner (außen im Bogen gemessen) 1,40 m; Abstand der Spitzen (Auslage) 0,46 m; Umfang der Hörner am Ansatz 0,32 m. Wunderbar regelmäßig und tief war die Bildung der Jahresringe. Leider hatten wir nicht Zeit, die Antilopen zu zerwirken oder gegen Raubzeug zu sichern, so daß dieser Bock, von Hyänen angeschnitten, als Präparat unbrauchbar wurde.

Ich muß es als Fabel bezeichnen, wenn Jagdreisende behaupten, man könne die Strecke gegen Raubzeug, durch Auflegen eines Taschentuches 2c., sicher schützen. Die Hyäne respektiert derartige Scherze ganz gewiß nicht, der Schakal noch viel weniger, ebensowenig der Aasgeier. Löwen nehmen seit längerer Zeit verendetes Wild fast nie, Leoparden aber selten an. Die Vorliebe der Löwen und Leoparden für frisches Gescheide setze ich als bekannt voraus; man bedient sich daher zum Stellen von Eisen auf genannte Katzen mit Vorteil einer Kreuzschleppe aus frischem Ziegengescheide, wodurch jeder Köder überflüssig wird. Ich bettete das Eisen mit gutem Erfolg einfach auf den Kreuzungspunkt der beiden Schleppen ein.

— — In recht gehobener Stimmung setzten wir unsern Marsch fort und gelangten gegen fünf Uhr nachmittags an die Stelle, wo ein schmaler Fußpfad vom Bwemkuru nach dem Lager führte. Die letzten paar hundert Schritt hatten wir zurückgelegt und mußten nun, hinter jenem Strauch, das Dach unserer neu erbauten Halle sehen können.

Doch, was war das? — An besagter Stelle ragten, anstatt des Daches, nur ein paar verkohlte Sparren in die Luft. — Sollten die Wandondes während unserer Abwesenheit — —? Schon faßte die Hand unwillkürlich nach dem Kolbenhals, als beim Nähertreten die unversehrten Hütten unserer Leute zum Vorschein kamen.

Doch unser Zelt? Unsere Halle? — Alles verbrannt! Wie ein Donnerschlag traf uns dieser Anblick, und tausend Vermutungen über die Entstehung des Feuers durchkreuzten unser Hirn in einer Minute. Unsere zurückgelassenen Leute saßen völlig apathisch vor den einzelnen Hütten und beantworteten unsere eindringlichen Fragen völlig wirr und unverständlich. Einer unserer Boys war schon seit morgens unterwegs, uns zu suchen und Mitteilung von dem Geschehenen zu machen.

Nach langer Untersuchung stellte es sich heraus, daß in der vergangenen Nacht gegen zwölf Uhr einer der Träger einen Feuerschein wahrgenommen und, aus der Hütte eilend, Zelt und einen Teil des Strohdaches der Halle bereits in hellen Flammen angetroffen hatte. Nur mit Mühe gelang es, wenigstens unsere Blechkoffer zu retten, in denen unsere Bekleidung sich befand. Die beginnende Explosion von einigen hundert Patronen für meine Doppelbüchse hielt die Leute von weiteren Rettungsversuchen ab.

So verbrannte denn unser sämtliches Proviant — nur noch einen Klumpen Salz von der Größe eines Hühnereies, den die Leute aus der Asche hervorgesucht hatten, besaßen wir. Cognac, Butter, Mehl, Gemüsekonserven, Kaffee, Thee, Zucker, Lichte, Streichhölzer, Kompaß, Handwerkszeug, Stiefel, mehrere Anzüge, ein Teil unserer Wäsche, alles war ein Raub der Flammen geworden und bildete ein schwarzes, kleines Häufchen, aus welchem hier eine verkohlte Stange Seife, dort die Zinken einer Gabel ohne Griff, friedlich, neben dem Kompaßgehäuse, hervorsahen.

— — — Das war ja eine nette Bescherung! Den genauen Sachverhalt haben wir eigentlich nie erfahren. Jedenfalls mußte einer unserer Boys im Zelt geraucht oder sonst wie, mit Licht oder Feuer, in demselben hantiert haben; die Entstehung des Feuers war sonst undenkbar.

Nun, hiergegen war nichts zu machen, und zum größten Erstaunen unserer Leute, welche jedenfalls den Ausbruch eines Ungewitters über ihren Köpfen erwartet hatten, machten wir gute Miene zum bösen Spiel und bestimmten sofort unsern zuverlässigsten Boy, am anderen Morgen mit dem Frühesten nach Lindi aufzubrechen, um Proviant herbeizuschaffen. Träger mußte derselbe in Lindi nehmen, da wir die unsrigen brauchten. Noch in der Nacht wurde eine Liste der notwendigsten Sachen zusammengestellt und dem Boy übergeben.

Für diese Nacht kampierten wir in einer Hütte unserer Träger. Am nächsten Morgen waren wir natürlich zeitig auf den Beinen und hatten bis Mittag die Vorhalle nicht nur wieder eingedeckt, sondern auch noch an der Seite, an welcher vorher das Zelt stand, eine Wand aus Bambusgeflecht hergestellt. In der Küche befand sich noch ca. ½ kg Schweineschmalz, mit welchem der Koch nunmehr

angewiesen wurde, so haushälterisch als möglich umzugehen. Eine halbe Knorrsche Erbswurst wurde dazu verwendet, uns morgens, als ganz dünner Aufguß, den Kaffee oder Thee einigermaßen zu ersetzen.

Eine nochmalige Suche nach dem angeschweißten Elefanten, wozu wir vorerst fest entschlossen waren, mußte unter diesen Umständen natürlich unterbleiben. Den nächsten Tag benutzten wir nun dazu, um mit sämtlichen Leuten — auch die Weiber mußten helfen — die Rappenantilopen zerwirkt nach dem Lager zu schaffen, womit wir erst in später Nachtstunde fertig wurden. Bambusfackeln ermöglichten uns den Nachttransport. Wie bereits erwähnt, fanden wir den kapitalen Bock leider von Hyänen angeschnitten. — Im Verlaufe der nächsten Zeit konnten wir, mangels Proviant, natürlich nicht an Elefantenjagd denken, sondern beschränkten uns auf kleine Birschen und brachten in zehn Tagen, ohne besonders bemerkenswerte Begleitumstände, zur Strecke: Acht Gnus, drei Wasserböcke, fünf Rappenantilopen und ein Zebra.

Letzteres schoß ich morgens kurz nach Sonnenaufgang. Ich war ausnahmsweise früh aufgestanden und birschte durch den noch im Halbdunkel liegenden Bestand, als ich auf eine anscheinend frische Elefantenfährte stieß. Wir hatten es uns zur Regel gemacht, in dieser „mageren“ Zeit einer Elefantenfährte nur ein paar Stunden nachzuhängen und dann unter allen Umständen nach dem Lager zurückzukehren. So folgte ich denn der Fährte des Elefanten, diesmal mit Birschbüchse Modell 88 bewaffnet. Als die Sonne eben die Baumkronen mit ihren ersten Strahlen traf, bemerkte ich, auf etwa 120 Schritt im Bambus, einige Stück Wild, die ich sofort als Wasserböcke ansprach. Dieselben mußten schon von mir Wind haben, denn ich sah, daß sie sich ziemlich flüchtig nach dem Rande des Bambushorstes zu bewegten.

Plötzlich wurde hinter einem dichteren Busch hervor ein einzelnes Zebra flüchtig, das augenscheinlich bei den Wasserböcken gestanden hatte. Nur zehn bis zwölf elegante Galoppfluchten machte das Zebra, um dann, völlig frei, auf der Stelle tänzelnd, den muskulösen Hals in eleganter Haltung, zu verhoffen. Da dies das erste Zebra war, welches mir in dieser Campagne schußmäßig kam, so besann ich mich

keinen Moment, ob ich dieses oder einen der Böcke schießen solle. Ich bemerke, daß ich, da auf Elefantenfährte, Ganzmantelgeschosse geladen hatte und zum Wechseln des Rahmens keine Zeit blieb.

Ich hatte Mühe, das Korn dem rastlos tänzelnden Zebra aufs Blatt zu bringen, doch im Knalle brach es in die Kniee, um gleich darauf wieder hoch zu werden und schwerkrank, mehr stolpernd, hinter dem Bambushorst zu verschwinden. Die beiden Wasserböcke, welche, das Gehörn beinahe flach auf den Rücken gelegt, breit an mir vorbeiflüchteten, ließ ich unbehelligt und begab mich auf den Anschuß. Schon von hier aus sah ich das Zebra sitzen; kaum 100 Schritt weit war es noch gekommen. Das Ganzmantelgeschoß hatte beide Blätter, jedoch ganz vorn, kaum drei Finger breit hinter der vorderen Brustkante, durchschlagen; aus dem Ausschuß ragten fingerlange Splitter des Schulterknochens. Mit zitternden, weit geblähten Nüstern und in Todesangst weit geöffneten Lichtern, bot das Stück einen ebenso prächtigen, als bejammernswerten Anblick. Den sich nähernden Leuten zeigte es, die Lauscher dicht an den Hals legend, das blinkende Gebiß und biß wütend um sich, als jemand den Versuch wagte, noch näher heranzukommen. Schnell befahl ich den Leuten, zurückzutreten und gab ihm den Fangschuß auf den Hals, der es blitzartig auf die Seite warf.

Es war eine Stute. Die Decke war nicht tadellos; auf den Hinterkeulen zeigten sich viele dünne, haarlose Striche, hervorgerufen durch Gehörnstöße der Wasserböcke. Mussa versicherte, daß es eine bekannte Tatsache sei, daß Zebrastuten, welche bei Wasserböcken oder anderen Antilopen ständen, hauptsächlich jedoch bei ersteren, zur Brunftzeit von den Böcken förmlich getrieben und mitunter auch, natürlich erfolglos, beschlagen würden. Ich habe keinen Grund, diese Behauptung anzuzweifeln, möchte jedoch erst, nachdem ich mich durch Augenschein davon zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe, dieselbe als unbedingt verbürgt hinstellen.

Das Wildbret des Zebras ist unstreitig das zarteste, welches es überhaupt gibt, dabei in garem Zustande weiß wie Kalbfleisch. Man tut gut, reichlich Salz und Pfeffer zu verwenden, da es, frisch zubereitet, leicht einen süßlichen Geschmack hat. Als Sauerbraten oder Goulasch zubereitet, findet es nicht seinesgleichen.

Es ist mir bekannt, daß viele hiesige Jäger eine Aversion gegen dieses Wildbret haben, und ich kann dieselbe auch verstehen. Dieselben Leute werden gegen „Roßfleisch“ dieselbe Abneigung haben. Die oft gehörte Behauptung aber, daß das Wildbret des Zebras unschmackhaft sei, bestreite ich entschieden. —

Da ich den Kopf des Zebras mit dem Halse präparieren wollte, so gab ich die Elefantenfährte auf und ließ das Zebra, nach Abnahme des Kopfes dicht am Rumpfe, zerwirken und nach dem Lager schaffen. Bis Mittag hingen Schädel wie Decke, bestens präpariert, zum Trocknen im Schatten.

Wieder hatten sich eine Anzahl von Wamöera's, lauter Bienenjäger, im Lager eingefunden und brachten mir eine große Anzahl von Springratten, welche sie mit den Händen greifen und welche eines ihrer beliebtesten Nahrungsmittel bilden. Obgleich ich bezweifelte, daß die Tierchen ans Futter zu bringen seien, so machte ich doch den Versuch mit Schabefleisch, hart gekochtem und gehacktem Ei, getrockneten Termiten 2c. Wie vorausgesehen, gingen denn auch sämtliche Tierchen ein, da sie nicht ans Futter gegangen waren; einige Weibchen hatten — augenscheinlich verfrüht — je zwei bis drei Junge gesetzt. — Später eingebrachten Springratten gab ich daher stets die Freiheit.

Endlich, nach zwölf Tagen, traf unser Proviant ein, und wir konnten nun wieder mit Eifer an die Elefantenjagd gehen. Unseren Leuten wurde bei „Todesstrafe unter Höllenqualen“ verboten, je mit Licht oder Feuer unserem „Hause“ zu nahe zu kommen, und ist mir bis heute — man soll eigentlich nichts beschreien — tatsächlich kein Lager wieder abgebrannt. — —

Nach einigen mehr oder weniger von Erfolg begleiteten Birschen, traf ich eines Morgens — mein Bruder war leider nach einer anderen Richtung ausgegangen — die frische Fährte eines „guten Mittelbullen“ und nahm dieselbe auf. Die Fährte stand außerordentlich günstig zur Windrichtung, unausgesetzt durch dichtesten Bambus führend, in den nur hier und da einzelne Laubbäume eingesprengt waren. Der Tag war glühend heiß, und verdankte ich diesem Umstande besonders, daß der Elefant ziemlich genau mittags an schattiger Stelle, völlig regungslos, einstand, wie andere Elefanten-

jäger behaupten, fest „schlafend". — Ich kann mich der Ansicht nicht verschließen, daß der Ausdruck „schlafen" kaum gut gewählt ist. Der Elefant schläft, genau wie jeder andere Vierfüßler auf Gottes weiter Erde, nicht stehend, sondern liegend; man mache also einen dicken Tintenstrich durch solche Bemerkungen in Tierbeschreibungen und Lehrbüchern. Desgleichen durch die naive Erzählung, daß Eingeborene die „Schlafbäume" der Elefanten ansägen — manche „Autoren" gestatten also dem Elefanten wenigstens noch das Anlehnen an dicke Bäume —, um ihn so in spitze Pfähle fallen zu lassen, auf denen er sich elendiglich „aufspießt".

Der Elefant befindet sich, nach meinen Beobachtungen, in den heißesten Tagesstunden häufig im Zustande absoluter Ruhe und hat wohl auch die Lichter geschlossen. Doch zeigt sein Schlagen mit dem Wedel, wie das wechselseitige Heben des einen oder anderen Laufes zur Abwehr der Bremsen, daß er keineswegs schläft. Auch seine Nase ist genau so empfindlich wie sonst, und bei schlechtem Winde wird er auch hier sofort flüchtig. —

Man mache nur einmal bei einem fest schlafenden Hunde den Versuch und lege ihm ein Stück Fleisch oder Ähnliches dicht vor die Nase — er wird ruhig weiter schlafen, falls er überhaupt schlief. —

Es gelang uns dreien, jeder mit Modell 88 bewaffnet, bis auf zwölf Schritt an den Elefanten heranzukommen. Hier ließ er uns nicht mehr viel Zeit, sondern begann schon ganz langsam die Gehöre abzuspreizen. Ich hielt ihm, aus dieser Nähe natürlich beinahe im „Hochanschlag", dicht hinter dem Gehöransatz ziemlich tief, die beiden Schwarzen voll aufs Blatt. Im Knall der drei Schüsse knickte der Elefant hinten weich zusammen, einen Moment nach Hundeart auf den Keulen sitzend, um dann auf die Seite zu fallen. Ich eilte so schnell als möglich, da er nicht auf uns zu, sondern nach der anderen Seite fiel, auf seine Rückenseite und gab ihm zwei Fangschüsse ins Genick. —

Endlich also den ersten! — Nachdem vorsichtshalber, was man stets tun sollte, der Greifer des Rüssels abgeschnitten und von Libanda — schon wieder einmal „Dawa" — dicht am Bauch des Elefanten verscharrt war, ging ich zuerst an die Be-

sichtigung der Zähne. Dieselben stießen 75 cm aus und wogen, wie wir nachträglich feststellten, 35 und 37 Pfund. Dieser Elefant war der geringste, den ich im Laufe dieser Saison streckte; doch — es war der erste und ich damit zufrieden! —

Nun hätte man aber Libanda sehen sollen! Der „wilde Mann aus Borneo" im Panoptikum war ein Waisenknabe dagegen. Er hatte sich die Quaste abgeschnitten, war auf den Elefanten geklettert und führte hier, schreiend, heulend und quiekend, einen Siegestanz auf, daß ich beinahe sprachlos wurde. Der straff gespannte Bauch des Elefanten begünstigte seine Sprünge derart, daß er oft über meterhoch in die Höhe flog, beim Herabkommen die Balance verlor und wohl zehnmal herabkugelte, stets aber wie der Blitz wieder oben war. Als der Tanz kein Ende zu nehmen schien, griff ich zur „ultima ratio", in diesem Falle kein Kanonenrohr, sondern meine Jagdflasche, nahm einen „Totenschnaps" und gab auch Mussa einen. Das half! Libanda kam herab, um die gute Gelegenheit nicht zu versäumen. —

Nachdem wir eine gute halbe Stunde geruht hatten, kehrten wir in beschleunigter Gangart zum Lager zurück, das wir, den Bestand in gerader Richtung durchquerend, um fünf Uhr nachmittags erreichten. Den Weg bezeichneten wir durch Schleppen einer langen Bambusstange, deren Spur deutlich genug war, um den Weg später nicht zu verfehlen.

Mein Bruder bedauerte unendlich, nicht „mit dabei" gewesen zu sein und wäre am liebsten gleich aufgebrochen, um die Zähne zu kappen. In aller Frühe des nächsten Tages brachen wir zu letztgenanntem Zwecke mit vier Leuten, welche mit Messern und Beilen versehen waren, auf. — Für die Folgezeit habe ich zur Vermeidung unnötiger Zeitverluste, Ärger und Unannehmlichkeiten folgende Einrichtung getroffen. Im Lager war stets ein geräumiger Rucksack, fertig gepackt mit Proviant &c. für drei bis vier Tage. Derselbe enthielt: eine wollene Decke; je eine kleine Blechbüchse mit Thee, Kaffee, Zucker, Salz; ein Beutelchen Tabak, Streichhölzer, Bindfaden, Bandmaß. Handwerkszeug zum Kappen der Zähne: ein Handbeil, eine Säge und vier scharfe Messer. Hatte ich nun einen Elefanten geschossen, so sandte ich nur einen Boten nach dem Lager und ließ

mir den Rucksack bringen. Vier Mann, zum Kappen der Zähne bestimmt, hatten sich außerdem einen Kochtopf und Essen, als Mehl, Bohnen, Negerhirse und Wildbret mitzubringen. Ich sparte hierdurch viele Lauferei und konnte mit Ruhe und Sorgfalt an das Auslösen der Zähne gehen, was in der Regel, wenn die Leute erst eingearbeitet sind, eine Zeit von sechs Stunden erfordert.

Die Arbeit geschieht am praktischsten, der Reihenfolge nach, folgendermaßen. Zuerst schneidet man den Rüssel da, wo die Stoßzähne sichtbar werden, ab. Hierauf die Partien weiter oberhalb, bis eine gute Handbreit über die Lichter, so daß die Zahnalveolen bis zu den „Jochbeinen" völlig frei liegen. Nachdem mit dem Messer alle Fleischteile des Oberkiefers entfernt sind, beginnt man die Arbeit mit der Axt. Die Schädelknochen des Elefanten sind äußerst porös, fetthaltig und gerade an den zu bearbeitenden Stellen, bis auf die Jochbogen, ungemein weich.

Man beginnt zuerst den „Steg" (Gaumen) zwischen den Alveolen, so weit als möglich, in Keilform herauszuhauen.

Ist dies geschehen, so fängt man über den Augenhöhlen an, die Jochbeine zu durchhauen, und fährt nun immer, der Richtung der Alveole des oberen Zahnes folgend, mit dem Abhauen der Knochen fort. Zuletzt wird vorsichtig, spanweise, die kaum fingerdicke Alveole selbst vom Zahn entfernt. Es ist nicht nötig, rund herum den ganzen Zahn bloßzulegen. Nachdem ungefähr zwei Drittel der Alveole, der ganzen Länge nach, vom Zahn entfernt sind, fährt man mit einem scharfen, dünnen Messer zwischen das noch stehende Drittel und den Zahn, um die verbindende Knochenhaut zu lösen. Der Zahn muß jedoch vorn, wo er aus dem Zahnfleisch tritt, rund herum von letzterem gelöst sein.

Man läßt nun ein paar Mann vorsichtig an der Spitze des Zahns langsam, doch kräftig anheben und unterstützt das endgültige „Ausbrechen" des Zahnes mit dem Messer, durch Entlangfahren in dem sich nun erweiternden Raum zwischen Zahn und Alveole. Nachdem man mit der Axt den Gaumen völlig entfernt hat, verfährt man mit dem zweiten Zahn in gleicher Weise von der inneren Seite. Der erste Zahn wird, wie sich aus vorstehendem ergibt, von außen her gelöst.

Der Nerv des Zahns, ein langer, spitzer Fleischkegel, wird herausgezogen, indem man zuerst ein die Höhlung des Zahnes abschließendes Häutchen rund herum durchschneidet. Dann stellt man mit zwei Parallelschnitten an der Basis des „Kegels" eine Handhabe her, steckt zwei Finger der linken Hand in diesen Schlitz, fährt mit einer dünnen Rute in der Höhlung des Zahnes, zwischen Nerv und Wand, rund herum und kann nun den Pfropfen herausziehen. — Es dürfte von Interesse sein, an dieser Stelle zu bemerken, daß diese Stücke die einzigen am Elefanten sind, die von keinem Stamme gegessen werden. Dieselben sollen Zahnweh verursachen! —

Zum Schluß hält man den Zahn einen Moment, ihn bei der Prozedur beständig um seine Längsachse drehend, mit dem Hohlende ins Feuer, um noch alle außen haftenden Fleischteile mit einem Messerrücken sauber abschaben zu können.

Liegt der Elefant, wie dies vorkommt, nicht auf der Seite, sondern (nach guten Stichschüssen) „auf den Knieen" oder auf dem Rücken, so muß man den Kopf völlig vom Rumpfe trennen und ihn auf die Seite wälzen, was eine Heidenarbeit verursacht. Im Jahre 1897 schoß ich einen Elefanten am Abhange einer steilen Schlucht. Derselbe rollte, tödlich getroffen, die 30—40 m hohe Wand hinab — glücklicherweise ohne einen Zahn zu brechen — und blieb schließlich auf dem Rücken, die Läufe hoch in die Luft reckend, in der schmalen, grabenartigen Schluchtsohle eingeklemmt, liegen. Zum Auslösen dieser Zähne brauchte ich volle zwei Tage angestrengtester Arbeit, da seitlich an den Elefanten überhaupt nicht heranzukommen war. Hier mußte ich den Unterkiefer völlig auslösen, um zu den Zähnen zu gelangen.

Ehe ich von weiteren, unter besonders interessanten Umständen zur Strecke gekommenen Elefanten erzähle, erscheint es mir angezeigt, die allgemeinen Regeln der Elefantenjagd etwas eingehender zu erörtern, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Jagdliteratur über dieses seltene Waidwerk nicht nur sehr dürftige, sondern auch viele falsche Angaben enthält.

Wenn man schon im allgemeinen peinlichste Berücksichtigung des Windes als das ABC unserer gesamten Jagdausübung ansehen kann und muß, so ganz besonders bei der Elefantenjagd. Wohl kann es

dem Jäger passieren, daß er ein Rudel Antilopen, auf 100, ja 50 Schritte, auch mit schlechtem Winde ankommt; der Elefantenjäger kann eine derartige Hoffnung als völlig aussichtslos betrachten.

Es besteht gar kein Zweifel darüber, denn jede Fährtenfolge liefert den Beweis, daß der Elefant — des Nachts weniger — am Tage jedoch stets, seinen Wechsel der jeweiligen Windrichtung durchaus anpaßt, d. h. nicht gegen Wind, sondern stets mit Nackenwind zieht.

Ich habe, nach meinen genauen Aufzeichnungen, 40 Prozent aller Elefanten, deren Fährten ich nachhing, durch schlechten Wind, nur ca. 15 % durch andere ungünstige Umstände verloren. Diese letzteren setzen sich zusammen wie folgt: Schlechte Schüsse — nota bene nur Kal. 8 — keinen; Fährte zu spät aufgenommen, so daß die Dunkelheit anbrach, 4½ %; Fährte in schwierigem Terrain verloren 3 %; durch umherstreifende Gummisucher und Bienenjäger vergrämt 4½ %; Fährte von selbst aufgegeben, da sie zu weit führte und kein Wasser in der Nähe war, 3 %. Zur Strecke brachte ich demnach 45 %.

Die Prozentsätze sind aus einer Anzahl von 68 Elefanten ermittelt, solche, die ich ohne Fährtenfolge zur Strecke brachte, sind nicht mit in dieser Zahl einbegriffen. Ihre Anzahl beträgt fünf.

In Zahlen:	Aufgenommene Fährten . .	68 Elefanten	
	Zur Strecke	30 „	+ 5
		38 Elefanten.	
Verloren:	Durch schlechten Wind . . .	27 Elefanten	
	Durch andere Ursachen . . .	11 „	
	Wie oben	38 Elefanten.	

Ich höre nun die berechtigte Frage: Wie kommt es, daß, wenn der Elefant mit Nackenwind zieht, man, seiner Fährte folgend, überhaupt an ihn herankommt? — Seinen Hauptwechsel macht der Elefant bei Nacht und in den frühen Morgenstunden. Von ca. 9 Uhr vormittags, in der heißen Zeit auch früher, steht er in träger Ruhe an einer schattigen Stelle. Mit Vorliebe benutzt er hierzu einen starken, schattigen Baum, dichten Bambus oder aber den dichten Gummibusch. Am Nachmittage gegen 3 bis 4 Uhr

beginnt er wieder zu äsen und setzt seinen Wechsel fort, der meist in Form eines Kreises von etwa 20 Kilometer Durchmesser angelegt und bald hierhin, bald dorthin verlegt wird.

Bei Nacht pflegen wir hier Landwind, bei Tage jedoch Seewind zu haben. Letzterer setzt, nachdem der Landwind morgens 1 bis 2 Stunden abgeflaut hat, meist erst gegen 10 Uhr vormittags ein. Es leuchtet ein, daß ich unter diesen Umständen, die Fährte morgens um 6 Uhr aufnehmend und nun vielleicht 4 bis 5 Stunden marschierend, den Elefanten mit gutem Winde ankomme. Sehr oft schlägt auch der Wind auf Stunden um, manchmal zum Nachteil, oft auch zum Vorteil des Jägers. Dann pflegt in coupiertem Terrain, wie jeder Jäger oft zu Hause zu seinem Ärger erfährt, der Wind bald aus dieser, bald aus jener Richtung zu blasen — aus allen Knopflöchern, wie man zu sagen pflegt — schlimme Aussichten für die Jagd!

Es ist an solchen Stellen äußerst interessant, zu beobachten, wie der Elefant dem Winde sich anzupassen bemüht gewesen ist. Obgleich die Fährte, wenn auch selten schnurgrade stehend, doch eine gewisse Richtung — nach irgend einem den Elefanten bekannten Äsungsplatz — innezuhalten pflegt, weiß man an solchen Stellen manchmal faktisch nicht, wohin die Reise eigentlich gehen soll. Sehr oft führt sie im Kreise herum, Schleifen bildend ꝛc.

Bei genauer Terrainkenntnis wird man nach halbstündiger Fährtenfolge schon mit ziemlicher Sicherheit sagen können: Der Elefant wird da oder dort einstehen, am Ufer dieses oder jenes Flusses, oder in der und der Maramba ꝛc., bis man vielleicht, mit langem Gesicht, plötzlich an irgend einer Stelle die Fährte flüchtig, im Winkel zur vorherigen Richtung, abbiegen sieht. Die frische Spur eines einzigen, im Busche umherstrolchenden Bienenjägers war die Veranlassung. Flüchtig wird die Fährte immer zuerst gegen Wind stehen, um nach weiter Entfernung wieder in denselben einzulenken. Ist es dann nicht noch sehr früh am Tage und man nicht darauf vorbereitet, die Nacht auf der Fährte zuzubringen, dann ade, Elefant! — Man schultere ruhig die Büchse und lenke seine Schritte heimwärts! Näher als 15 bis 20 Kilometer stellt sich der Elefant nun sicher nicht ein. Diese Entfernung ist ja auf der Chaussee von Berlin nach Spandau sehr bald abgestiefelt,

aber auf kaum erkennbarer Elefantenfährte in unserem Hakdornbusch, in hohem Timbuktugras oder knietiefem Morast, rechne man getrost 5 bis 6 Stunden angestrengtesten Sichdurcharbeitens; Marschierens kann man da nicht mehr sagen.

Ist das Revier gut, d. h. sehr ausgedehnt, viele, viele Meilen weit keine Ansiedlungen in der Nähe und gut mit Elefanten besetzt, so möge man sich dadurch schadlos halten, daß man auf dem Rückwege zum Lager einen guten Bock zu schießen versucht. In engbegrenzten Revieren würde ich an diesem Tage auf keinen Fall anderes Wild schießen, mir lieber dazu einen Tag auswählen, an dem ich einen Elefanten geschossen habe, da in Hörweite ohnehin alle etwa wechselnden oder einstehenden Elefanten sich „gedrückt" haben werden. — Nichts nimmt der Elefant übler, als Knallen in seinem Revier; er meidet diese Stelle lange Zeit!

Das Vorkommen von Albinismus beim Elefanten ist oft bezweifelt und in der Folge die religiöse Verehrung weißer Elefanten, von seiten indischer bezw. mohammedanischer Sekten, als Humbug hingestellt worden. Ich schließe aus meiner mehrmaligen Beobachtung von partiellem Albinismus, beim Elefanten sowohl als bei Flußpferd und Nashorn, mit ziemlicher Sicherheit darauf, daß auch völliger Albinismus bei den Pachydermen vorkommen wird.

Die Hauptmerkmale des totalen Albinismus, rote Lichter, waren in den von mir beobachteten Fällen nicht vorhanden. Jedoch zeigten sich große Flecken der „Schwarte" völlig weiß. Besonders nach Waschungen mit Bürste und Wasser, wodurch die allen Dickhäutern anhaftende Schmutzschicht entfernt wurde, treten diese hellen Stellen deutlich als richtige Platten hervor. Die Hufe der betreffenden Stücke hatten zum großen Teil, nicht alle, weißes Horn, beim Nashorn auch die Hörner; beim Elefanten war die völlig weiße Farbe der Schwanzhaare ganz augenfällig, ebenso die der Wimpern. —

Anfang November begannen sich im Revier Elenantilopen reichlicher zu fährten, und stellten wir bald fest, daß dieselben auch nicht allzuweit von unserem Lager einzustehen pflegten und hierzu besonders eine Maramba bevorzugten, die in der Regenzeit ihr Wasser an den Bwemkuru abgab. — Den Ausdruck „Maramba" entnehme ich

der südafrikanischen Jägersprache; derselbe bezeichnet eine bisweilen feuchte, oft auch trockene, talartige Senkung im Gelände, in der als Bestand selten hohes Holz, sondern meist lichtstehendes Buschwerk und hüft- bis mannshohes Gras vorherrscht. Weder die Ausdrücke „Lichtung“ noch „Waldwiese“ bezeichnet prägnant genug, was man unter Maramba versteht, und da auch die mir bekannten ostafrikanischen Eingeborenen-Idiome keinen charakteristischen Namen dafür aufweisen, habe ich vorgenannte Bezeichnung gewählt.

Diese „Maramben“ finden sich in sonst dichtem Pori recht häufig, und der Jäger tut wohl, seine Birschen hierher zu verlegen, da das Wild in den Morgen- und Abendstunden daselbst gern zur Äsung austritt. Die Breite der Maramben pflegt auffallender wie praktischer Weise selten mehr als Büchsenschußentfernung, d. h. etwa 200 Meter, zu betragen, so daß man bequem an der unter Wind gelegenen Bestandslisiere entlang birschen und draußen stehendes Wild ohne weitere Birschkünste schußgerecht ankommen kann. Den Waidgenossen, welchen, bei Erwähnung der Schußdistance von 200 Meter, etwa eine Gänsehaut über den Rücken laufen sollte, bemerke ich, daß man im hiesigen „Pori“ im allgemeinen kaum gezwungen sein wird, so weit „hinzuhalten“, daß vielmehr die in Europa geltenden Schußweiten, also bis 125 Schritt etwa, meist als Norm angesehen werden können. Jedoch möchte ich aber auch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß man recht, recht häufig — in den nördlich gelegenen Steppengebieten, sowie vor allen Dingen in den Tälern der Flüsse Rovuma, Rufidji — auch mit der Distanz von 200 Metern nicht auskommen wird. Oft, recht oft hätte ich wohl Hungerpfoten saugen müssen, und mit mir einige Dutzend Träger, wenn ich nicht verstanden hätte, auch noch über 200 Meter meinen Bock zur Strecke zu bringen. Auf den Knieen müßten wir afrikanischen Jäger deshalb dem Erfinder der „Kilometerbüchse“ unseren Waidmannsdank abstatten, der uns die Möglichkeit gab, unter Wahrung der Waidgerechtigkeit, auf größere Entfernungen, als mit den veralteten Büchsen, unser Wild zur Strecke zu bringen! —

Hier bekenne ich mich als völlig auf entgegengesetztem Standpunkt stehend, wie die Jäger, welche aus Anlaß der Erfindung der „Kilometerbüchse“, ein Wehgeschrei über „entschwundene Waidgerechtigkeit“

anstimmen. Man stelle doch nicht die Tatsachen auf den Kopf! Oder läßt sich etwa an der These rütteln: „Je vollkommener, d. h. treffsicherer die Waffe, desto waidgerechter die damit ausgeübte Jagd?“ — Was in aller Welt hindert denn den Jäger, dem dies Vergnügen macht, sein Wild bis auf Entfernungen anzubirschen, wie etwa der speerbewaffnete Buschmann?! — Die über jeden Zweifel erhabene Büchse Modell 88 etwa?! — Lächerlich! — Wenn einer solchen Behauptung auch nur der Schein von Logik anhaftete, dann fort mit allen modernen Erfindungen! — Fort mit der Dampfmaschine! Fort mit dem galvanischen Strom! Fort mit dem Schießpulver dann überhaupt! — — — —

Über den hämischen Ausdruck „Kilometerbüchse“ möchte ich noch ein paar Worte verlieren. Glauben die Herren Gegner derselben etwa, daß ein zu ihr greifender Schlumpschütze etwa bessere Resultate erzielen wird, als mit einer Schwarzpulver und Bleigeschosse schießenden? — Das wäre allerdings ein unbeabsichtigtes Lob für das in Rede stehende Gewehr und ließe die Gegnerschaft noch unlogischer erscheinen. Zudem wäre dies genau so, als wenn sich ein des Lesens Unkundiger eine Brille zulegt, um den Mangel auszugleichen! —

Also müssen wir eine andere Erklärung für die Bezeichnung „Kilometerbüchse“ suchen. Man will jedenfalls damit sagen, daß die Mantelgeschosse kilometerweit fliegen, und fürchtet die „Gefährdung des Hinterterrains“ beim Schießen. Obgleich dies absolut keinen Vorwurf gegen die Waidgerechtigkeit der Waffe darstellt, kann ich doch nicht umhin, gerade auf diese von einzelnen Gegnern des Gewehres erhobene Behauptung einzugehen.

Ich spreche im folgenden natürlich nur von Teilmantelgeschossen. Das Geschoß Modell 88 fliegt bekanntlich rund 4000 m bei größter Elevation des Gewehres, das Geschoß der Jägerbüchse Modell 71 z. B. rund 3000 m. Es ergibt sich hier ein Unterschied von 1000 m Total-Flugweite. Daß sich der „bestrichene Raum“ oder das „gefährdete Hinterterrain“ nicht etwa auch um 1000 m vergrößert, dürfte auch ohne besondere ballistische Kenntnisse jedem klar sein; trotzdem die Rasanz von Modell 88 eine größere, die Flugbahn also eine gestrecktere ist. Es handelt sich bei dieser angeblich größeren

„Gefährdung des Hintergeländes", im Verhältnis zur Jägerbüchse Modell 71, also nur um ein Unbedeutendes.

Da bei jagdlichem Gebrauch eines Gewehrs nun das Geschoß nicht ungehindert in der Weltgeschichte umherfliegt, sondern einer Bahn folgt, die ihm der Jäger nach Möglichkeit und Können vorschreibt (bei Modell 88 ist diese Möglichkeit in idealer Weise gegeben), und welche durch einen Tierkörper führt bezw. in demselben ihr Ende erreicht, so tritt für uns einzig und allein die Frage in den Vordergrund: „Welchem Geschosse haften nach dem Durchschlagen des Wildkörpers die besten (für das Hinterterrain gefährlichsten) ballistischen Eigenschaften an, dem Bleigeschoß oder dem Teilmantelgeschoß?!" —

Meine Erfahrungen erstrecken sich auf die Anzahl von etwa 5000 Schüssen mit Teilmantelgeschossen auf Wild jeder Stärke und Gattung, und dürfte ich somit wohl imstande sein, ein, nach jeder Richtung hin, abgerundetes Bild zu entwerfen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß ein, wenn auch noch so ideal und vollkommen gestauchtes, von Schwarzpulver getriebenes Hart- oder Weichbleigeschoß, nach dem Verlassen des Wildkörpers, unendlich weniger an seinen ballistischen Eigenschaften eingebüßt hat, als das oft in Stücke zersprengte Teilmantelgeschoß. Wie häufig hört man, daß ein Bleigeschoß, nachdem es das beschossene Stück durchschlagen, noch ein zweites, dahinter stehendes zur Strecke brachte?! — War das Hinterterrain da nicht gefährdet?! — Auch nicht ein einziges Mal ist mir dies bei Modell 88 innerhalb zehn Jahren passiert, obgleich ich wahrlich häufig genug mein Ziel aus dichtgedrängten Trupps oder Rudeln auswählen mußte. Wohl aber beobachtete ich mehr denn zehnmal, daß nach dem Durchschlagen selbst ganz geringer Böcke, als Buschböcke, Ducker 2c., das Geschoß schrotschußartig dahinter auf dem Holze saß, so daß die einzelnen Partikelchen sichtbar waren. Besonders wird dies natürlich bei Halbmantelgeschossen, die zum Überfluß noch abgeflacht sind oder gar Hohlräume am Kopfe tragen, der Fall sein. Ich wiederhole daher auch hier, wie schon oft, die Mahnung, man möge nur 11/12-Mantelgeschosse schießen. Dieselben deformieren sich immer noch ungeheuer und verlassen den Wildkörper höchstens noch als platte

Körper, ohne irgend welche besondere Flug- oder gar Durchschlagskraft. Wie viel mehr gefährdet der auf das abstreichende Huhn, oft auch „mit größter Elevation“ abgegebene Schrotschuß mit seinem, im bestrichenen Raume mehrere Meter breiten Streuungskegel das Hintergelände! — Hier jedoch wird lustig darauf losgeknallt, und keinem Menschen fällt es ein, die gröbsten Schrote auf gewisse Wildarten nur deshalb nicht zu verwenden, weil das Hintergelände durch dieselben gefährdet sein könnte. Tatsächlich ist dies jedoch in hohem Maße der Fall, und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß der horizontal abgegebene Postenschuß das ganze Terrain, von der Mündung bis zum Aufschlag der Schrote, unvergleichlich mehr gefährdet, als der Kugelschuß überhaupt. Viele Gegner von Modell 88 führen die kolossale Zerstörung an Wildkörpern, riesige Ausschüsse 2c. als großen Mangel an. Die Verwendung von 11/12-Mantelgeschossen macht diese Einwände, wie gesagt, hinfällig.

Ich halte weitere Ausführungen eigentlich für überflüssig, muß jedoch, als nicht nebensächlich, noch hinzufügen, daß man die angeführte günstige Stauchung nur durch die Originalladung von 2,75 g Blättchenpulver erreicht. — In dieser Hinsicht haben nun gerade die Gegner des Modells 88, sofern sie überhaupt eine Probe machten, oft das Verkehrteste getan, was sie tun konnten; sie haben, um die Gefahr zu verringern, die Pulverladung vermindert, und erzielten nun — wie ja sonnenklar auf der Hand liegt — Gefährdung des Hintergeländes infolge ungenügender Stauchung des Geschosses! — Wer eines solchen Experiments fähig ist, beweist, daß ihm einerseits das Feld der Ballistik überhaupt ein böhmisches Dorf ist, andererseits, daß er den Unterschied im ballistischen Verhalten des von nitrösem Pulver getriebenen Mantelgeschosses, gegenüber dem von Schwarzpulver getriebenen Bleigeschoß, absolut nicht kapiert hat. Man mache nur den Versuch und gebe einem abgeflachten Halbmantelgeschoß Schwarzpulverladung, meinetwegen soviel als die Hülse Modell 88 faßt — annähernd 3 g —, und man wird kalibergleichen Ausschuß haben! — So hergerichtete Patronen empfehle ich für Fangschüsse auf den Hals, da selbst das Vollmantelgeschoß mit Blättchenpulverladung auf ganz kurze Entfernungen verheerend im Wildkörper wirkt! —

— Doch kehren wir wieder ins Revier zurück! — In einer der beschriebenen „Maramben“ war es, wo wir eines Vormittags, zu schon ziemlich vorgerückter Tageszeit, den Wechsel eines Trupps Elenantilopen fanden.

Die einzelnen Fährten — ihre Anzahl mochte etwa 20 betragen — standen zerstreut, die ganze Breite der Maramba einnehmend und dieser folgend. Die Antilopen hatten eifrig geäst, wie die einzelnen Sträucher erkennen ließen. Besonders ist es eine niedrige, strauchartige Pflanze, mit schotenartigen Früchten, eiförmig, doppelt gefalteten Blättern, die von den Elenantilopen mit großer Vorliebe angenommen wird. Gras nimmt die Elenantilope, gleich dem Kudu, fast nie auf. Findet man ein Revier, in dem weißer, armer Sandboden vorherrscht und vorgenannte Pflanze reichlich wächst, so kann man sicher sein, daß dort auch Elenantilopen vorkommen werden. Dieser Lehrsatz steht zwar nirgends geschrieben, ist aber, wie ich versichern kann, stets zutreffend, sofern man nicht überhaupt in einer gar zu wildarmen Gegend sich befindet. —

Gegen eine Stunde mochten wir unter Wind an der Maramba entlang gebirscht sein, als ich den Rücken eines Stückes über die Sträucher ragen sah. Bald hatten wir uns vorsichtig noch mehr genähert und konnten nun gegen ein Dutzend Antilopen, darunter drei oder vier recht gute Bullen, die alle gegen 2 m Widerristhöhe hatten, erkennen. Wir hatten vor, nur einen guten Bullen zu strecken, da noch genügend Wildbret im Lager war, und so wählte sich denn mein Bruder den kapitalsten, der von weitem von graublauer Färbung schien, für seinen Schuß aus. Ich taxierte die Distance auf 150 m und flüsterte meinem Bruder dies noch zu, als schon sein Schuß mit scharfem Krach das Echo des gegenüberliegenden Bestandes weckte.

Ich sah sofort, daß der Schuß gut sitzen mußte, denn der Bulle fuhr, kaum aus der äsenden Stellung aufwerfend, tief über den Boden hin und folgte, offenbar schwer krank, seinen durch Dick und Dünn brechenden Gefährten.

Man wird selten beobachten, daß die Elenantilope, nach Art anderen Wildes, in weiten Fluchten abgeht. Ihre Flucht geht vielmehr in einem ungemein fördernden „Troll“ vor sich, wobei dann

bedeutende Hindernisse, wie Windbrüche, Erdlöcher, Felsblöcke, Sträucher zc. mit weiter Flucht, anscheinend spielend, überwunden werden *).

Auf dem Anschuß stellten wir fest, daß der Bulle mit dem Geäse tatsächlich eine lange und tiefe Furche gepflügt hatte; zudem lag, schon nach einigen Schritten, hellroter, blasiger Schweiß in der Fährte und fand sich auch an den Blättern in der Höhe des Geäses. Unsere Vermutung, daß der Bulle nicht weit gehen, sondern sich bald niedertun würde, war daher gerechtfertigt und richtig. Nach kaum 500 Schritt sahen wir ihn schon von weitem im lichten Bestande sitzen, während eine größere Anzahl von Stücken, in nicht zu großer Entfernung von ihm verhoffend, uns auf Schußnähe herankommen ließ. Wir machten von dieser Gelegenheit jedoch keinen Gebrauch; mein Bruder setzte dem kranken Bullen, bei dem Versuche hoch zu werden, auf 50 m eine Kugel auf den Hals, die ihn vollends umwarf. Der Bulle war als recht gut anzusprechen. Die sofort vorgenommene Messung ergab eine Schulterhöhe von 1,92 m. Das verhältnismäßig kurze, doch kräftige Gehörn hatte die Maße: Höhe beiderseitig 67 cm, Umfang an der Wurzel beiderseitig 31 ½ cm.

Das 11/12-Mantelgeschoß saß etwa drei Hände breit hinter dem linken Blatt, hatte beide Lungenflügel durchbohrt, war hinter dem Herzen vorbeigegangen und fand sich völlig platt, so daß sich Mantel und Bleikorn voneinander leicht trennen ließen, innerhalb des rechten Blattknochens, ohne diesen durchschlagen oder gespalten zu haben.

Um die Länge des Schußkanals festzustellen, brachen wir den Bullen sofort auf und stellten fest, daß der Brustkorb mit Schweiß nahezu völlig gefüllt war. Die Länge des Schußkanals betrug 1,04 m.

Zum Präparieren war uns der Bulle, besonders das Gehörn, doch nicht kapital genug, und so konnten wir das Abdecken den Jungens überlassen, die auch in kaum einer halben Stunde damit fertig waren, während das Zerwirken längere Zeit dauerte. Da wir vier leere Träger mit hatten, so konnten wir die beiden Blätter, je

*) Genau so flüchtet auch, nach meinen Beobachtungen, der Elch!
Oberländer.

Flüchtende Elenantilopen.

an einen Knüppel gebunden, nach dem Lager schaffen. Für den Rest mußte unsere gesamte Mannschaft noch zweimal den Weg machen, der zum Glück nicht mehr als eine Stunde betrug.

Aus diesem Trupp Elenantilopen schossen wir im Laufe der Zeit nur noch einen Bullen. Nachdem wir mehrmals beobachtet hatten, daß der Trupp von Wildhunden gehetzt worden war, ohne daß die Hunde jedoch anscheinend ein Stück gerissen hätten, wechselten sie aus. Später zur Strecke gekommene Elenantilopen waren alte Einzelgänger, die wir gelegentlich im dichten Gummibusch antrafen.

— — Ein klarer Dezembermorgen fand mich schon recht früh auf den Beinen. Nach Mitternacht hatte ich, dicht beim Lager, in dem den Bwemkuru säumenden Bestande das Brechen von Elefanten gehört, und fanden meine Augen hierdurch, bis zum Morgengrauen, keinen Schlaf mehr. Um unseren Leuten den Morgenschlaf nicht zu rauben, da es vermutlich wieder einen tüchtigen Marsch setzen durfte, machte ich mich selbst daran, uns den Morgenkaffee zu bereiten, was mir auch dank der noch unter der Asche glimmenden Kohlen in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang.

Das, bei meinem Hantieren in der Küche, unter dem Kochgeschirr verursachte Geräusch hatte jedoch Mussa geweckt, der schlaftrunken herbeikam und meldete, daß auch er das bewußte Brechen vernommen habe. Ausnahmsweise schenkte ich ihm eine Tasse Kaffee ein, und unterhielten wir uns noch eine Zeitlang, nachdem ich mir eine Cigarre angezündet hatte. Mein Bruder erhob sich nun auch und rief, mit hoher Nase Wind nehmend: „Donnerwetter, schon Kaffee fertig?!“ — Zum Aufbruch war es noch zu früh.

Nach und nach erschienen nun auch die „Herren“ Boys und begaben sich an ihre gewohnten Verrichtungen des Hausreinigens ꝛc. Die für die Jagd bestimmten beiden Träger nahmen den Proviant entgegen und „verstauten“ denselben im Rucksack, füllten das Wassergefäß, und so waren wir denn bald marschfertig.

Mussa hatte während der letzten Vorbereitungen den erwähnten Bestand abgefährtet und festgestellt, daß Fährte „Richtung Namatuhi“ stand. So war denn alles in Ordnung, und wir setzten uns in gewohnter Reihenfolge, den Fußweg nach Muero einschlagend, in Marsch. Wir beabsichtigten, diesen Weg 1/2 Stunde zu halten und,

falls die Fährte ihn bis dahin nicht kreuzen sollte, nach derselben zu durchzuschneiden.

Dies war nicht nötig, denn bald trafen wir die Fährte eines recht guten Bullen, quer über den Weg stehend, und nach hundert Schritten schon die eines zweiten und dritten, sämtliche kapital. Losung fand ich alsbald reichlich und, wie ich zu meiner Freude schon an dem ersten „Ballen" mit der Hand feststellte, warm! Die Elefanten mußten also lange Zeit am Bwemkuru eingestanden und erst vor kurzem ihren Wechsel fortgesetzt haben. Wir durften nun hoffen, wenn der Wind nicht umschlug oder die Fährten nicht eine andere Richtung als die bisherige nahmen, in höchstens ½ bis ¾ Stunden die Elefanten antreffen zu können.

Und richtig — nach recht kurzer Fährtenfolge hörten wir vorn brechen und hatten die Elefanten in übersichtlichem Terrain auf etwa 100 m vor uns. Zum Glück erschien gerade der letzte, und nächste, am kapitalsten zu sein, und wir hatten vollkommen Zeit, uns darüber zu verständigen und zu beschließen, nur diesen zu beschießen.

In ihrem langsamen „Paßschritt" zogen die Kolosse, mit ein paar Längen Abstand, in einer Linie hintereinander her. Hier blieb einer stehen, um einen Ast abzureißen und denselben weiterhin wieder fallen zu lassen; da machte sich ein anderer kurze Zeit an einem Strauche zu schaffen, um dann langsam weiter zu ziehen. War gerade kein Baum oder Strauch in erreichbarer Nähe, so wurde auch wohl der Rüssel nach vorn ausgestreckt und die riesigen Gehöre weit abgespreizt, um fächelnd dem Rüssel Wind zuzuführen.

Näher und näher kamen wir in beschleunigtem Tempo dem letzten, und nebeneinander näherten wir uns demselben bis auf 20 Schritt, ohne daß auch nur ein einziger uns scheinbar beachtet hätte. So nahe herangekommen, mußte der Elefant nun doch irgend einen von uns eräugen, denn er verhoffte zuerst und fing an, sich langsam uns zuzuwenden. Als er breit stand, knallte es bei uns allen sofort und gleich darauf noch einmal.

Alle drei Elefanten wurden sofort nach vorn schwerfällig flüchtig, der von uns beschossene immer als letzter uns am nächsten bleibend. Da weder hohes Gras noch Windbruch rc. uns irgendwie hinderte,

Der Kapitale auf der Flucht.

so blieben wir ihm stets „dichtauf“, unausgesetzt schießend. Nun drehte sich der Elefant, während die anderen beiden uns bald aus dem Gesicht waren, bald spitz, erhielt jedoch sofort mehrere Kopfschüsse, die ihn wieder zum Wenden veranlaßten, bis wir dichteren Bestand erreichten, wo er sich wieder spitz drehte und nun nicht mehr weichen zu wollen schien, trotz einer größeren Anzahl von Kopfschüssen.

Was soll ich weiter erzählen? — Als der Elefant endlich zusammenbrach, hatte ich, nach Zählung meiner noch übrigen Patronen, deren 21 verschossen, während mein Bruder und Mussa zusammen einige 40 verschossen hatten!!

Von allen diesen Schüssen bekam der Elefant die größte Anzahl während der Flucht; nachdem er sich „eingeschoben“ hatte, nur etwa 15. Die Schüsse saßen zum Teil auf den Blättern oder dicht hinter denselben, auf beiden Halsseiten und über den Lichtern. Ich hatte zuletzt, als wir den Elefanten in dem Bestande fest hatten, Mussas Büchse Modell 88 genommen und gab ihm einen vollen Rahmen reiner Nickelgeschosse, abwechselnd über das rechte und linke Licht auf etwa 25 Schritt; als er auf den letzten Schuß in die Kniee brach, setzte ich einen neuen Rahmen ein. Als ich ihm danach den ersten Schuß auf die nun tiefgesenkte Stirn setzte, wurde er wieder hoch, um erst nach einer weiteren Anzahl von Schüssen hinters Blatt zusammenzubrechen. Laut gab der Elefant hierbei nicht ein einziges Mal, nur nach dem Zusammenbrechen „röhrte“ er anhaltend laut, auch nachdem ich noch zur Sicherheit ein paar Fangschüsse ins Genick gesandt hatte. — — —

Es war dies der erste Elefant, der — weil eben kapital — uns deutlich zeigte, daß Modell 88, trotz der Originalmilitärladung von 2,75 g Blättchenpulver, sich für die Elefantenjagd nicht eignet!

Die Zähne dieses Elefanten wogen 110 und 112 Pfund. Wir haben weiterhin in dieser Saison nur Bullen von zum Teil annähernd ebenso hohem, zum Teil höherem Zahngewicht, und nicht einen mehr unter 30 Patronen Modell 88 zur Strecke gebracht! Wenn wir trotz dieser Erkenntnis — daß sich Modell 88

zur Elefantenjagd nicht eignet — die Jagd fortsetzten, so kann der vielleicht mit Recht erhobene Vorwurf des Mangels an Waidgerechtigkeit nur dadurch abgeschwächt werden, daß es sich für uns um „Sein oder Nichtsein" handelte. Was in unseren Kräften stand, haben wir getan, um angeschossene Elefanten in unseren Besitz zu bringen, konnten es jedoch trotz drei- bis viertägigen Schweißsuchen und Fährtenfolgen nicht verhindern, daß wir eine unverantwortlich hohe Anzahl von Elefanten, mit zum Teil 10—15 aus nächster Nähe abgegebenen Schüssen, verloren!

Erreiche ich durch dieses offene Bekenntnis, daß sich jeder Leser dieser Zeilen meine Erfahrungen zur Warnung dienen läßt, und unter allen Umständen zur Elefantenjagd ein Spezialgewehr (Kaliber 8 mit 22 g Schwarzpulver) verwendet, so haben meine teuer erkauften Erfahrungen wenigstens etwas Gutes gezeitigt.

Wohl ist mir bekannt, daß, besonders in den letzten Jahren, eine ganze Anzahl von Elefanten mit Modell 88 hier in Ostafrika geschossen worden ist. Es kann mich dies jedoch in meinem Urteil absolut nicht beeinflussen. Schwächere Stücke, wozu ich Elefanten mit Zähnen bis zu je 30 Pfund Gewicht rechne, und bei dem hier so ungemein häufigen Vorkommen kapitaler Bullen rechnen muß, sind natürlich damit zur Strecke zu bringen. An der Tatsache ist jedoch nicht zu rütteln, daß auch von solchen eine viel zu große Anzahl verloren geht, trotz vieler Schüsse und bester Munition.

Auf das Warum und Weshalb gehe ich hier nicht näher ein, um nicht eine zwecklose Polemik hervorzurufen. Was wird z. B. der Leser sagen, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß der Elefant, nach meiner Erfahrung, mit einem oder ein paar Herzschüssen Modell 88 noch weit zu flüchten und stundenlang zu leben vermag?? Schon höre ich die Zoologen: „Unmöglich, lächerlich!" — rufen. Und doch habe ich diese Beobachtung mehr als einmal gemacht!

Für heute nur so viel, daß das Hintergehirn des afrikanischen Elefanten auch für das reine Nickelgeschoß nur vom Genick aus (immer ausgewachsene Elefanten, keine „Schneider" vorausgesetzt) zu erreichen ist und Kopfschüsse deshalb zwecklos sind!

Im weiteren, daß das berühmte Lahmschießen des Elefanten mit Modell 88 nicht zu erreichen ist, da sich auch das reine Nickelgeschoß am Laufknochen in Atome zerschlägt. Endlich, daß ein Geschoß, welches den Weg in ein Gelenk findet, den Elefanten lahm machen kann, daß diese Schüsse aber natürlich Zufallsschüsse sind. — Einem solchen Zufallsschusse verdankte ich meinen ersten, zumal schwachen, Elefanten, der, wie sich der geehrte Leser erinnern wird, im Bambus stand und im Feuer hinten zusammenbrach. Ein Geschoß war zwischen Atlasknochen und Halswirbel und, sozusagen von unten her, neben der Drossel vorbei, eingedrungen. Daß man, unter Hunderten von Schüssen, nicht einen solchen absichtlich antragen kann, liegt auf der Hand!

IV.

Jagd auf Löwen und Leoparden.

Hatten wir bis dahin außer Hyänen, die das Lager des Wildbrets wegen allnächtlich umkreisten, und auch wohl hie und da eine zum Trocknen aufgehängte Decke stahlen, und Wildhunden, die laut am Lager vorbeihetzten, kaum weiter etwas von Raubzeug gemerkt, als das entfernte Brüllen oder Jaulen eines Löwen und das „Grunzen" eines Leoparden, so brachte uns die nächste Zeit Gelegenheit, uns mehr damit zu beschäftigen.

Nicht nur fanden wir häufiger den frischen Paß eines Löwen oder Leoparden, besonders des letzteren, im Bwemkurn-Bette, sondern es geschah mehr als einmal, daß unsere „wasserschöpfenden Jungfrauen" morgens entsetzt ins Lager geflohen kamen, mit der Nach-

richt, sie hätten beim Wasserloche einen Leoparden angetroffen. — Wie natürlich, führte sowohl unsere stets sofort vorgenommene Streife, als auch die Maßregel, gleich die Mädchen zu begleiten, nie zum Ziel, und so mußten wir es wohl oder übel dem Zufall überlassen, gelegentlich einen Leoparden oder Löwen zu Schuß zu bekommen.

Sehr bald sollte ich diese Gelegenheit haben.

Von einem längeren, resultatlosen Ausfluge heimkehrend, benutzten wir, auf den letzten paar Kilometern bis zum Lager, das Bett des Bwemkuru für unseren Marsch. Müde, hungrig und wenig aufmerksam, durchwateten wir den knöcheltiefen Triebsand und näherten uns so gegen 5 Uhr nachmittags unserem Lager.

Der leichte Sand war, von der starken Strömung des Flusses zur Regenzeit, zu oft über meterhohen Bänken angetrieben. Auf einer solchen Sandbank sah ich, um eine der vielfachen Ecken und Windungen des Flusses biegend, plötzlich einen Gegenstand liegen, der sich durch seine Färbung und Form von der glatten, hellen Sandbank sonderbar abhob. Auf ca. 80 m erkannte ich, schärfer hinblickend, einen Leoparden, der, zusammengerollt, eine seiner Vorderbranken über den Fang gelegt, sich hier, in dem von der Nachmittagssonne wohl recht warmen Sande, ein „Vesperschläfchen" leistete. Mein plötzliches Stehenbleiben mußte doch wohl ein seine Aufmerksamkeit erregendes Geräusch verursacht haben, denn er hob blitzschnell den Kopf, erhöhte sich auf den Vorderbranken, blieb jedoch auf den Keulen liegen.

Es war zu spät für ihn! — Denn schon hatte ich das Gewehr am Kopf, und in dem Moment, als sich sein Körper zur rettenden Flucht zusammenzuziehen schien, knallte es, so daß er, dumpf knurrend, tödlich getroffen, in seinem Lager zusammensank.

Der Schuß saß an der linken Halsseite; das Geschoß hatte den Körper der Länge nach durchschlagen und saß unter der Decke neben der Rutenwurzel. Ich gestehe, daß ich mitten auf den weißen Stich gezielt hatte, mithin der Schuß beinahe eine Handbreit zu weit nach rechts saß; immerhin war das Herz getroffen. An eine Stange gebunden, wurde der Leopard nach dem nahen Lager geschafft und gestreift. Er hatte, obgleich ein ausgewachsener Kuder, nur das

Gewicht von 82 Pfund. Ich möchte hierbei erwähnen, daß ein über 100 Pfund wiegender Leopard, hier im Tieflande, schon als recht gut anzusprechen ist, und daß man schwerere als 125 Pfund selten oder kaum finden wird. Das Gewicht einer Katze wird oft 75 Pfund nicht überschreiten, und werden 100pfündige Katzen zu den größten Seltenheiten zählen.

Einen Leoparden von 120 Pfund, den ich im Jahre 1895 schoß, sprach ich im ersten Augenblick, obgleich er auf kahlem Gestein lag, als Löwin an.

Die Flecken der Decke sind auf größere Entfernung absolut nicht so deutlich erkennbar, wie man wohl annimmt. Besonders schräg von hinten gesehen, erscheint der Leopard oft rein grau.

Dasselbe ist bei Zebras der Fall. Dieselben erscheinen durchaus nicht, wie man annehmen sollte, gestreift, sondern, bei schlechter Beleuchtung, häufig grau oder graublau, ähnlich dem Gnu. Die Nachrichten von der Beobachtung ungestreifter Wildesel in Afrika mögen dieser Erscheinung nicht zum geringsten ihre Entstehung verdanken.

— — Nach der Erlegung des letzterwähnten kapitalen Elefanten war es, als ich den Weg zum Lager, quer durch den Busch, einschlug in der Absicht, Leute herbeizuholen und unterwegs noch einige Böcke zu schießen.

Zu meiner Begleitung wählte ich nur den mit Rucksack versehenen Jungen. Da wir uns nicht allzuweit vom Lager entfernt hatten, so war mir das Terrain bekannt und deshalb nicht schwer, auf dem kürzesten Wege zurückzukehren und hierbei noch einen von Rappenantilopen und Wasserböcken bevorzugten Revierteil zu berühren.

In verhältnismäßig kurzer Zeit hatten wir denn auch, den dichten Bambusbestand quer durchschneidend, genanntes Gelände erreicht. Eine zur Regenzeit sumpfige Talmulde erstreckte sich, in einer Breite von wohl 300 m, zu beiden Längsseiten von sanft ansteigendem Terrain begrenzt, mehrere Kilometer weit bis zum Bwemkuru. Der Bestand war hier im allgemeinen spärlicher. Hier und da zeigten umgeworfene, modernde Stämme, daß zu Zeiten auch hier Elefanten mit Vorliebe wechselten. Im übrigen mochte die jetzt wiesenartig,

mit spärlichem Graswuchs bestandene Fläche, die nur hier und da von einem dichteren Strauch unterbrochen wurde, im Sommer mit zimmerhohem Timbuktu-Gras bewachsen sein. Vorsichtig am Rande dieses, sich im übrigen als Lichtung darstellenden Striches entlang birschend, mußte es mir auffallen, selbst nach längerer Zeit, auch nicht ein Stück Wild anzutreffen, obgleich Fährten von derselben Nacht massenhaft standen.

So bog ich eben um eine dichter bestandene Ecke des einsäumenden Bestandes, als meine Aufmerksamkeit auf eine Anzahl Aasgeier gelenkt wurde, welche zum Teil auf dem Stamm einer umgeworfenen Mimose blockten, zum Teil noch in der Luft ihre Kreise beschrieben oder im Begriff waren, auf dem Boden einzufallen.

Der Gegenstand ihres Interesses — denn ein solcher mußte in Gestalt irgend eines Luders in der Nähe sein — war mir bis jetzt noch unsichtbar, wurde aber jedenfalls nur von jener Strauchgruppe dort verdeckt. Noch hatte ich diese Deckung nicht erreicht, als ich in dem weichen, torfigen Grunde die flüchtigen Fährten einer Anzahl Gnus, auf welchen die zweier Löwen lagen, bemerkte.

Ein Löwe und eine Löwin, wie mir die Fährten nach kurzer Prüfung zeigten, mußten hier also ein Stück gerissen haben, das war natürlich meine nächste Vermutung, die sich auch sofort bestätigte.

In dem Strauche lagen die frischen Reste eines gerissenen Gnus. Trotzdem dasselbe als völlig ausgewachsenes Gnu anzusprechen war, hatten die Löwen alles vertilgt bis auf den Kopf, ein Stück vom Halse, das Becken, das Rückgrat mit den Rippen und die Laufknochen.

Schon die Farbe der an den Knochen noch hier und da anhaftenden Wildbretfetzen, ebenso wie die noch deutlichen Abdrücke der Branken, ließen erkennen, daß wir vor einer halben Stunde die „Herrschaften“ noch beim Riß getroffen hätten. —

Es liegt mir nun einmal im Blut, eine derartige Chance nicht unbenutzt zu lassen, und so gab ich denn Rappenantilopen und Wasserböcke auf, mit dem Entschluß, alles daran zu setzen, um auf den männlichen Löwen zu Schuß zu kommen.

Im Anfange war es in dem weichen Boden nicht besonders schwierig, die Fährten zu halten, zumal die Löwen — man stelle sich vor, jeder mit einem halben Gnu im Pansen — ungewöhnlich

deutliche und tiefe Tritte hinterließen. Mehr und mehr jedoch führten dieselben auf höher liegendes Terrain, bis die Möglichkeit, die Fährte zu halten, im steinigen Terrain aufhörte.

Sollte mir Hubertus heute den Bruch wirklich nicht gönnen? — Ich sagte mir jedoch, daß die Löwen nach einer derartig reichlichen Mahlzeit wohl kaum weit gekommen sein konnten und immerhin noch eine geringe Hoffnung auf die „freie Verlorensuche“ zu setzen sei.

Ich sollte mich nicht getäuscht haben! Schritt für Schritt ungefähr in der früheren Richtung fortschreitend, musterte ich, ab und zu stehen bleibend, jeden dichten Busch, ließ meine Augen auch ab und zu über das tiefer liegende Gelände schweifen und stieg, zwecks besserer Umschau, schließlich auf einen vor mir liegenden morschen Stamm.

„Da kommt sie!“ d. h. die Löwin, halb von links, träge, in „latschigem“ Tempo, auf ca. 70 Schritt an mir vorbei wollend. Sofort fiel mir ihr Bauch auf, der buchstäblich bis zur Erde zu hängen schien und bei jedem Schritt nach rechts oder links „schwappte“. Um wieder vom Stamme herunter zu steigen, war es für mich zu spät, da sie mich bei der Bewegung unbedingt eräugen mußte; meine Befürchtung, daß dies auch ohnedies geschehen müsse, bestätigte sich sofort. Noch ungefähr zehn Schritte bewegte sie sich in demselben Tempo vorwärts, als sie plötzlich mit einem Ruck verhoffte und, nach kurzem Sichern nach mir hin, in ganz kurzen Fluchten rechtwinklig zu ihrer bisherigen Richtung bergab flüchtig wurde. Sie war mir inzwischen so nahe gekommen, daß ich auch jetzt noch sicher eine gute Kugel hätte anbringen können, wenn ich nicht den Löwen, nach seiner Fährte, als ein recht starkes Exemplar angesprochen hätte! So ließ ich sie denn momentan aus den Augen und konzentrierte meine ganze Aufmerksamkeit nach der Seite hin, von welcher die Löwin gekommen war.

Meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, oder schien mir die Zeit der Spannung nur so lange? Mochte der Löwe mich nun schon vorher eräugt haben oder nur durch das Flüchtigwerden der Löwin mißtrauisch geworden sein — genug, er tauchte endlich auf ca. 150 Schritt, nur mit halbem Leibe aus dem Gerankе tretend, auf und äugte voll zu mir hin. Doch auch auf diese Entfernung

konnte ich schon deutlich erkennen, daß seine ziemlich volle Mähne, besonders nach dem Nacken zu, beinahe schwarz schien, und diese Beobachtung bestimmte mich, unter keinen Umständen einen unsichern Schuß abzugeben; ich hoffte, er werde mir schon noch besser kommen.

Mich anscheinend ziemlich ignorierend, nahm er im ruhigsten Tempo seinen Paß wieder auf, wobei ich bemerkte, daß auch sein Bauch mächtig nach unten hing. Nachdem ich noch einen Blick nach der Löwin geworfen hatte, die wieder in ruhigem Tempo weiter unterhalb durch die Büsche zog und, ab und zu zurückäugend, sicherte, stieg ich schnell von meinem erhöhten Standpunkte herab und versuchte im Laufschritt den Löwen abzuschneiden. Nach kaum 100 Schritt sah ich ihn, von links kommend, in etwa 50 Schritt Entfernung, gleiche Richtung mit mir haltend, ab und zu zwischen den Sträuchern auftauchen. Wohl drei- oder viermal, aber immer halb verdeckt, sicherte er. Ebenso oft nahm ich die Büchse an den Kopf und setzte immer wieder ab, da ich nicht bemessen konnte, wie weit der Räuber hinter den Sträuchern stand.

So neben ihm her in gebückter Haltung birschend, sah ich, daß ein unter meinen Füßen plötzlich krachender Ast seine Aufmerksamkeit erregte. Er sicherte abermals, ohne jedoch wieder mehr Ziel, als den Kopf und die Vorderbranken, halb von Gesträuch verdeckt, zu geben, legte Lauscher und Mähne eng an und grollte in nicht mißzuverstehender Weise nach mir herüber. Hierbei senkte er, wie Wind suchend, den Fang bald auf die Erde, bald streckte er ihn geradeaus; deutlich schimmerten die blendend weißen Fangzähne unter den emporgezogenen Lefzen zu mir herüber. Der Boden war hier dicht mit Farrenkraut bestanden, so daß ich nur den oberen Teil des Rückens deutlich sehen konnte. Ein schlechter Schuß auf diese Entfernung, höchstens 40 Schritt, hätte ihn sicher mich annehmen lassen, und so mußte ich denn wiederum absetzen.

Nun setzte er sich wieder in Bewegung und „trottete", dabei aber wiederholt sichernd und nach mir, der ich in beschleunigter Gangart neben ihm blieb, herübergrollend, der Löwin nach, um mit ihr, auf ca. 80—100 Schritt, in ziemlich dichtem Bestande zu verschwinden.

Da mir das Terrain gut bekannt war, stiegen meine Chancen bedeutend. — Der Busch, worin beide verschwunden waren, hatte eine Breite von wenig mehr als 200 Schritt; dahinter dehnte sich eine steinige Berghalde aus, welche schließlich in eine zerklüftete Felspartie führte, woselbst die Löwen jedenfalls ihren Schlupfwinkel hatten. Auf vorgenanntem steinigen Terrain mußte ich gutes Schußfeld bekommen. Da der Busch überdies sehr dicht mit Farnkraut unterstanden war, hatte ich Grund anzunehmen, daß die Löwen hier lange Zeit stehen bleiben würden.

Schnell hatte ich daher den Plan gefaßt, mich auf der anderen Seite des Busches vorzustellen, zu welchem Zwecke ich ihn 100 Schritte windabwärts durchschneiden wollte. —

Doch die Sache kam anders!

Ich hatte mich kaum eiligen Schrittes am Rande des Busches hin in Bewegung gesetzt und schickte mich an, in letzteren selbst einzudringen, als mir plötzlich ein doppelstimmiges Knurren, mit nachfolgendem kurzen Gebrüll, so unmittelbar entgegenschallte, als ob sich die Löwen zum Greifen dicht vor mir befunden hätten. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich, wie angedonnert, im Lauf innehielt und schnell entsicherte, da ich in der Überraschung nicht anders dachte, als daß das Annehmen a tempo folgen müsse. Als das Gebrüll verstummt war, hörte ich das erregte Rutenschlagen der Löwen, welche sich auf vielleicht 30 Schritte vor mir im hohen Farnkraut niedergetan hatten.

Ich überlegte und hielt im Geiste folgenden Monolog: „Die Löwen sind zu faul zum Laufen und wollen dir nur bange machen, ohne ernstlich an Annehmen zu denken, wie sie es öfters zu tun pflegen! Also vorwärts und Achtung!" — Wieder machte ich mit schußfertigem Gewehr 2 bis 3 Schritte vorwärts. Dasselbe Gebrüll, begleitet von stoßweisem Rascheln im trockenen Laube.

Geehrter Leser, vor 5 bis 6 Jahren hätte ich vielleicht trotzdem versucht, durch Umgehen oder sonstwie zu Schuß zu kommen, doch — ich gestehe ohne Scham — ich stand von weiteren Versuchen ab!

Wären wir noch zu zweien gewesen, da dann der zweite Jäger immer Gelegenheit haben wird, falls der Schuß des Ersten fehlgeht oder schlecht sitzt, den annehmenden Löwen auf den Kopf zu schießen!

Einer allein jedoch hat in so schlechtem Terrain nur einen Schuß. Macht dieser den Löwen nicht kampfunfähig, so bleibt der Jäger eben auf dem Platze! Eine sicherere Rechnung kann nicht gemacht werden!

Nach meinem Dafürhalten hatte ich es ganz allein der Gegenwart der Löwin zu verdanken, daß mich der Löwe nicht sofort beim ersten Antreffen stellte. Jedenfalls war das Terrain für mich bedeutend ungünstiger als bei der ersten Begegnung, sonst hätte er seine Decke sicher hergeben müssen. Wie bedauerte ich an diesem Tage, nicht einen Koppel scharfer Foxterriers zu besitzen!

Nun, ich tröstete mich über mein Mißgeschick mit dem Sprichwort: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben," und hoffte sicher, über kurz oder lang doch noch Gelegenheit zu finden, mit dem „Alten" abzurechnen.

Beinahe ein Monat später sollte sich diese Hoffnung erfüllen.

Mein Bruder und ich hatten auf Wasserböcke gejagt und drei Böcke, zwei geringe und einen recht kapitalen, zur Strecke gebracht, welch letzterer zum Präparieren bestimmt wurde.

Die beiden erstgenannten Böcke lagen kaum 30 Schritt voneinander entfernt, sie waren im Feuer unserer fast a tempo fallenden Schüsse verendet.

Der starke Bock, welcher zuerst, ungefähr 20 Minuten von dieser Stelle entfernt, zur Strecke gekommen war, lag dicht am Bwemkuru in schulterhohem, trockenen Riedgrase.

Nachdem wir die beiden für die Mnero-Leute bestimmten Böcke gegen die Geier gut verblendet und einen Mann nach dem Lager gesandt hatten, machten wir uns auf den Weg zu dem „Kapitalen", um ihn gleich an Ort und Stelle zum Präparieren herzurichten. Die Sonne stand schon ziemlich weit im Westen, und mußten wir uns recht beeilen, wenn wir nach der Arbeit noch vor völliger Dunkelheit das Lager erreichen wollten.

In ziemlicher Eile durchmaßen wir daher den Bestand und näherten uns dem Bwemkuru und damit der Stelle, wo der Bock lag. —

„Löwen!" flüsterte mein dicht neben mir schreitender Bruder plötzlich, und der Richtung seines Blickes folgend, erkannte ich einen Löwen, welcher unsere Annäherung bemerkt, beim Bocke gelegen

Bestrittenes Jägerrecht.

hatte und nun widerwillig flüchtig wurde. Nur ab und zu sah man von ihm in dem ziemlich hohen Grase bei den einzelnen Fluchten Rücken und Rute. Ein kurzer Blick auf den Bock zeigte uns, daß derselbe noch nicht angeschnitten war. Daß der Löwe zurückkehren würde, war also völlig sicher, und so beschlossen wir, uns sofort anzustellen.

Aber wo? — Ringsum hohes Gras, das den anschleichenden Löwen völlig verdecken mußte. Zwei kümmerliche Mimosen, vielleicht 40 Schritte entfernt, jedoch in der Richtung, nach der der Löwe flüchtig geworden war, gaben uns die einzige Möglichkeit, „aufzubaumen", um wenigstens einigermaßen Umblick zu haben. Beide Bäume standen kaum 5 Schritt voneinander.

In größter Eile bestiegen wir jeder einen derselben, nicht ohne uns an den blassen, fingerlangen Dornen hier und da empfindlich zu verletzen. Ich versichere dem geehrten Leser, man sitzt auf den in den Jagdzeitungen annoncierten Hochsitzen besser, als wir saßen. Mein Bruder ritt auf einem kaum armstarken Ast, vielleicht 8 Fuß vom Erdboden entfernt. Seine Beine baumelten herab, und er mußte sich die größte Mühe geben, mit den Stiefeln den auch nicht allzustarken Stamm der Mimose zu umklammern, um dadurch die Balance zu erhalten. Dabei sah ich seinem Gesicht an, daß ihm, an nicht zu nennender Stelle, irgend ein Ding — jedenfalls ein Dorn — rechte Unannehmlichkeiten bereitete.

Mir selbst ging es nicht besser! Ich hing auch mehr, als ich saß, gerade so weit über den Spitzen des Grases, daß mein Hochsitz insofern wenigstens seinen Zweck erfüllte, als ich Einblick in die im Grasbestande hier und dort vorhandenen freien Stellen erlangte. Was aber die Bequemlichkeit anbelangte, so hätte ich in meiner Lage wer weiß was für eines der bekannten Kissen mit den eingestickten Worten: „Nur ein Viertelstündchen!" gegeben, um es an einer bestimmten Stelle unterzuschieben. Irgend eine Bewegung, um unseren einmal eingenommenen Sitz zu ändern, durfte nicht mehr gemacht werden, und so mag auch ich ein Gesicht zum Malen geschnitten haben.

Aber wenigstens war die Lage meines Gewehres derartig, daß ich, ohne Geräusch und ohne zu auffällige Bewegung, in Anschlag gehen

konnte. Auch mein Bruder konnte, wie ich mich durch einen Blick überzeugte, ohne weitere „Freiübungen" schußfertig werden, da er die Mündung des Gewehres in eine passende Astgabel gelegt hatte und nur den Kolben etwas zu heben brauchte. Verabredet hatten wir, daß ich den ersten Schuß haben sollte.

Wir mochten noch nicht 20 Minuten, die uns natürlich eine Ewigkeit schienen, gesessen bezw. „gehangen" haben, als mein Bruder durch ein leises „Sst!" meine Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite lenkte.

Mein Bruder saß rechts von mir, und der Löwe kam halb von links, vielleicht 80 Schritt entfernt, als ich seiner ansichtig wurde. Der Wind stand wunderbar günstig, und so beschloß ich, ihn so nahe als möglich anlaufen zu lassen.

Es war ein prächtiges Exemplar, das, von vorne gesehen, den Eindruck eines mächtigen Bären machte. Den Kopf mit dem gut bemähnten Halse hatte er tief zwischen die Schultern fallen lassen und anscheinend ziemlich vertraut, nur ab und zu den Windfang dicht über den Boden gleiten lassend, so näherte er sich uns, bald im hohen Grase verschwindend, bald an freien Stellen wieder auftauchend. Immer aber konnten wir an der Bewegung des Grases erkennen, wo er sich augenblicklich befand.

Da er sich in gerader Linie vorwärts bewegte, so konnte ich mit ziemlicher Sicherheit berechnen, daß er jene, höchstens 15 Schritt vor mir befindliche, 10 Schritt im Durchmesser haltende, fast völlig freie Stelle passieren mußte. Den Sicherungsflügel meiner Doppelbüchse hatte ich schon längst zurückgedreht und ging jetzt, als er in dem letzten, vor der freien Stelle befindlichen Grasstreifen verschwand, in Anschlag. Nach rechts schielend, sah ich meinen Bruder dasselbe tun und deutete ihm nur durch Kopfschütteln an, nicht zu früh zu schießen bezw. erst meinen Schuß abzuwarten.

Schneller, als ich erwartet hatte, stand der Löwe mitten auf der genannten Blöße und eräugte mich auch sofort. Ruckartig warf er auf, und während er die Rute wie einen Ladestock kerzengerade nach hinten gestreckt hielt, knurrte er mich, fest den Blick auf mich gerichtet, in zornigem, durch Mark und Bein dringenden Tone herausfordernd an.

Nun, ein besseres Ziel konnte er mir nicht bieten! Ich ging so hoch, daß das Korn meiner Büchse den Windfang des Löwen eben passiert hatte, und ließ fliegen. In den Knall mischte sich nur ein Laut, der wie tiefes Stöhnen klang; der Löwe war in der Fährte zusammengebrochen und rührte sich nicht mehr, nur die Quaste der Rute bewegte sich zitternd. Das schwere Mantelgeschoß war über der Nasenwurzel eingedrungen und hatte den Oberschädel beinahe völlig zertrümmert.

So schnell wie möglich und doch mit Vorsicht, wegen der Stacheln, verließen wir unsere „Stände" und mußten erst ordentlich die Beine vertreten, ehe wir an den Löwen heranzugehen vermochten; derart hatte sich der Krampf unserer Extremitäten bemächtigt.

Mein Bruder befand sich in ganz begeisterter Stimmung ob des Waidmannsheils, was begreiflich erscheint, da dies der erste ausgewachsene Löwe war, dem er sich in der Freiheit, und dazu auf so nahe Distanz, gegenüber befunden hatte. Er war ehrlich genug, zu gestehen, daß es ihm wohl kaum möglich gewesen wäre, trotz (oder vielleicht gerade wegen?) der kurzen Entfernung, dem Löwen die Kugel auf den richtigen Fleck zu setzen, so habe jede Faser an ihm gebebt, und erst mein Schuß hätte eine fast unerträgliche Beklemmung von seiner Brust genommen.

Ein Webersches Eisen mit Doppelfeder hätte uns wohl sicher auch noch dieselbe Nacht in den Besitz der Löwin gebracht; doch fehlte uns dieses nützliche Gerät, dessen Mangel wir späterhin noch häufig beklagen mußten. Die anstrengenden Elefantenjagden ließen es uns keineswegs verlockend erscheinen, auch noch die Nächte auf dem Anstand zu verbringen, so daß ich mich in der nächsten Saison mit einem „größten" Eisen versah, das mir manchen Leoparden und einige Löwen bis heute geliefert hat.

Auch den Mangel einiger scharfen, auf Raubzeug eingearbeiteten Hunde empfand ich, angesichts des sich häufiger meldenden Raubzeuges, wiederholt; trotzdem unterließ ich die Anschaffung zu dieser Zeit, da ja die Jagd auf Raubzeug immerhin mehr Sport ist, das Wichtigste für uns jedoch die Elefantenjagd war. —

Ich komme durch diese Reminiscenz zu der oft aufgeworfenen Jagdhundfrage und werde dieselbe an dieser Stelle einer Besprechung

unterziehen. — Ich beginne diese mit der Erklärung, daß ich im allgemeinen vom Gebrauche eines Hundes hierzulande abraten möchte aus einer großen Anzahl von Gründen, deren einer genügt, um meine Ansicht zu rechtfertigen. Ich führe nur die hauptsächlichsten an. Kein Gebrauchshund, Vorsteh- oder Schweißhund würde das Klima hierselbst auch nur kurze Zeit vertragen. Dann aber stellen sich der Arbeit jedes einzelnen der Genannten ungeheure Schwierigkeiten in den Weg.

Alle drei würden früher oder später vom Leoparden oder Krokodil geraubt werden, und zwar um so eher, je besser, d. h. je schärfer sie auf Raubzeug sind, je ausdauernder sie stöbern, je sicherer sie die Schweißfährte auch durch Sümpfe und Moräste halten.

Der Hochwildjäger hierzulande muß eben, als Ersatz für die fehlende Arbeit des Hundes, mehr als zu Hause Waidmann im vollsten Sinne des Wortes sein. Sein Gesicht, sein Gehör, ja — man lächle nicht! — sein Geruch müssen vorzüglich sein, um auch ohne Hund, die gesunde, wie die Rotfährte sicher halten, das leise Schnurren des im hohen Dschungelgrase sich drückenden Leoparden vernehmen, oder den im schattigen Unterholz niedergetanen Trupp Wasserböcke auf mehr als 100 Schritt „winden" zu können. Des hier und da geschossenen Perlhuhns oder der verendet in der Lagune treibenden Ente oder Gans wird er schon auf irgend eine Art habhaft werden, auch wenn er nicht selbst „Verlorenapporteur" spielen will. Stets wird ja der Jäger hier wenigstens einen Eingeborenen bei sich haben. An dieser Stelle warne ich dringend davor, in unbekannten Gegenden völlig allein zu jagen. Wenn auch mancher Europäer, was Schärfe der Sinne: Gesicht, Gehör und Geruch anbetrifft, dem Eingeborenen nicht nur gleichwertig, sondern nicht selten auch überlegen sein kann, so wird er jedoch in den Fällen, wo es sich um Betätigung des Ortssinnes, des Zurückfindens in unbekannten Gebieten handelt, in den weitaus meisten Fällen weit hinter jedem Schwarzen zurückstehen. Diese Tatsache ist nicht wegzuleugnen, und es hilft da keine Berufung auf die „geistige Überlegenheit" der weißen Rasse*). Unser kultureller

*) Knochenhauer kommt hier ganz zu der gleichen Anschauung, die auch in mir, angesichts des fabelhaften Ortssinnes der Schwarzen, entstanden ist:

Entwicklungsgang ist eben in keiner Weise geeignet gewesen, diesen ganz besonderen Sinn zu erhalten, noch weniger aber, denselben weiter auszubilden; denn daß er weit hinter uns liegenden Generationen ebenso gefehlt haben sollte, wage ich nicht zu behaupten. –

Von der Jagd mit Hunden im allgemeinen wende ich mich nunmehr zu einem Zweige derselben, der Jagd mit Hunden auf Raubzeug. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß sich die Passion für Raubzeug in demselben Grade vermehrt, wie diejenige für Nutzwild, und daß bei reichlicher Jagdgelegenheit die Passion für Nutzwild, wenn auch nicht schwindet, so doch einer gewissen Gleichgültigkeit Platz macht, die einer Übersättigung nahe kommt. —

So bringe ich z. B. heute weit lieber einen Leoparden, als den kapitalsten Büffel oder Elenbullen auf die Decke, und ich werde, trotzdem ich nie ein Freund der Anstandsjagd war (in Afrika wird auch der enragierteste Anstandsjäger diese Jagdart sehr bald aufgeben), noch heute eine Nacht bei dem vom Löwen gerissenen Stück opfern, um womöglich einen „Alten" mehr in mein Schußbuch zu bekommen.

Die Jagd auf Raubzeug gestattet die Verwendung von Hunden und macht dieselbe erst erfolgreich und höchst interessant. Ja, es gibt Gebiete, in welchen Raubzeugjagd ohne Hunde geradezu unmöglich sein würde. --

Zur Verwendung gelangen am besten Hunde, die möglichst einseitig veranlagt sind. Ihre hauptsächlichsten Eigenschaften müssen sein: Schärfe auf jedwedes Raubzeug, Schnelligkeit und Ausdauer, Lautjagen, sicheres Spurhalten und — Wasserscheue, um nicht nach kurzer Zeit den Krokodilen zum Opfer zu fallen! Jeder eingeborene Hund hat, beiläufig bemerkt, die letztere Eigenschaft in hohem Grade, und geht in kein Wasser, in welchem Krokodile sein könnten, es sei denn, daß sein Herr voranginge.

Als Rassen kommen für die Jagd auf Raubzeug in Betracht: Fuchshunde, Bullterrier, Foxterrier und Teckel bezw. Bracken

---

daß dieselben sich vermöge eines sechsten Sinnes, den ich Richtungssinn nennen möchte, und der im Kulturmenschen verkümmert ist, in gänzlich unbekanntem Gelände zurechtfinden. Daß sie im Zustande der Ermattung, infolge Durst, Hunger &c. einmal irren können, ist nicht ausgeschlossen.

Der Herausgeber.

aus solchen. Diese Rassen vertragen das hiesige Klima nachweislich noch am besten. Den reinrassigen Teckel möchte ich seiner geringen Schnelligkeit wegen am wenigsten empfehlen; auch hat derselbe im dichten Grase die größte Mühe, vorwärts zu kommen. Im übrigen ist natürlich jeder auf Raubzeug recht scharfe Hund hierzu zu gebrauchen; doch wähle man keine zu schweren Hunde, da dieselben, weil weniger flink, der Gefahr, geschlagen zu werden, bei weitem mehr ausgesetzt sind. Eine Koppel von drei bis vier Hunden ist in den meisten Fällen ausreichend, um in fünf bis zehn Minuten den Leoparden aufbaumen zu lassen oder den Löwen zu stellen. Kommt man mit der eingearbeiteten Koppel auf eine frische Spur von Löwe oder Leopard, so kann man, falls nicht außerordentliche Umstände hindernd in den Weg treten, sicher darauf rechnen, zu Schuß zu kommen.

Der Vorgang wird sich so ziemlich in allen Fällen ähnlich abspielen, bis auf die Zeitdauer. Gierig fallen die Hunde die frische Leopardenspur an und stürmen, laut halsgebend, einer den anderen überrennend, in das Unterholz. Jetzt heißt es schnell den Hunden nach, um nach kürzerer oder längerer Zeit den Standlaut zu vernehmen. Auf dem starken Aste eines geeigneten Baumes, seltener auf einem Felsblocke, wird man den Leoparden erkennen. Die Lauscher dicht angelegt, scheinen seine Seher grüne Blitze zu schießen, und während die vom Ast herabhängende Rute erregt hin und her pendelt, knurrt und faucht er den nach ihm in die Höhe springenden Hunden entgegen. Man nähere sich recht behutsam unter Wind, da der Leopard, sobald er den Jäger bemerkt, mit gewaltiger Flucht den Kreis der Hunde zu durchbrechen pflegt, und die Jagd so von neuem beginnt.

Beim Löwen wird man die Beobachtung machen, daß sich viele Hunde, auf seine frische Spur gebracht, zu wälzen pflegen, wodurch der Jäger auf die Fährte häufig erst aufmerksam gemacht wird. Der Löwe, besonders wenn er gesättigt ist, und zwar so, daß, wie ich wiederholt beobachtete, sein Bauch anscheinend bis zur Erde hängt, flüchtet sehr ungern und stellt sich scharfen Hunden meist schon nach hundert Schritten. — Nachdem hier die Hunde aus dem Gesichtskreis verschwunden sind, wird man meist recht bald den tiefen,

Der „König der Tiere“.

kräftigen Baß des „Alten" vernehmen, der sich, unwillig über die Verdauungsstörung, zuerst nur im Schritt, dann bei energischerem Aufrücken der Hunde in kurzem Trott „zurückzieht". Doch die Foxterriers sind gut. Jetzt kneipt ihn hier einer in die Rute, dort einer gar in die Keule, und ärgerlich beginnt er, blitzschnell herumfahrend, mit den Vorderbranken nach den verwegenen Gesellen zu schlagen. Dieselben sind jedoch auf ihrer Hut und fliegen, nach jeder energischen Attacke, wie Gummibälle zurück. Wie ein geübter alter Fechter, dem ungestümen, nicht schulgerechten Neuling gegenüber, manchmal seine Ruhe verliert, wenn letzterer geschickt genug ist, sich stets zu decken, so gibt sich der Löwe im Übereifer hier und da eine Blöße, welche die flinken und scharfen Hunde wohl ausnützen. Bald erschallt dann ein Höllenlärm von der Stelle her, und der Jäger kann im dichtesten und unbequemsten Gummibusch oder Dschungel mit Sicherheit berechnen, wo der Löwe sich augenblicklich befindet, und läuft niemals Gefahr, unvermutet auf sehr nahe Distance demselben „aufzulaufen".

Endlich aber wird dem „Alten" die Sache zu bunt, und er stellt sich nun, sehr oft auf den Keulen sitzend, der Kläfferschar, fest entschlossen, keinen Schritt weiter zu weichen. Nun übertönt das rauhe, kurze Gebrüll, womit er jeden Brankenschlag begleitet, zumeist das Kläffen der Meute, und nicht selten mischt sich der helle Klagelaut eines getroffenen Hundes in das Chaos von Tönen. Eine kleine Lichtung wird in dichterem Bestande fast stets der Platz sein, wo dann das Drama seinen Abschluß findet, dessen glücklicher Ausgang für den Jäger stets von seiner Kaltblütigkeit abhängt; nur hier, von den Hunden umringt, hoch aufgerichtet, mit gesträubter Mähne, wutsprühenden Sehern und angelegten Lauschern, während die Rute sausend das Laub von den Büschen peitscht, bietet der Löwe das Bild, welches phantasievolle Maler fälschlich oft in der Ruhe von ihm entwerfen: — das des „Königs der Tiere!" In jeder anderen Situation, auf dem vertrauten Paß, macht der Löwe durchaus keinen „majestätischen" Eindruck, besonders wenn er sich bemerkt sieht. Seine Figur scheint in solchen Augenblicken bis zur halben Höhe zusammenzusinken, und plump trabt er, den Kopf in der Rückenlinie oder gar tiefer tragend, dahin, daß die anliegende Mähne, bei selbst gut gemähnten Exemplaren, kaum zu bemerken ist.

Hier aber ist jeder Zoll an ihm — Löwe! Jeder Muskel seines Körpers ist Bewegung und Kraft!

Auf 50 Schritt Entfernung kann der besonnene Jäger dieses Schauspiel eine Zeitlang genießen, auch wohl mit seinem „Kodak" eine photographische Aufnahme machen. Auf nähere Distanzen rate ich von derartigen Experimenten aus eigener böser Erfahrung ab, da der Löwe, beim Erblicken des Jägers, die Hunde beinahe immer ignorieren und ihn blitzschnell annehmen wird. Hier heißt es also: sofort Gewehr an den Kopf und Dampf! Da der Löwe sich meist dem Jäger spitz zudreht, den Kopf auch stets in der Erregung hoch aufgerichtet trägt, so wird der Schuß auf den Stich der vorteilhafteste sein und ihn im Feuer zusammenbrechen lassen.

Man halte hierbei ja nicht zu tief, da die gesträubte Mähne ein falsches Bild von der Tiefe der Brust des Löwen gibt. Eine gute Spanne unterhalb des Fanges (Kinns) wird der richtige Haltepunkt sein.

Es mag nicht unangebracht erscheinen, an dieser Stelle eine Erörterung über die Frage der Gefährlichkeit des Löwen einzuflechten, da über diesen Punkt auch unter sogenannten „Afrikanern" oft recht sonderbare Ansichten herrschen.

Meine Ansicht ist natürlich einzig und allein das Ergebnis meiner eigenen Erfahrungen, und werde ich absolut nicht überrascht sein, von Löwenjägern, die eine reichere Erfahrung besitzen, abweichende Meinungen zu vernehmen. Dasselbe gilt von der Gefährlichkeit des Elefanten. Es ist eine alte, mir durchaus bekannte Tatsache, daß sich gleiche Wildarten in verschiedenen Revieren ganz verschieden benehmen. Es leuchtet daher wohl ein, daß sich eine bestimmte Norm für das Verhalten einzelner Wildarten, noch dazu in ganz bestimmten Fällen nicht aufstellen läßt. — Ich weiß z. B., daß die Elefantenjäger in Süd- und Westafrika, wie auch die in Nordafrika, den meinigen direkt zuwiderlaufende Erfahrungen bezüglich der Gefährlichkeit des Elefanten machen, so daß mir ein erfahrener Elefantenjäger aus dem Norden, bei einem diesbezüglichen Meinungsaustausch, schreiben konnte: „— — — 30 Schuß Modell 88 auf einen Elefanten ist ja

gräßlich. Ich bin übrigens sicher, daß hier in Nordafrika, bei dem bloßen Versuch hierzu, der Jäger eher zur Strecke gekommen wäre, als der Elefant!" — — —

Ganz ebenso verhält es sich natürlich mit jedem anderen Wilde. Man sehe daher meine Ausführungen nur als das an, was sie sind: als einfache Wiedergabe meiner Erfahrungen. — Auf größere Entfernungen, sagen wir 100 m, wird der Löwe den Jäger in den allerseltensten Fällen, selbst auf einen schlechten Schuß hin, nicht annehmen. Daß es von dieser allgemein gültigen Regel hier und da Ausnahmen geben kann, ist wohl natürlich. Die bemerkenswerteste Erfahrung in dieser Hinsicht machte der bekannte südafrikanische Löwenjäger Selous. Das Vorkommnis würde mir, von anderer Seite als gerade von Selous, dessen Glaubwürdigkeit nicht anzuzweifeln ist, geschildert, wenn auch nicht gerade als erfunden, so doch als vielleicht unrichtig beobachtet erscheinen.

Selous Ruf jedoch bürgt ebenso für Glaubhaftigkeit, wie für richtige Beobachtung.

Der Vorgang spielte sich meines Erinnerns wie folgt, und zwar an der Grenze des Matabele-Landes, ab:

Selous traf, zu Pferde von der Jagd heimkehrend, auf einer weiten, kahlen Fläche zwei Stück Wild, die er zuerst nicht auf ihre Art ansprechen konnte. Seine Patronen hatte er, nebenbei bemerkt, an dem Tage sämtliche verschossen. Näher herankommend, erkennt er zwei Löwen, welche sich niedergetan hatten. Aus begreiflichem Interesse — Selous hatte zu der Zeit schon gegen 30 Löwen mit eigener Hand gestreckt — beschloß er, möglichst dicht an den Löwen vorbei zu reiten, um sie besser auf ihre Stärke ansprechen zu können. Da passierte das beinahe Unglaubliche. Auf wohl 300 m wurden die Löwen hoch und näherten sich Selous in einer Art und Weise, die den routinierten Jäger sofort erkennen ließ, daß sie „Ernst machten". — Trotzdem Selous ein gutes Pferd hatte, wurde er nach seinen eigenen Worten von ihnen länger gejagt, als er je zuvor oder nachher von irgend einem Wilde gejagt worden ist. (Selous wurde wiederholt von Elefanten gehörig gejagt.) Nachdem die Löwen von ihm abgelassen hatten, kehrten

sie auf ihre alte Lagerstelle zurück, und taten sich wieder nieder. Selous, dem das Vorkommnis sicher ebenso neu wie unerklärlich war, kehrte im Bogen zurück und wollte an einer anderen Seite dasselbe Manöver des Vorbeireitens probieren, als die Löwen, wieder auf ähnliche Entfernung, hoch wurden und ihn zum zweiten Male ein weites Stück jagten. — Erklärlicher wäre mir die Sache schon, wenn die Löwen beim Riß gelegen hätten. Nichts von alledem war jedoch der Fall.

Man könnte vielleicht einwenden, daß sie sehr hungrig waren und es auf das Pferd abgesehen hatten. Nun muß man aber berücksichtigen, daß in dortiger Gegend alle Jäger beritten sind, und die Löwen in dem Pferde unmöglich nur eine leicht zu erreichende Beute erblicken konnten, sondern wohl sicher auch wußten, daß ein Jäger auf dem Pferde sitze. Ganz anders würde die Sache sein, wenn z. B. hierzulande jemand an geeigneter Stelle zu Pferde jagen wollte; da könnte es wohl passieren, daß die Löwen in dem Pferde eben nur ein Stück Wild sähen, da ihnen absolut jede Erfahrung bezüglich berittener Jäger fehlt. Aus allem Gesagten erhellt, daß man den Löwen doch nicht so ohne weiteres als ungefährlich betrachten darf, wenn auch auf anderer Seite der kaltblütige Jäger, im Besitze eines scharfschießenden Gewehres, jede Gefahr recht schnell zu beseitigen vermag, falls eben das Terrain einigermaßen übersichtlich ist.

Ich gehe nun zu einer anderen, durch die meist nächtliche Lebensweise des Löwen häufig bedingte Jagdart, zur Jagd auf denselben bei Nacht, über. Es unterliegt keinem Zweifel und ist in der Natur der Dinge begründet, daß der Löwe bei Nacht sehr oft zu Angriffen neigt, zu denen ihm bei Tage der Mut fehlt. Es gilt dies sowohl für seine Angriffe auf seine Beute — Vieh ꝛc. —, wie auch auf den Jäger selbst.

Der bei Nacht schlecht getroffene Löwe wird den Schützen unbedingt annehmen, und ich kann daher nur vor dem Fehler warnen, dem auch ich in den ersten Jahren verfiel, auf den bei Nacht das Lager knurrend umkreisenden Löwen zu schießen. Alle diese Schüsse werden in der Mehrzahl aufs Geratewohl abgegeben, glücklicherweise meistens ohne zu treffen. Nach allen meinen

jetzigen Erfahrungen würde ich den Schuß in die Luft als ebenso zweckmäßig nie anwenden, wenn nicht ganz außerordentliche Beleuchtung den gezielten Schuß erlaubt oder besondere Umstände ihn erfordern.

Die Behauptung, daß der Leopard, besonders der angeschossene, von den Eingeborenen mehr gefürchtet werde, als der Löwe, ist bedingungsweise richtig. Diese angeblich größere Gefährlichkeit liegt in der Art des Angriffs des Leoparden, im Gegensatz zu der des Löwen. Der — sagen wir brankenlahm geschossene — Löwe kann nämlich, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Zeit des Angriffs nicht erwarten, und nimmt schon häufig auf 35—30 Schritt, und zwar nach Art einer rollenden Kegelkugel, an. – Nie sah ich einen Löwen in weiter Flucht, wie so häufig auf Bildern zu sehen, annehmen. Stets machten seine Bewegungen den vorbeschriebenen Eindruck, gleich als wolle er dem Menschen, nach Keilerart, zwischen die Beine fahren. — Ganz anders der Leopard! — Er läßt mit voller Überlegung den im hohen Riedgrase oder Dickicht auf seiner Schweißspur Folgenden, bis auf Sprungnähe herankommen, und fährt dann, mit einem weiten Satze, seinem Bedränger an die Kehle, die Branken hierbei meist in die Schultern schlagend. Oder er läßt auch wohl den Jäger vorbei und nimmt hinterrücks an, was der Löwe sehr selten tun wird. – Man sieht hier recht häufig Menschen mit Kratzwunden auf den Schultern, denen es also möglich gewesen war, den Leoparden abzuwehren, ja, ihn sogar mit dem Messer zu erstechen. Beim Löwen wäre dies wohl nicht gut denkbar.

Daß der Leopard jedoch beim Sprunge auch recht kräftige Brankenschläge, nach Löwenart, auszuteilen vermag, beweist ein Fall, den ich im Jahre 1891 im Hinterlande von Mikindani erlebte, und dessen Wiedergabe hier am Platze sein dürfte.

Auf dem Marsche vom Rovuma nach der genannten Küstenstation begriffen, bezog ich eines Nachmittags bei einem Dorfe Lager, woselbst mir der Jumbe (Ortsälteste) mitteilte, daß die ganze wehrhafte Jugend des Dorfes ausgerückt sei, um einem Leoparden, der allnächtlich die Ziegenställe des Dorfes brandschatzte, den Garaus zu machen. Der Leopard habe auch in der vergangenen Nacht eine Ziege fortgeschleppt. Der Besitzer der Ziege sei, mit Gewehr bewaffnet, der

deutlichen „Schleppe" gefolgt und habe gegen Mittag den Leoparden in dichtem Unterholz angeschweißt. — Wie der Schuß saß, wußte man mir nicht mitzuteilen. Gerade rückte wieder neue Verstärkung im Laufschritt aus, da ein Bote gekommen war, der die Meldung brachte, der Leopard sei in einer „Maramba" festgemacht. Selbstredend schloß ich mich dem „Nachschub", den ich zurückrufen ließ, an und kam nach einer halben Stunde auf die Schweißspur. Nach kurzer Prüfung bestand bei mir kein Zweifel, daß der Leopard brankenlahm geschossen sei. Schweiß lag sehr reichlich, und der rechte Vordertritt fehlte.

Nach einer weiteren halben Stunde hatten wir denn auch das „Gros" erreicht. Es mochten wohl gegen 30 Mann, mit den unglaublichsten Waffen, sein. Alle deuteten, lebhaft gestikulierend und schreiend, in das hohe Gras der Maramba, in das die Schweißspur hineinstand. An verschiedenen Stellen zeigte das noch hellgrüne Gras Spuren mißglückter Versuche, dasselbe in Brand zu stecken. Mein Jagdboy befand sich bei mir, und als ich mit demselben in das mannshohe Gras Schritt für Schritt einzudringen begann, fanden drei oder vier mit Gewehren Bewaffnete den Mut, sich uns anzuschließen. Mein Rat, die Gewehre mit Speeren zu vertauschen, fand keinen Anklang; unter den Speerträgern fand sich auch niemand zum Folgen bereit, und so ging's denn — nun eigentlich vorn und hinten bedroht — vorwärts.

Das anfänglich unangenehm dichte Gras zeigte sich, nach der Mitte der Maramba zu, bedeutend schütterer, so daß auch die Leute herzhafter vor und so ziemlich neben mir gingen. Als wir uns einer jungen Dumpalme näherten, deren fächerartige Blätter sich bis zur Erde neigten, rief ich den Leuten eben noch ein „angalia!" (Achtung!) zu, als auch schon der Leopard in weitem Bogen auf uns zu flog. Und sonderbar! — Obgleich er im Anfange der Flucht direkt spitz auf mich zukam, änderte er, mit fabelhafter Gewandtheit, in der Luft seine Richtung völlig und schlug einen links neben mir schreitenden Eingeborenen mit einem Brankenschlage in die Gesäßgegend — derselbe hatte sich natürlich zur Flucht gewandt — zu Boden.

Es blieb mir weder Zeit noch Raum, den Kolben an die Schulter zu reißen, sondern ich warf nur die Mündung nach links unten und

zerschmetterte dem Leoparden so auf kaum 1 m — natürlich durch Zufall — das Kreuz. Obgleich der Geschlagene sich noch selbst aufrichten konnte, mußte er doch nach dem Dorf getragen werden und starb noch in der nächstfolgenden Nacht, unter größten Schmerzen. Sein Harn war blutig gefärbt, und glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß die Harnblase durch den gewaltigen Schlag zersprengt wurde.

Dem Leoparden war der rechte Vorderlauf, dicht unter dem Blatt, völlig zerschossen. Das Gewehr war, nach gewohnter Manier, mit zwei Rundkugeln geladen gewesen; der Schuß hatte, auf kurze Entfernung abgegeben, so verheerend gewirkt, daß der Lauf tatsächlich nur noch an der Decke hing.

In Port-Saïd machte ich vor Jahren die Bekanntschaft eines deutschen Jägers und Präparators, der seit einem Vierteljahrhundert in Abessinien und dem Somali-Lande jagt. Derselbe hatte auf allen seinen Gewehren eine Einrichtung zum Aufstecken eines kurzen, aber starken, zweischneidigen Bajonetts.

Ich muß gestehen, daß mir diese Einrichtung auf den ersten Blick etwas problematisch erschien, daß ich heute jedoch den Vorteil eines solchen Bajonetts, in einem Falle wie dem eben beschriebenen, nicht unterschätze. Man wird sich den Leoparden damit in manchen Fällen „vom Leibe halten“ können. Dem Löwen gegenüber dürfte ein solches Bajonett natürlich zwecklos sein, da dessen Anprall denn doch ein so starker ist, daß auch ein Hüne von ihm mit Leichtigkeit zu Boden geschleudert werden würde.

Auf der Heimreise.

Nach Wiedergabe der spannenden Schilderungen eines der berühmtesten und erfolgreichsten Afrikajäger, bedaure ich, den Leser einladen zu müssen, sich unserer etwas weniger erfolgreichen Expedition wieder anzuschließen, indem ich gleich vorausschicke, daß der Weg leider nicht in die Elefantenreviere am Gurumasiwa, sondern ins Lazarett nach Dar-es-Salaam führen wird!

Es war in einer herrlichen Vollmondnacht, als wir auf einem Nachtmarsch der Trägerkolonne vorausritten. Der Mond verbreitete Tageshelle und durchleuchtete den kahlen Buschwald so klar, daß jeder Stamm, jeder Ast deutlich erkennbar wurde. Da die Gurte meines Sattels lose geworden waren, beabsichtigte ich abzusteigen, um sie nachzuziehen, wurde jedoch von dem voranreitenden Knochenhauer bedeutet, daß wir in einer halben Stunde den Lagerplatz erreichen würden, mithin diese Mühe zwecklos sei.

Als wir unmittelbar darauf dichten Busch passierten, glaubte ich im unsicheren Mondlicht, zu meiner Rechten, eine Tiergestalt durch das Gestrüpp huschen zu sehen, welche nach meiner Erinnerung vollkommen einer riesigen Katze glich. Bevor ich den Mund öffnen konnte, um Vierordt, der vor mir ritt, auf die überraschende Er-

scheinung aufmerksam zu machen, spürte ich einen ungeheuren Ruck, und mit Donnergepolter rasten, wie auf Kommando, unsere drei Maultiere quer durch den Busch hin.

Was nun folgte, habe ich noch wie einen Traum im Gedächtnis. Bevor ich den verlorenen Sitz wieder zu gewinnen vermochte, rutschte der Sattel in den losen Gurten links hinab, und ich schlug, im Bügel hängend, in die Büsche hinein. Ich habe bei den preußischen Ulanen manche wilde Attacke mitgeritten, aber dieser Sturmritt quer durch den afrikanischen Busch übertraf alle kavalleristischen Erinnerungen. Als Vierordt und Knochenhauer endlich ihre verrückt gewordenen Tiere zu parieren vermochten, blieb mein Klepper ebenfalls stehen, und meine Gefährten waren nicht wenig erstaunt, mich „ventre à terre“ ankommen zu sehen.

Vor allen Dingen nahm ich eine Prüfung der Knochen vor, die, obgleich das Exterieur übel zugerichtet war, befriedigend verlief. Nur im linken Kniegelenk spürte ich einen stechenden Schmerz, dem ich aber um so weniger Bedeutung beimaß, als ich am Gehen wenig gehindert war. Schließlich lachten wir über unser nächtliches Abenteuer und fanden es um so interessanter, als der Führer gleichgültig bemerkte, daß „wahrscheinlich einige Löwen“, die sich im Busch herumtrieben und von den Maultieren gewindet worden sein mußten, diese zur kopflosen Flucht veranlaßt hatten! — Mit dieser Vermutung stimmte auch meine eigene Beobachtung überein.

Als ich am anderen Morgen das Maultier besteigen wollte, lief dasselbe, während ich den Fuß im Bügel hatte, voran, wodurch das Kniegelenk möglicherweise eine Drehung erlitt. Daß das Hängenbleiben im Bügel, auf dem Sturmritt in der vorhergehenden Nacht, eine Zerrung hervorgerufen hatte, war sehr wahrscheinlich. Jedenfalls stellten sich im Laufe des Tages heftige Schmerzen ein, und als das Kniegelenk abends untersucht wurde, erwies es sich dick verschwollen. Von Gehen war natürlich keine Rede mehr; dagegen warf sich von selbst die Frage auf, ob es ratsam erschien, unter diesen Umständen den Marsch ins Innere fortzusetzen. Knochenhauer betonte sofort, daß mit Verletzungen des Kniegelenkes nicht zu spaßen sei, dieselben, nach seiner Erfahrung, vielmehr sehr leicht zu Komplikationen führten. Wie sehr er leider recht behalten sollte,

ergab sich in der Folge nur zu klar; denn ich habe über sechs Monate hindurch an der Gelenkverletzung kuriert.

Als nach einigen Tagen keine Besserung eingetreten war, blieb mir nichts übrig, als mich mit dem Gedanken der Rückkehr nach der Küste vertraut zu machen. Es hatte offenbar keinen Sinn im Innern Afrika's zu sitzen und möglicherweise wochenlang nicht gehen und jagen zu können. Ich machte Vierordt den Vorschlag, mich allein nach der Küste reisen zu lassen, während er den Marsch ins Innere mit Knochenhauer, der bereits vorausgesandten Hälfte der Trägerkolonne folgend, bis zu meiner Wiederherstellung fortsetzen sollte. Er weigerte sich jedoch entschieden, mich im Stiche zu lassen, und ich habe heute die feste Überzeugung, daß ich diesem großmütigen Entschluß das Leben verdanke!

Mit schwerem Herzen gaben wir das Signal zum Rückmarsch nach Kilwa, mit dem Vorsatze, nach meiner Wiederherstellung von neuem nach dem Innern aufzubrechen. In Kilwa hinkte ich einige Tage herum, ohne die geringste Besserung feststellen zu können; ein Arzt war nicht am Platze, und der mich behandelnde Heilgehilfe riet mir, zur Beschleunigung der Wiederherstellung nach Dar=es=Salaam zu reisen, da vermutlich ein Wassererguß ins Gelenk stattgefunden habe.

Der nächste Dampfer nach Dar=es=Salaam war erst in acht Tagen zu erwarten, und ich befand mich, in dem öden Kilwa zum Nichtstun verurteilt, unfähig zum Gehen, in einer geradezu unbeschreiblichen Stimmung. Wie eine Erlösung erschien mir unter diesen Umständen der Vorschlag Knochenhauers, den Dampfer nicht abzuwarten, sondern eine Dhau zu chartern und die etwa 300 km messende Strecke nach Dar=es=Salaam mit Segel zurückzulegen. Nur fort aus dem geisttötenden Faulenzerleben, und wenn die elendeste Dhau der ostafrikanischen Küste das Mittel zur Flucht bieten sollte!

Überdies erschien mir eine lustige Segelfahrt durch den Indischen Ozean, von drei Tagen Dauer, als eine höchst angenehme Abwechslung. Wir charterten denselben Tag noch eine Dhau der Ostafrikanischen Gesellschaft mit einer Bemannung von acht Schwarzen und setzten die Abfahrt auf den Morgen des nächstfolgenden Tages fest.

Den ganzen Tag über war ich von einer mir ganz rätselhaften Mattigkeit befallen, die zeitweise so zunahm, daß ich mich kaum auf=

recht zu erhalten vermochte. Abends stellte sich Reißen im Genick ein, so daß ich alsbald die Prognosis auf Malaria stellte. Allein, Knochenhauer lachte mich aus mit dem Bedeuten, daß es in der trockenen Jahreszeit kein Fieber gäbe.

Am nächsten Morgen war trotzdem ein Fieberanfall festzustellen, dem ich aber weiter keine Beachtung schenkte. In Heiterkeit versetzte uns einigermaßen der Gebrauch des Fieberthermometers, das nicht weniger als 42° C. anzeigte, nachdem ich es vorschriftsmäßig zehn Minuten in der Achselhöhle liegen hatte. Vierordt erschrack nicht wenig beim Ablesen der Temperaturgrade, bis sich das Rätsel löste. Das Thermometer hatte in einem der Blechkoffer gesteckt und war, durch die täglich darauf sengende afrikanische Sonne, bis zu jenem tödlichen Fiebergrad getrieben worden, den es natürlich auch in der Achselhöhle beibehielt, nachdem wir übersehen hatten, das Quecksilber zurückzuschleudern.

An diesem Morgen fuhr der Bezirksamtmann mit dem kleinen Zollkreuzer nach der Insel Mafia zur Revision der Zollstationen, und wir bedauerten, seiner Einladung, ihn zu begleiten, wegen der auf den nächsten Morgen festgesetzten Abreise nicht Folge leisten zu können.

Des anderen Morgens waren wir schon in aller Frühe reisefertig. Zu meiner Freude war das Fieber ausgeblieben, und ich schluckte vorsichtshalber noch eine Chinintablette, um seiner Wiederkehr vorzubeugen. Knochenhauer begleitete uns an den Strand, wo wir uns von ihm herzlich verabschiedeten. Wie eine Ahnung stieg es in mir auf, daß wir uns nicht wiedersehen sollten. Das mörderische Klima hatte schon damals sein Mark vergiftet, und wenige Wochen nach unserem Abschied erlag der 35jährige Mann dem Schwarzwasserfieber in seinem über alles geliebten Elefantenrevier am Gurumasiwa. Er hat die Küste nicht wiedergesehen.

Am Strand wurde ich in einem Tragsessel durch Kettengefangene nach dem weiter draußen harrenden Boot befördert; das Klirren der Sträflingsketten war der letzte Abschiedsgruß Kilwas. Dann flogen wir, durch kräftige Ruderschläge getrieben, hinaus in die See, wo die segelfertige Dhau unserer harrte. Lange noch flatterten unsere Abschiedsgrüße hinüber nach dem Ufer, wo der Führer stand, den wir auf unserem gemeinsamen Jagdzug so sehr schätzen gelernt

hatten, nicht nur als erfahrenen, kaltblütigen Jäger, sondern auch als zuverlässigen, treuen Freund und Gefährten!

Unsere Dhau war ein alter Holzkasten von etwa 20 m Länge und 5 m Breite mit dem charakteristischen, dreieckigen, an einer ungeheuer langen Raae befestigten Segel. Die Fahrt, welche ich auf ihr gemacht habe, werde ich nicht vergessen, wenn ich selbst das Alter Methusalems erreichen sollte. Der „Kapitän" und der „Steuermann", die ich auf einem Bildchen dem Leser präsentiere, hatten richtige Halunkengesichter und würden an jede Kette in Kilwa gepaßt haben. Übrigens war schon in der ersten Stunde unseren beiden Boys anzumerken, daß der Geist Knochenhauers nicht mehr über ihnen schwebte. Die Aussicht, mit den zehn Schwarzen, deren Sprache wir nur brockenweise verstanden, drei Tage und zwei Nächte hindurch, allein durch den Indischen Ozean zu gondeln, hatte unter diesen Umständen wenig Verlockendes.

Kapitän und Steuermann.

Unsere Geduld wurde in den ersten Stunden auf eine harte Probe gestellt. Der Südwest-Monsun traf absolut keine Anstalten, seine Backen aufzublasen; schlaff hing das mächtige Segel herab, und auch ohne Log vermochten wir an dem meterweisen Fortrücken im

Wasser zu beobachten, daß wir im Schneckentempo von etwa 2 Knoten liefen. Wenn der Kahn so weiterschwamm, durften wir hoffen, in etwa acht Tagen glücklich im „Hafen des Friedens“ einzulaufen.

Die afrikanische Ostküste ist außerordentlich riffreich, was schon an den zahllosen Inselchen, die wir passierten, erkennbar wurde. Da wir noch eine große Zahl Patronen für Modell 98 mitführten, unterhielten wir uns mit Scheibenschießen nach den Riffen und brachten den Schwarzen durch Schnellfeuer aus den Repetierbüchsen einen ungefähren Begriff von der Leistungsfähigkeit der Waffen bei. Am meisten schien ihnen das Fehlen des Pulverrauches und die ungeheure Schnelligkeit und Tragweite der auf den Riffen zerstäubenden Geschosse zu imponieren.

Es war etwa elf Uhr vormittags, und immer noch ragte der Cingino, das Wahrzeichen von Kilwa-Kiwindje, über die Wasserfläche empor. Endlich gegen Mittag erhob sich zu unserer Freude eine frische Brise, welche die Dhau rascher durch die indigoblaue Flut gleiten ließ. Wir hatten unsere Schiffsstühle vom „Kaiser“ glücklicherweise mit nach Kilwa gebracht; auf dem Verdeck derart gestellt, daß das Segel die Sonne abhielt, boten sie äußerst angenehme Ruheplätze, und so weit war alles sehr schön und gut, bis plötzlich auftretender Kopfschmerz und steigende Hitze anzeigten, daß bei mir von neuem Fieber im Anzug war. Als wir, nach guter Fahrt, abends die Südspitze der Insel Mafia erreichten, um hier die Nacht über vor Anker zu gehen, lag ich glühend vor Fieberhitze im Schiffsstuhl. Die Sache konnte sehr nett werden!

Vom Land bekamen wir in der Nacht nichts mehr zu sehen. Den „Kapitän“ beauftragten wir, Licht zu machen, und erhielten den Bescheid, daß keinerlei Beleuchtungsmittel an Bord seien! Eine derartige skandalöse Ausrüstung einer der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gehörigen Dhau, für welche uns die runde Summe von 100 Rupies = 140 Mark abgenommen worden war, ging denn doch über das Bohnenlied. Die Kerle hatten nicht einmal das vorschriftsmäßige Signallicht im Top, so daß wir in der rabenschwarzen Finsternis von jedem zufällig daherkommenden Dampfer rettungslos in den Grund gesegelt werden mußten. Wer da weiß, wie häufig derartige Schiffsunfälle selbst bei Beachtung

aller Vorsichtsmaßregeln sich ereignen, kann das Ungemütliche unserer Situation ermessen.

Vierordt wetterte in allen Tonarten über diese schwarze Lotterwirtschaft, ohne daß es jedoch dadurch heller an Bord wurde oder der Gleichmut der Schiffsmannschaft den geringsten Stoß erlitt. Im Laufe des Abends legte ein Boot bei der Thau an, und die gesamte schwarze Mannschaft stieg ein, um, wie sich später herausstellte, einem Negerdorf auf Mafia einen nächtlichen Besuch abzustatten. Wir blieben mit unseren beiden Boys allein auf der an uns gänzlich unbekanntem Ort, fern vom Lande, ankernden Thau zurück; ein solcher unglaublicher Leichtsinn überstieg alle unsere Begriffe von der Unzuverlässigkeit der Schwarzen.

Siesta auf der Thau.

In völliger Finsternis lag ich schwer fiebernd im Schiffsstuhl, von Vierordt fürsorglich mit zwei Woylachs zugedeckt, so daß der Schweiß stromweise an mir hinabrann. Es war eine fürchterliche Nacht, und ich vermochte mit dem besten Willen nicht zu der optimistischen Auffassung zu gelangen, daß die Malaria einem etwas kräftigen Schnupfen gleichwertig sei. Der Puls zählte 120—130 Schläge, und mir war so elend zu Mute, daß ich kaum zu sprechen vermochte.

Mit hastiger Hand durchwühlte Vierordt die Blechkoffer nach unserer Expeditionslaterne, und — Triumph! — es fand sich noch ein Stück Kerze, mit dem sich unsere trübselige Lage beleuchten ließ. Welch' wunderbaren Einfluß übt doch so ein Lichtschimmer, wenn er in undurchdringlicher Finsternis plötzlich aufleuchtet!

Gegen Mitternacht wurde ein heller Schein über der schwarzen Fläche des Ozeans sichtbar, und bald erhob sich langsam der „trübselige Freund", der Mond, mit seinem unsicheren Licht die unendliche Wasserfläche überflutend. Vielleicht habe ich nie im Leben die Silberscheibe mit größerer Freude begrüßt als in jener Nacht auf der Dhau im Indischen Ozean.

Auf der Back der Dhau.

Es mochte 3 Uhr des Morgens sein, als näherkommender Lärm die Rückkehr der schwarzen Bande ankündigte. Die Kerle befanden sich, jedenfalls unter der Einwirkung von Pombe oder Palmwein, in sehr animierter Stimmung, und es währte geraume Zeit, bis Stille eingetreten war. Gegen Morgen ließ das Fieber nach, und bei Tagesanbruch befand ich mich wieder ziemlich wohl.

Sobald die kurze Dämmerung anbrach, lichteten die Schwarzen den Anker, und unter der frischen Morgenbrise tanzte die Dhau über die leichtbewegte See weg. An der Küste entlang segelnd bemerkten wir einen kleinen Dampfer, der, nahe am Ufer hin,

den Kurs nach Süden hielt. Wir erkannten in ihm den Zoll-kreuzer des Bezirksamtmanns und suchten uns durch Tücherschwenken und Büchsenschüsse bemerkbar zu machen, in der Hoffnung, den Dampfer zur Weiterreise nach Dar-es-Salaam benutzen zu können. Allein, alle Bemühungen waren vergeblich. Die Schüsse verhallten über der weiten Wasserfläche wirkungslos, und der etwa zwei See-meilen entfernte Dampfer setzte, ohne auf unsere Dhau zu achten, seinen Weg fort.

Mein treuer Fikerini bei seiner liebsten Beschäftigung.

Als wir nachmittags 4 Uhr die Zollstation auf der Insel Kwalle, in der Höhe der Rufiji-Mündungen passierten, lag ich wieder mit hohem Fieber im Schiffsstuhl. Gegen Abend stellten sich Symptome von Herzschwäche mit Ohnmachtsanfällen ein, die bei Malaria immer höchst bedenklich sind. Ich lag völlig teilnahmlos im Stuhl, und Vierordt gestand mir später, daß er nicht geglaubt habe, mich lebend nach Dar-es-Salaam zu bringen. Er bot alles auf, um meine Lage zu erleichtern, und ich halte mich verpflichtet, auch an

dieser Stelle meinen Dank auszusprechen dem bewährten Freunde, der sich keine Minute Ruhe gönnte, als wir, in der einsamen Dhau, während jener furchtbaren Nacht auf den Wogen des Indischen Ozeans schaukelten.

Mit Einbruch der Dämmerung ging die Dhau bei Kap Mwambamku vor Anker. Um die drohende Herzschwäche zu bekämpfen, kommandierte Freund Vierordt die Schwarzen zum Wasserkochen. Da eine Kochstelle nicht vorhanden war, machten die Kerle unten im Schiffsraum auf der Diele Feuer an; wenn das alte hölzerne Schiff in Brand geraten wäre, hätte von einer Rettung keine Rede sein können, da natürlich kein Rettungsboot vorhanden war.

In einen Becher heißen Wassers rührte Vierordt einige Löffel Liebigschen Fleischextrakt, und gehorsam schluckte ich die fürchterliche Brühe. Nachdem noch einige Cognacs aufgesetzt waren, kam wieder Leben in die versagende Pumpe, und in völliger Finsternis warteten wir sehnsüchtig den um 1 Uhr aufgehenden Mond ab. Vierordt bot seine ganze Sprachwissenschaft in Kiswahili auf, um dem „Kapitän" klar zu machen, daß er unter allen Umständen nach Mondaufgang abfahren müsse, damit ich am nächsten Tag im Lazarett in Dar-es-Salaam aufgenommen werden könne. „Haja Safari Dar-es-Salaam!" („Schleunigst auf nach Dar-es-Salaam!") lautete die Losung. Ich habe mir später eine Seekarte des Mafia-Kanals mit seinen zahllosen Korallenriffen angesehen und betrachte es heute noch als Wunder, daß diese Segelfahrt bei Nacht ablief, ohne daß wir auf einem Riff zerschellten!

Um ½2 Uhr war die Dhau segelfertig, und der Schwarze hielt klugerweise vom Lande ab, um hinaus auf die offene See zu steuern. Nach etwa einer Stunde schaukelten wir inmitten der schaumgekrönten Wogen des vom Monsun bewegten Ozeans. Der Mond warf sein bleiches Licht über die wogende, endlose Wasserfläche, während die Schwarzen, gleich Gespenstern, zwischen dem Tauwerk umherkletterten. Den Kurs nahmen sie nach den Zeichen des Himmels, denn irgend welche Instrumente befanden sich nicht an Bord, und von Land war längst keine Spur mehr wahrzunehmen.

Die Fahrt durch die hochgehenden Wogen und der scharfe Wind übten eine wunderbare Wirkung auf den fieberglühenden Körper —

ich erholte mich von Stunde zu Stunde mehr, und war bei Tagesanbruch wieder verhältnismäßig wohlauf.

Nachmittags 2 Uhr erreichten wir endlich — am dritten Tage der Reise — Dar-es-Salaam. Das Fieber trat mit erneuter Heftigkeit auf, und nach kurzem Aufenthalt im „Hotel zum Deutschen Kaiser" legte ich mich in den Krankenwagen, in welchem ich von mehreren Schwarzen hinaus in das Gouvernementslazarett gefahren wurde, das so verheißungsvoll und einladend draußen am Strand steht. Wie mancher arme Teufel hat diese Fahrt schon gemacht, bevor er die große Reise in die besseren Jagdgründe antrat!

Ich will die Leser mit keiner Krankengeschichte langweilen. Nach einer Woche wurde ich aus dem Lazarett entlassen mit dem wohlgemeinten ärztlichen Rat, die Gefahren des Fiebers nicht zum zweiten Male herauszufordern, sondern den Staub Afrika's von den Stiefeln zu schütteln. Der Arzt hatte die Diagnose auf hochgradige Neurasthenie, unter besonderer Mitleidenschaft des Herzens, als Folgeerscheinung der Malaria (das Fieber war auf 41° gestiegen), gestellt; ich hatte noch längere Zeit mit diesen Nervengeschichten zu tun und mußte jedenfalls den Gedanken an eine Wiederholung der Jagdexpedition völlig aufgeben. Das waren bittere Enttäuschungen!

Im Gouvernementslazarett, das ganz hotelartig mit separaten, hübschen Zimmern ausgestattet ist und herrlichen Ausblick über den Ozean gewährt, traf ich einen Offizier vom Kreuzer „Kondor", der an schwerer Malaria litt, sowie einen mir von früher bekannten Beamten, welcher während sechs Tagen Fiebertemperaturen von 41° ausgehalten hatte. Die Leute sahen erbärmlich aus; wer die alberne Ansicht hegt, die tropische Malaria habe die Bedeutung eines Schnupfens, der sollte sich einmal eine solche lebende Ruine ansehen, der das Fiebergift im Blute steckt. Das Malariagift hat manche Ähnlichkeit mit der Syphilis, wenigstens sofern beiden Krankheitskeimen die Eigenschaft eigentümlich ist, ganz unvermutet nach Monaten, ja sogar Jahren, wieder aus völliger Latenz herauszutreten. So wurde ein Fall erzählt, in welchem ein Beamter, der nach längerem Aufenthalt in Ostafrika wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, sechs Monate später plötzlich an Schwarzwasserfieber erkrankte und starb! Nein — ein Schnupfen ist die oft-

afrikanische Malaria wahrhaftig nicht! Wen sie einmal gehörig geschüttelt hat, der ist von diesem Wahnglauben für immer geheilt!

Auf der Rückreise mußte ich, um Recidiven vorzubeugen, nach ärztlicher Verordnung jeden vierten Tag ein Gramm Chinin nehmen. Und dennoch habe ich ein Jahr später, auf einer Jagdreise durch Rußland, Fieberanfälle gehabt, welche in mir Zweifel erregten, ob sie nicht als eine Erinnerung an die ostafrikanischen Waldsteppen, d. h. als ein Aufflackern der Malaria anzusehen waren! Wenigstens erschien mir das plötzliche Aufflammen der Fieberhitze, die kolossale Hinfälligkeit und die rasche Wiederherstellung, als ganz charakteristisch.

Mit dem bereits erwähnten Beamten hatte ich eine sehr bemerkenswerte Unterhaltung. Bezugnehmend auf seine durch das heftige Fieber erzeugte Hinfälligkeit — er steckte in seinem weißen Tropenanzug, wie ein vertrockneter Nußkern in der klappernden Schale! — äußerte ich die Vermutung, daß er, gleich mir, dem Fieberlande wohl schleunigst den Rücken kehren werde.

„O nein!“ erwiderte er feierlich; „vorher habe ich noch eine Reihe von Pflichten zu erfüllen!“

Auf meine Frage, was denn das für Aufgaben seien, die seiner noch harrten, sprach er mit der Geberde eines alten Römers, der sich für sein Vaterland zu opfern anschickt: „Ich muß denen den Weg ebnen, die nach mir kommen werden!“

Es lag mir auf der Zunge, diesem Märtyrer der modernen Kolonialpolitik zu sagen, daß ich es ganz in Ordnung finde, wenn sich ein Narr für die nachfolgenden aufopfere. Rechtzeitig fiel mir jedoch das vortreffliche arabische Sprichwort ein: „Am Baum des Schweigens hängt seine Frucht — der Friede!“

— — Da wir keinerlei Pflichten gegen irgend welche Nachkommen in Afrika zu erfüllen hatten, fuhren wir mit dem kleinen Dampfer „Rufiji“ nach Sansibar, um uns hier mit dem Dampfer der Messageries maritimes „Natal“, der anderen Tags eintreffen sollte, nach Europa einzuschiffen.

Wir mußten zwei Tage in Sansibar bleiben und unternahmen unter anderem eine Wagenfahrt in die auf den benachbarten Bergen gelegenen Nelkenplantagen, wo sich ein herrlicher Blick über die Stadt Sansibar und ihre Rhede bis an die, von einem zarten

Dunstschleier verhüllten Bergkuppen des afrikanischen Festlandes eröffnete.

Wenn der Blick derart unbegrenzt über das in der Üppigkeit tropischer Vegetation prangende Land und über das indigoblaue Meer schweift, drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Was wird aus diesen unendlichen Gebieten im Laufe der Zeit werden? Wird die europäische Kultur hier festen Fuß fassen und, siegreich den Kampf gegen die Tücken des Klimas aufnehmend, die Lebensbedingungen derart umgestalten, daß Ansiedler eine dauernde Heimstätte zu finden vermögen?

Promenadedeck des „Natal“.

— Ich glaube es nicht; denn die dem Weißen feindlichen Elemente sind zu allgewaltig, zu tief begründet in unabänderlichen natürlichen Verhältnissen, um solche Hoffnungen auf die Zukunft zu rechtfertigen.

Und trotz der deutlichen Sprache, welche die Natur hier allerorts redet, hängen die weißen „Afrikaner“ mit unglaublicher Begeisterung an einem Lande, dessen glühende Sonne sie nicht ertragen, das ihnen die größten Entbehrungen auferlegt, sie mit Krankheit und Siechtum bedroht und selbst der unverdrossensten Arbeit einen mehr als kärglichen Lohn gewährt!

Ich habe mich hundertmal gefragt, woher dieser, jeden Einzelnen beseelende Optimismus rührt, dieser Zauber, der beinahe alle erfaßt und sie in seinen Bann zwingt, bis es keine Umkehr mehr gibt! Darauf habe ich nur eine Antwort gefunden, die in dem Zaubernamen „Afrika“ liegt! Afrika, der „dunkle Welt-

teil“ mit seinen tausend Gefahren, Rätseln und Geheimnissen, wie sie uns, von Jugend auf, im Lichte einer düsteren Poesie vorgeführt worden sind und im Laufe der Zeiten Hunderte berühmter Forschungsreisenden ins Verderben gelockt haben! — Afrika — der finstere Koloß mit seinen von den Riesen der Tierwelt belebten Savannen, Steppen und Urwäldern, mit seinem, zum größten Teil heute noch so gut wie unbekannten Innern! Das Bewußtsein, diesen Boden zu betreten, am Strande des Wunderlandes zu leben, erweckt schon geheime Schauer, die von dem Gefühl der Heldenhaftigkeit oft nicht sehr weit entfernt sein mögen!

Ich weiß nicht, ob diese psychologische Erklärung die „Afrikaner“ selbst befriedigen wird, halte sie jedoch für vollkommen zutreffend. Jedenfalls dürfte es schwer fallen, die rätselhafte Anziehungskraft des kulturfeindlichen Landes auf andere Weise zu definieren.

Als wir gegen Abend zur Stadt zurückfuhren, ertönte aus allen Richtungen das Gequacke der in zahllosen Tümpeln hausenden Frösche, das keinerlei Ähnlichkeit mit dem Konzert unserer europäischen Frösche hat. Anfangs hielt ich die merkwürdigen Laute, als sie mir bei Dar-es-Salaam zu Ohren kamen, für das Zwitschern einer Vogelart. „Wuit! Wuit! Wuit! Wuit!“ klingt es von allen Seiten und so gar nicht an unseren heimischen Wasserfrosch erinnernd. In Brehms Tierleben sind die Frösche des äquatorialen Afrika, wie viele andere Tiergattungen, ganz unvollständig behandelt. Dagegen lese ich in demselben Werk Ausführliches über die Pfeiffrösche Südamerika's. Zweifellos gehören die von mir gehörten Afrikaner derselben Gattung der „Pfeifer“ (Leptodactylus) an.

Der Messagerie-Dampfer „Natal“ ist ein mächtiges, 7—8000 Tonnen haltendes Schiff mit vorzüglicher Einrichtung; die Linie vermittelt den Verkehr zwischen Madagaskar und Frankreich. Kabinen hatten wir uns schon vorher bestellt, und abends sieben Uhr gingen wir an Bord. Das Schiff war angefüllt mit französischen Offizieren und Soldaten, die, nach längerem Tropenaufenthalt auf Madagaskar, zurückkehrten à la belle France. Der riesige Speisesaal der I. Klasse vereinigte alltäglich beim Dejeuner und Diner etwa 150 Passagiere, darunter ein Dutzend englischer Offiziere aus Südafrika, welche an einer besonderen Tafel speisten. Abends sieben Uhr er-

schienen die Herren stets in full dress, im Frackanzug. Morgens setzten sie sich im Schlafanzug, ungewaschen und ungekämmt, an den Kaffeetisch, selbst in Gegenwart von Damen. Einen der Gentlemen, eine lange, hagere Gestalt habe ich heute noch vor Augen; die roten Haarsträhnen hingen ihm jeden Morgen über die Ohren herab, wie einem Pudelpointer, den seit Monaten keine Bürste berührt hat. — Eine sehr feine Gesellschaft!

Übrigens entsprachen auch die Franzosen in keiner Weise den Vorstellungen, welche man, bei uns in Deutschland, sich von Offizieren zu machen gewohnt ist. Die Manieren und das Exterieur der Herren blieben, nach meinem Ermessen, hinter den Lebensgewohnheiten der meisten deutschen Unteroffiziere zurück.

Der mit steifem Südwest segelnde Dampfer erreichte bereits am Abend des vierten Tages, bei Ras Hafun, einem wild gerissenen Kap, die öde Somaliküste, etwas südlich von Kap Guardafui. Wir fuhren auf eine halbe Seemeile Entfernung an diesem schauerlichen Gestade entlang, dessen vegetationslose Sandflächen abwechseln mit im Lichte der untergehenden Sonne unheimlich leuchtenden, wilden Kalkfelsen. Ich glaube nicht, daß eine Küste auf dem Erdenrund einen gleich unheimlichen Eindruck macht, wie das Somaliland in seiner nordöstlichen Spitze. Die norwegische Küste, nördlich von Trondhjem, so einsam und öde sie erscheinen mag, läßt sich damit in keiner Weise vergleichen. Die Dampfer meiden auch mit gutem Grund den gefährlichen Strand, und nehmen den Weg, in der Regel, weit draußen durch den Indischen Ozean.

Das Wetter, das bisher angenehm kühl gewesen war und mit zeitweiligen Regenböen Temperaturen von 25—28° C. gebracht hatte, änderte sich, während wir uns, am sechsten Tage der Reise, der französischen Besitzung Djibouti in der Tadjura-Bai näherten. Als der Dampfer im Hafen von Djibouti vor Anker ging, herrschte völlige Treibhaustemperatur, die uns aber nicht hinderte, der „Stadt“ einen Besuch zu machen.

Seit 1895 ist Djibouti, an Stelle von Obok, Sitz der französischen Verwaltung der Kolonie „Côte des Somalis et dépendances“ geworden. Die Bedeutung der Besitzung ist in ihrer Lage zu dem nahen Abessinien zu suchen. Am 14. Juli 1900 wurde die Eisen-

bahn nach Harar eröffnet, die eine Schienenlänge von 108 km hat und jedenfalls bald fortgesetzt werden wird. Von allen Küsten aus bohrt die moderne Kultur ihre gewaltigste, siegreichste Waffe, den dem Dampfroß den Weg bahnenden Schienenstrang, in den Riesenleib des bislang unbezwinglichen Kolosses Afrika, und die Schrecken der Wildnis verflüchtigen sich bei dem schrillen Pfiff der Lokomotive. Nach wenigen Jahrzehnten werden die dunkelsten Stellen des schwarzen Kontinentes ihres sie verhüllenden Schleiers beraubt sein, — aber der Kulturmensch wird in den erschlossenen Einöden keine dauernde Heimstätte finden! Denn gewaltiger, als alle Kulturmittel, sind die Naturgesetze und ihr eherner, unabänderlicher Gang.

Djibouti besteht aus wenigen, sich um den weiten Marktplatz gruppierenden Europäerhäusern, worunter die Hälfte sich aus Cafés, Hotels und Warenmagazinen zusammensetzt. Das Eingeborenenviertel mit seinen zahllosen Schilfhütten schließt sich dicht an; über dem Ganzen brütet eine Hitze, welche jedem Treibhaus Ehre gemacht hätte, und von den Hütten der Somali her dringt ein Duft, so hochafrikanisch, daß wir in beschleunigtem Tempo Kehrt machten.

Vor dem „Café du Louvre“ genehmigten wir einen Abendschoppen, wofür wir fürchterlich geschröpft wurden, und handelten von einigen Somali Straußenfedern ein. Ich kaufte für 13 Franken ein Dutzend prächtiger Federn und ärgere mich heute noch, daß ich versäumte, mehr zu erwerben. Die Damen, welchen ich die Federn verehrte, waren entzückt über deren Schönheit.

Bei einer Temperatur von 38° C. nahmen wir im „Hôtel de France“ ein mittelmäßiges Souper ein und fuhren in einem Ruderboot nach dem Dampfer zurück. Nirgends habe ich das Meeresleuchten herrlicher beobachtet als in dem warmen Wasser vor Djibouti. Jeder Ruderschlag erregte einen Funkenregen, und die ins Meer getauchte Hand glühte, wie flüssiges Silber. Zweifellos war diese Leuchtkraft der Infusorien auf den hohen Wärmegrad des Wassers zurückzuführen.

Die kolossale Hitze verursachte uns einige Beklemmung, mit Rücksicht auf das anderen Tages zu erwartende Einlaufen ins Rote Meer. Was mußte dort erst für eine Temperatur herrschen, wenn es im Golf von Aden schon derart erstickend heiß war!

Am anderen Morgen um 1/29 Uhr passierten wir die berühmte Straße von Bab el Mandeb, eine Meerenge, deren Breite ich auf 10 bis 12 Seemeilen schätzte. Das „Tor der Tränen", wie der Araber in seiner bilderreichen, poetischen Sprache die berüchtigte Meerstraße nennt, weist eine Unmasse scharfzackiger Riffe auf, die in ihrer Gesamtheit einen unheimlichen Eindruck machen. Im Hintergrund türmen sich, auf der afrikanischen, wie auf der arabischen Seite, wildzerrissene Felsgebirge drohend empor und bieten ein Bild, das ich mit keinem anderen vergleichen kann, als mit dem der Lofoten, wenn man sich, von Bodö aus, über den Vestfjord der imposanten Inselgruppe nähert.

Ein unerhörtes Glück begünstigte unsere Fahrt durchs Rote Meer. Gleich beim Einlaufen wehte uns eine scharfe Brise entgegen, und abends prasselte ein erfrischender Regen nieder. Vierordt, der die Straße von Bab el Mandeb zum sechstenmal passierte (er hatte bereits zwei Reisen nach Indien und China unternommen), versicherte, daß sich ein Wunder ereigne, denn in jenen Gebieten ist Regen ein Naturereignis, wie bei uns etwa Schnee im Mai.

Am Nachmittag desselben Tages begegneten wir, dicht bei der Insel Gebel Zongue, zwei österreichischen Panzerkreuzern, die auf der Fahrt nach China begriffen waren. Auf kurze Entfernung zogen die grauen Kolosse vorüber und verschwanden bald in dem über dem Meer lagernden regenschwangeren Dunst. Auf der Weiterreise passierten wir noch mehrere deutsche, französische, englische und auch russische Truppentransportschiffe, die alle dem in China losgebrochenen Hexensabbath zusteuerten.

Der Regen dauerte auch am nächsten Morgen noch an; die Temperatur hielt sich auf etwa 30° C., stieg im Maximum, auf der ganzen Durchfahrt durch das wegen seiner abnormen Hitze gefürchtete Meer, auf 31½° C., so daß wir die Reise unter Verhältnissen zurücklegten, wie sie auf der Nord- oder Ostsee nicht günstiger sein können.

Bereits am vierten Abend nach unserer Abreise aus Djibouti kam die Sinai-Halbinsel in Sicht, und unter den Passagieren entstand ein gelehrter Streit darüber, ob der hohe, scharfzackige Gebirgszug, der, vom Licht der untergehenden Sonne in feurige Glut getaucht,

gegen Osten emporragte, der Sinai sei. Einzelne behaupteten, der Sinai sei zu weit entfernt, um vom Meer aus gesehen werden zu können. Mittlerweile habe ich mich auf der Karte durch Messungen überzeugt, daß wir tatsächlich den in der Luftlinie etwa 60 bis 70 km entfernten heiligen Berg von der Höhe des Säntis vor Augen gehabt hatten, von welchem Moses die zehn Gebote herabholte und sie dem auserwählten Volk verkündete. Schade, — der alte Herr hat mit seiner berühmten Gesetzgebung in der Praxis so wenig Erfolg gehabt, daß seine zehn Paragraphen heute durch Gesetze gegen Wucher, Halsabschneiderei und unlauteren Wettbewerb vervollständigt werden müssen.

Nachdem wir morgens von Suez abgefahren waren, erreichten wir nachts 2 Uhr Port Saïd, wo der Dampfer bis morgens 6 Uhr liegen bleiben sollte. Wir gingen an Land, um Einkäufe zu machen und fanden sämtliche Verkaufsläden, Cafés u. s. w. geöffnet, wie am hellen Mittag. Der bekannteste Bazar ist der von Simon Arzt, in dessen Räumen sich eine Menge Käufer drängte, darunter eine Anzahl deutscher Offiziere, welche auf der Ausreise nach China begriffen waren.

Mit Tagesanbruch steuerte der „Natal" ins Mittelländische Meer hinaus, und nach einiger Zeit sahen wir mit Port Saïd die afrikanische Küste im Meer versinken. — Adio — Afrika! Wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen!

Am nächsten Abend kam mit den Kalkfelsen Kretas der erste Punkt europäischer Erde in Sicht. Auf dem Dampfer war es sofort mit dem Einlaufen ins Mittelländische Meer europäisch geworden, und an Stelle der Tropenanzüge traten die dunklen Uniformen des zivilisierten Europa.

Vierordt hatte seinen schwarzen Boy Seliman als Diener mit nach Europa genommen, und wir waren einigermaßen gespannt, was der Bursche sagen würde, beim Anblick der vielen neuen Dinge, die ihm als Wunder erscheinen mußten. Als wir an der Küste von Süditalien entlang dampften, brauste in kurzer Entfernung ein Eisenbahnzug vorüber, den der Schwarze, herbeigerufen, mit sichtbarem Vergnügen, aber ohne alles Staunen betrachtete. Auf die Frage, wie ihm das neue Fuhrwerk gefalle, erwiderte er grinsend: „Uleia

(Europa)! Die Europäer sind Tausendkünstler und können die schwierigsten Sachen machen!" Dieselbe Gleichgültigkeit legte er angesichts des Straßengetümmels in Marseille an den Tag, und die berühmte Drahtseilbahn auf die Felsenhöhe von Notre dame de la garde setzte uns in größeres Staunen als den Negerjungen, der in seinem Leben nichts als die afrikanische Ostküste und die Waldsteppen des Innern gesehen hatte. Der Begriff „Uleia" enthielt für ihn die Erklärung aller Wunder, und wenn man ihm den Mond vom Himmel herabgeholt hätte, so würde er sehr wahrscheinlich auch diese Leistung kaltblütig mit „Uleia" abgetan haben. Beiläufig bemerkt, erregte der Schwarze, als er, in seinem gelben Khakianzug mit der knallroten Mütze, auf dem Kutschbock einer Droschke durch die Straßen Marseilles fuhr, derart das öffentliche Interesse, daß wir, in der großen Seestadt, darob uns nicht wenig wunderten. Seliman beobachtete mit nicht geringer Befriedigung und Stolz, in welchem Maße er Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde.

Nach einer stürmischen Fahrt an der Küste Sardiniens entlang, und nachdem wir, im Anblick der steilen, wolkenumsäumten Gebirge Korsika's, die interessante Meerstraße von Bonifacius passiert hatten, grüßten wir, in der Frühe des siebzehnten Tages unserer Meerfahrt, mit freudigem Herzen die grünen Ufer Frankreichs.

Unsere Ungeduld, europäischen Boden wieder zu betreten, wurde, durch eine hochnotpeinliche Desinficierung aller Schiffskabinen und die Beschlagnahme aller gebrauchten Wäschestücke behufs Desinfektion, auf das höchste gesteigert. Das Schiff kam aus pestverdächtigen Häfen, und alles Räsonieren half nichts. Der Hokuspokus mit der Wäschedesinfektion war mir doch zu dumm; ich warf den ganzen Plunder durch die Kabinenluke ins Meer hinaus und sehe heute noch die weitaufgerissenen Augen der Sanitätskommission, als ich auf die Frage: „Mais, Monsieur où est donc votre linge?" nach der Luke zeigend, erwiderte „Il est passé par là!"

In Marseille trennte ich mich von Freund Vierordt, der über Genf nach Luzern zu fahren beabsichtigte, um am Vierwaldstättersee einige Zeit zu verleben. Abends fuhr ich nach herzlichem Abschied von meinem Jagdgefährten, mit dem ich monatelang Leid und Freud geteilt hatte, mit dem „Rapid" nordwärts, und ein eigenartiges Ge-

fühl überkam mich, als ich am Abend des nächsten Tages die vom Lichte der scheidenden Sonne übergossenen, sanft geschwungenen, blauen Höhenzüge des Schwarzwaldes vor mir liegen sah.

„O Schwarzwald, o Heimat! Wie bist du so schön!"

— Und dennoch! — während der Schnellzug, der wiedererreichten Heimat zu, durch die friedlichen, vom ersten Schatten der Dämmerung verschleierten Gefilde des Kulturlandes braust, drängen sich andere, fremdartige Bilder vor das Auge! — Blutigrot leuchtet der Horizont auf von der Glut des Savannenbrandes und hebt sich scharf ab, von der düsteren, einförmigen, in unermeßlicher Ausdehnung daliegenden Waldsteppe! Drei Reiter ziehen einsam ihres Weges, Büchsenläufe funkeln im Mondstrahl, und nur das Schnauben der Tiere unterbricht die majestätische Stille der Wildnis! — — Vorüber! — In der Ferne funkeln die Lichter der Heimat, der wiedererreichten! Vorüber sind die Tage des freien, schrankenlosen Jägerlebens in der Wildnis, und ihre Arbeit beginnt — die Erinnerung!